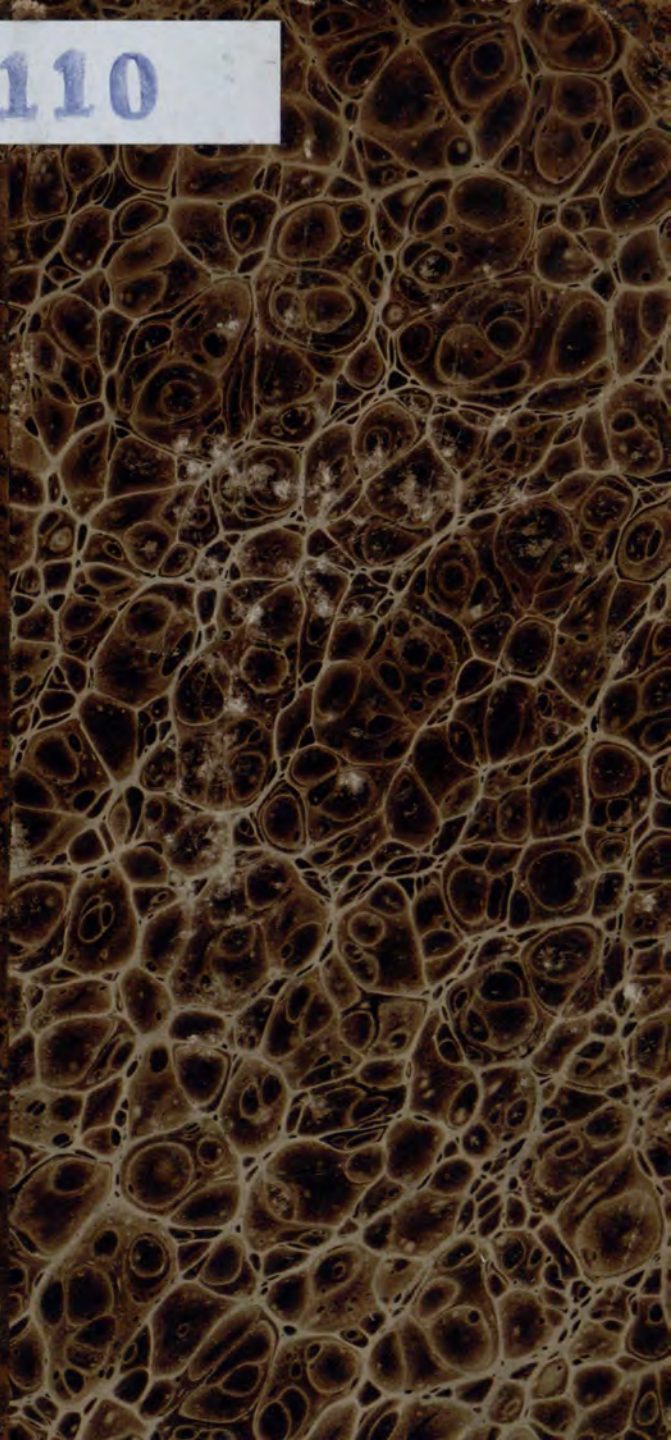


4110



C 155.



Begebenheiten

des

Capitains von der Russisch : Kaiserlichen Marine

G o l o w n i n ,

in der

Gefangenschaft bei den Japanern

in den

Jahren 1811, 1812 und 1813,

nebst

seinen Bemerkungen

über das japanische Reich und Volk

und

einem Anhange des Capitains Riford.

Aus dem Russischen übersetzt

von

Dr. Carl Johann Schulz.

Zweiter und letzter Theil.

Mit fünf Planen.

Leipzig, bei Gerhard Fleischer dem Jüngern.

1818.

*Japane
Majora*

CBGiOŚ, ul. Twarda 51/55
tel. 22 69-78-773



Wa5168153



4110

V o r e r i n n e r u n g .

Um den etwanigen Vorwürfen wegen des späten Erscheinens des zweiten Theils zu entgehen, glaubt der Uebersetzer zu seiner Rechtfertigung die Ursachen angeben zu müssen, die diese Verzögerung veranlaßten. Im Sommer 1816., als er stündlich vom Capitain Golownin einen Abdruck seiner Bemerkungen über Japan erwartete, wurde er auf Allerhöchsten Befehl aus dem russischen Kaiserl. Reichscollegio der auswärtigen Angelegenheiten nach den Niederlanden abgefertigt, um die Stelle eines Secretairs bei S. K. K. H. der Großfürstin Anna Pawlowna, Erbprinzessin der Niederlande, einzunehmen. Von dem 2ten Bande, d. h. den Bemerkungen über Japan und dem Berichte des Ca-

pitain Rifords war nur ein Manuscript vorhanden. Dieses konnte Capitain Golownin nicht entbehren. Im Herbst desselben Jahres schickte er dem Uebersetzer ein Exemplar seines Werks durch einen Reisenden, allein es muß durch Nachlässigkeit desselben verloren gegangen seyn. Erst im November 1817. erhielt der Uebersetzer das russische Original in Brüssel. Anderthalb Jahr gingen also in stetem Warten verloren.

Haag, den 23. Febr. 1818.

Dr. C. J. Schulz.

B e m e r k u n g e n
des
Capitains Colownin,
über
das japanische Reich und Volk.

The first part of the book is devoted to a general
 introduction of the subject, and to a description of the
 various methods which have been employed for the
 purpose of determining the true nature of the
 matter in question. It is shown that the
 results of these experiments are in general
 in accordance with the theory, and that the
 only deviations are such as may be expected
 from the imperfect nature of the apparatus
 employed. The second part of the book is
 devoted to a more detailed description of the
 experiments, and to a discussion of the
 results. It is shown that the results are
 in general in accordance with the theory, and
 that the only deviations are such as may be
 expected from the imperfect nature of the
 apparatus employed. The third part of the
 book is devoted to a discussion of the
 results, and to a comparison of the results
 with the theory. It is shown that the
 results are in general in accordance with the
 theory, and that the only deviations are such
 as may be expected from the imperfect nature
 of the apparatus employed.

THE END OF THE WORLD

Die Erzählung meiner Begebenheiten in der Gefangenschaft bei den Japanern hat schon zur Genüge bewiesen, daß die Mittel, die mir zum Sammeln von Nachrichten über dieses Volk und Reich zu Gebote standen, nur mangelhaft und sehr beschränkt waren. Jede Entschuldigung von meiner Seite muß daher überflüssig erscheinen. Ich hatte es bloß für nothwendig zu bemerken, daß ich den größten Theil dieser Nachrichten über Japan aus den Gesprächen mit unsern Dolmetschern und Wächtern geschöpft habe; da es sich aber nicht selten traf, daß diese sich in ihren Aussagen gänzlich widersprachen, so hielt ich es für Pflicht, bloß solche Dinge in meinen Bemerkungen aufzunehmen, die auf die übereinstimmende Aussage mehrerer Japaner begründet waren. Wäre Japan den Europäern mehr bekannt, als es in der That ist, so hätte ich es nicht wagen können, meiner Erzählung so unvollkommene und unzureichende Nachrichten über dies merkwürdige Reich anzuhängen. Bei unserer jetzigen Kenntniß von Japan aber kann ich wohl hoffen, daß das Publikum dieselben wohlwollend aufnehmen werde.

Ungeachtet der Kürze meiner Bemerkungen hielt ich es doch für besser, sie, den verschiedenen Gegenständen

gemäß, in mehreren Rubriken auf einander folgen zu lassen:

- I. Geographische Lage, Klima und Größe.
- II. Abstammung des japanischen Volks.
- III. National-Charakter, Aufklärung und Sprache.
- IV. Religion und Religionsgebräuche.
- V. Verwaltung des Reichs.
- VI. Geseze und Sitten.
- VII. Erzeugnisse des Landes, Gewerbe und Handel.
- VIII. Bevölkerung und Kriegsmacht — und endlich
- IX. Völker, die den Japanern Tribut zahlen und Colonien.

I.

Geographische Lage, Klima und Größe.

Die geographische Lage der japanischen Besitzungen entspricht, der Breite nach, der Lage der zwischen den südlichen Provinzen Frankreichs und dem südlichen Theil von Marocco gelegenen Länder auf unserer Erdhälfte; der Länge nach liegen sie über 100° östlich von St. Petersburg, so daß die Sonne in dem mittlern Theile von Japan sieben Stunden früher aufgeht, als in jener Hauptstadt. Das japanische Reich besteht aus Inseln, von denen die größte und bedeutendste die Insel Nippon ist. Ihre größte Länge von Süd-Westen nach Nord-Osten beträgt 1300 Werste; ihre größte Breite ungefähr 260 Werste. Nördlich von Nippon, in einer kleinen Entfernung, liegt die 22ste kurilische Insel Matmai oder Matsmai, deren Umkreis 1400 Werste beträgt. Im Norden von Matsmai befinden sich die Insel Sachalin, von der aber bloß die südliche Hälfte den Japanern gehört, da die andere den Chinesen unterthan ist, und die drei von den Japanern besetzten kurilischen Inseln: Kunaschir, Eschikotan und Iturup (Turpu.) Südlich von Nippon liegen die zwei ansehnlichen

Inseln: Kiosu und Sikonfu. Die Länge der erstern beträgt über 300 Werste; die der zweiten 200. Außer diesen acht Hauptinseln, gehören den Japanern noch eine Menge anderer, die aber von geringerer Bedeutung sind.

Die japanischen Besitzungen, vom östlichen Ocean umgrenzt, liegen gegenüber den Küsten von Korea, China und der Tatarei, von denen sie durch eine breite Meerenge abgesondert sind, die das japanische Meer, und an den engsten Stellen Straße von Korea genannt wird. Die kleinste Breite dieser Meerenge zwischen der südlichen Küste von Nippon und Korea beträgt 140 Werste, die größte Breite aber beläuft sich auf 800 Werste.

Nach einer Vergleichung der geographischen Lage der japanischen Besitzungen mit der Lage der unter denselben Graden der Breite liegenden Länder der westlichen Erdkugel, könnte man schließen, daß das Klima, die Veränderungen der Jahreszeiten und der Atmosphäre sich in beiden gleichen; allein ein solcher Schluß wäre sehr irrig. Die Verschiedenheit der beiden erwähnten Weltgegenden in dieser Rücksicht ist so auffallend, daß sie wohl eine ausführlichere Darstellung verdient. Ich will Matsmai, wo ich zwei Jahre lebte, als Beispiel auführen. Diese Stadt liegt unter dem 42° der Breite; also parallel mit Livorno in Italien, Bilbao in Spanien und Toulon in Frankreich. Hier kennt der Einwohner den Frost kaum und sieht den Schnee bloß auf den Gipfeln hoher Berge; in Matsmai dagegen frieren Landseen und Teiche, der Schnee liegt in den Thälern und ebenen Gegenden vom November bis zum April, und fällt über-

dem in so großer Menge, wie bei uns in St. Petersburg. Starke Fröste sind zwar ungewöhnlich, doch steigt die Kälte manchmal auf 15° Reaumür. Im Sommer herrscht an den europäischen Orten, unter einem Breite-Grade mit Matsmai, fast beständig heiteres und warmes Wetter; in Matsmai dagegen gießt wenigstens zweimal in der Woche der Regen in Strömen vom Himmel, der Horizont ist dunkel bewölkt, es wehen heftige Winde und der Nebel verzieht sich fast gar nicht. Dort gedeihen in freier Luft Apfelsinen, Zitronen, Feigen und andere Erzeugnisse der warmen Himmelsphäre; hier erhalten Aepfel, Birnen, Pfirsichen und Weintrauben kaum ihre völlige Reife. Auf Nippon, der Hauptinsel unter den japanischen Besitzungen, bin ich zwar nicht gewesen, habe aber von den Japanern gehört, daß in Eddo, der Hauptstadt des Reichs, unter dem 36° der Breite, oft in den Nächten der Wintermonate der Schnee zolltief und darüber herabfällt. Er schmilzt zwar sogleich den folgenden Tag; bedenkt man aber, daß Eddo und Malaga in Spanien unter einem Grade der Breite liegen, so überzeugt man sich, daß das Klima der östlichen Erdhälfte ungleich rauher ist, als das Klima der westlichen. Die Japaner versicherten mich, daß auf dem südlichen Theile von Sachalin, unter dem 47° der Breite, oft das Erdreich den Sommer über nur anderthalb Fuß tief aufthaut. Vergleichen wir hiermit das Klima eines Orts in Europa, dessen Breite der angegebenen entspricht, also ungefähr Lion in Frankreich, wie verschieden sind da die Resultate! Daß die Angaben der Japaner wahr sind, kann ich nicht bezweifeln; denn bei der kurilischen

Insel *Naschua*, unter $47^{\circ} 45'$ der Breite, stießen wir selbst in der Mitte des Maimonats noch auf große Eisfelder. Um diese Jahreszeit ist selbst bei uns im finnischen Meerbusen, unter dem 60° der Breite, kein Eis zu sehen, obgleich hier das Wasser, seiner engen Grenzen wegen, das Eis nicht zu brechen vermag, und letzteres mehr durch die Wirkung der Sonnenstrahlen schwindet. Dort hingegen müßten die Wogen des Oceans, wenn die Sonne mit derselben Kraft wirkte, es viel eher zertrümmern.

Diese große Verschiedenheit der Klimate rührt von Localgründen her. Die japanischen Besitzungen liegen im östlichen Ocean, der mit Recht das Reich der Nebel genannt werden kann. In den Sommermonaten dauert der Nebel hier oft drei und vier Tage ununterbrochen fort, und selten vergeht ein Tag, ohne daß es einige Stunden trübe ist, regnet oder neblig wird. Ganz heitere Tage sind dort im Sommer eben so selten, als auf dem westlichen Ocean die Nebel. Obgleich im Winter das gute Wetter anhaltender ist, so vergeht doch selten eine Woche, ohne zwei bis drei trübe Tage. Diese Nebel und das trübe Wetter machen die Luft kalt und feucht, und hindern die Sonnenstrahlen, mit eben der Kraft zu wirken, wie in andern unter einem heitern Himmel liegenden Gegenden. Ueberdem ist der nördliche Theil der Inseln *Niphon*, *Matsmai* und *Sachalin* mit äußerst hohen Bergen bedeckt, deren Gipfel sich meist in den Wolken verlieren, woher die über den Bergen wehenden Winde eine ungewöhnliche Kälte mit sich führen. Ferner ist zu berücksichtigen, daß die japanischen Besitz-

zungen von dem Mutterlande Asien durch eine Meerenge getrennt sind, deren größte Breite nur 800 Werste beträgt, und das Land der Mandschuren und die Tatarei, welche die östlichen Grenzen von Asien gegen die nördlichen japanischen Besitzungen bilden, nichts anders sind, als unermessliche, mit Bergen und unzähligen Gewässern bedeckte Wüsten, von denen die über sie hinstreichenden Winde, sogar im Sommer, eine außerordentliche Kälte mit sich führen. — Dies mögen die drei Ursachen seyn, die eine so auffallende Verschiedenheit des Klimas zwischen den östlich gelegenen Ländern der alten Welt und der westlichen Erdhälfte unter denselben Graden der Breite erzeugen.

II.

Abstammung des japanischen Volks.

Vieles wird in den Büchern, die von Europäern über Japan geschrieben sind, von der Abstammung der Bewohner dieses Reichs gesagt; allein alles ist auf fabelhafte und unzuverlässige Traditionen gegründet. Die aufgeklärtere Classe unter den Japanern stimmt hierin überein. So findet z. B. das Märchen unter ihnen wenig Glauben, daß die Bevölkerung Japan's dreihundert unbesleckten Jünglingen und Jungfrauen zuzuschreiben sey, die ein chinesischer Kaiser auf den Rath seines Bruders nach Nippon schickte, um Kräuter zu einem Trank zu sammeln, der die Unsterblichkeit gebe. Andere, dieser ähnliche Erzählungen werden von den vernünftign Japanern eben so wenig geachtet. Unser Dolmetscher Leske und der Gelehrte machten sich in unsern Gesprächen oft über die Leichtgläubigkeit ihrer Landsleute, in Rücksicht ihrer Abkunft, lustig. Unter andern erzählten sie uns, daß bei ihnen die Sage gehe, als ob in den Zeiten des tiefen Alterthums die ganze Erde mit Wasser bedeckt war, in welchem Zustande sie eine unzählbare Reihe von Jahren blieb, ohne daß der allmächtige Schöpfer,

den die Japaner Tenko-Sama (Beherrscher des Himmels) nennen, sein Augenmerk auf sie wandte. Endlich erhielt der älteste seiner Söhne, Kami, die Erlaubniß, die Erde in Ordnung zu bringen und zu bevölkern. Daher nahm er einen äußerst langen Stab, um die Tiefe zu ergründen, und fand, daß sie gerade an dem Orte am geringsten war; wo sich jetzt Japan aus dem Meere erhebt. Nun grub er das Erdreich aus dem Grunde in einem Haufen zusammen, und schuf die Insel Nippon, versah sie mit allen Naturerzeugnissen, die auch jetzt dort gedeihen, theilte sich selbst in zwei Wesen: ein männliches und ein weibliches, und bevölkerte das neue Land mit Menschen. Als die andern Kinder Gottes das Werk ihres Bruders sahen, thaten sie das Nämliche in andern Weltgegenden, und obgleich es ihnen gelang, Länder zu schaffen, sie zu ordnen und zu bevölkern, so fehlte es ihnen doch an der Geschicklichkeit, die ihr ältester Bruder besaß, und daher gelangten sie in ihrer Länder- und Menschenschöpfung nicht zu derselben Vollkommenheit. Aus dieser Ursache übertreffen die Japaner alle andere Bewohner des Erdballs, und eben daher sind die japanischen Erzeugnisse allen andern vorzuziehen. Teske, der uns diese Sage ihrer Urgeschichte erzählte, lachte und sagte, daß noch bis auf den heutigen Tag fast alle seine Landsleute an dies alberne Märchen glaubten und viele behaupteten, daß ein Theil jenes Stabes, den ihr Stammvater zum Messen der Meerestiefe gebrauchte, noch jetzt als immer grünender Baum auf einem der höchsten Berge der Insel Nippon fortbauere.

Mit der Erzählung ähnlicher, lächerlicher Traditionen,

deren die Japaner sehr viele haben, will ich jedoch meinen Lesern nicht lästig fallen; wer Geschmack an ihnen findet, braucht sich nicht erst in die japanische Fabellehre zu versteigen. Ich will bloß noch dessen erwähnen, was die Gelehrten unter den Japanern von der Abstammung ihrer Nation halten. Ihrer Meinung nach, verliert sich die Urbevölkerung Japans im Dunkel der grauen Vorzeit; davon sind sie aber überzeugt, daß die Japaner und Kurilen einst ein und dasselbe Volk bildeten und aus einer Wurzel stammen. Sie suchen dies durch eine Menge beiden Sprachen eigenthümlicher Worte, durch die Gleichheit einiger Meinungen und Traditionen, denen die niedern Volksklassen in Japan und die Kurilen glauben, so wie auch durch einige Gebräuche, die von Alters her beiden Nationen gemein waren, zu beweisen. Diese Hypothese bewähren wirklich die japanische Sprache, die Gesichtszüge, Sitten, Gesetze und Gebräuche: Alles spricht dafür, daß die Japaner und Chinesen nie ein Volk waren. Die Japaner verabscheuen sogar den Gedanken, daß die Chinesen ihre Stammältern seyn könnten; ihre Verachtung dieses Volks geht so weit, daß wenn sie jemand einen Schuft oder Spitzbuben nennen wollen, so sagen sie, er sey ein wahrer Chinese. Bei alle dem gestehen sie doch ein, daß viele Familien in Japan chinesischen Ursprungs sind. Zwar erwähnt ihre Geschichte keiner Transmigration der Chinesen nach Japan; aber sie glauben, daß Japan, bei den öfters Statt gehabten Feindseligkeiten zwischen beiden Reichen, eine Menge chinesischer Unterthanen als Kriegsgefangene ins Land gezogen habe. Dem Zeugniß der japanischen Ge-

schichte nach, wurden die Chinesen in allen Kriegen besiegt und haben viel verloren, und nur der Grundsatz der Politik der Japaner, ihre Besitzungen nicht auszu dehnen, habe sie daran gehindert, China gänzlich zu unterjochen. Daß die japanischen Historiker aus Ehrliche ihre Siege vergrößerten, daran ist wohl nicht zu zweifeln; allein man kann doch nicht geradezu behaupten, daß die Japaner in den Kriegen mit den Chinesen keine bedeutende Vortheile gehabt haben mögen. Als Beweis davon dient die große Achtung, die die chinesischen Kaiser den japanischen angedeihen lassen, und der Uebermuth, mit dem die Japaner mit den des Handels wegen zu ihnen kommenden Chinesen umgehen. Es ist also sehr wahrscheinlich, daß die Japaner, die mit Erfolg häufige Ueberfälle an den chinesischen Küsten wagten, viele Gefangene machten und sie als Sklaven fortführten. Die japanischen Historiker behaupten ebenfalls, daß indische Auswanderer sich bei ihnen niederließen, von denen die bei ihnen herrschende Secte den Glauben entlehnte, der, wie aus allem hervorleuchtet, nichts anders ist, als der umgestaltete Glaube der Braminen.

Das wäre Alles, was die aufgeklärteren Japaner von ihrer Abkunft für gewiß halten. Sie behaupten, daß ihre Geschichte seit der Regierung des jetzigen Hauses Kin - Rey oder der geistlichen Kaiser einige Authenticität habe; nach ihrer Chronologie also vor einem Zeitraume von mehr als 2400 Jahren, oder sechs Jahrhunderten vor Christi Geburt. Einige der wichtigsten Begebenheiten dieser 24 Jahrhunderte sind ziemlich ausführlich beschrieben, andere werden blos berührt. Die Na-

men aller geistlichen Kaiser dieses Hauses, so wie auch die Reihenfolge und die Jahre des Antritts ihrer Regierungen sind den Japanern bekannt. Alle Traditionen von Begebenheiten vor jener Epoche rechnen sie zum Gebiet der Fabel und keiner Glaubwürdigkeit werth, wenn auch selbst ihre Historiker derselben Erwähnung thäten.

Bei einem Gespräche über diesen Gegenstand, machte Teske folgende Bemerkung. „Obgleich Traditionen der Art, sagte er, lächerlich und unglaubwürdig sind, so muß man den Glauben des Volks daran doch nicht umstoßen, da dieser dem Staate nützen kann. Sie veranlassen das Volk, sich allen andern Völkern vorzuziehen, fremde Sitten und überhaupt alles Fremde zu verachten, und die Japaner haben durch theuer erkaufte Erfahrungen gelernt, daß es ihnen immer Unglück brachte, wenn sie das Ausländische sich zueigneten und Fremde sich in ihre Angelegenheiten mischen ließen. Ueberdem lehrt dasselbe Vorurtheil ein Volk, sein Vaterland über Alles lieben; es fesselt es an den väterlichen Boden, und hindert es, diesen gegen ein fremdes Land zu vertauschen.“

Nach Teske's und unsers Gelehrten Meinung sind Nachforschungen über den Ursprung eines Volks und welche Völker im Alterthume aus einem Stamme entsprossen, eine thörichte und unnütze Arbeit, die allenfalls bloß Müßiggänger und Märchen-Erdichter beschäftigen kann. „Denn, sagten sie, wenn sogar alte Leute Begebenheiten, von denen sie in ihren Jugendjahren Zeuge waren, ganz verschieden erzählen; wie kann man dann noch Traditionen glauben, die sich durch Generationen fortpflanzen mußten? Oder wie kann man auf die Gleich-

heit von zwei oder drei Worten in den Sprachen verschiedener Völker, oder einer ihnen eigenthümlichen Sitte gleich den Schluß machen: daß sie eines Stammes seyen.“ Ob diese Ansichten meiner japanischen Freunde die Probe halten, darüber mögen gelehrtere Leute entscheiden.

Zum Schluß dieser Materie bemerke ich, daß die Japaner, sogar die vorurtheilsfreien, nicht glauben wollen, daß alle Völker der Erde von einem Paare herkommen. Als Gegenbeweis stellen sie die große Ungleichheit im Aeußern der verschiedenen Nationen auf. „Wie kann man sich wohl davon überzeugen, fragen sie, daß die Holländer und die auf ihren Schiffen befindlichen Mohren, selbst vor vielen Tausenden von Jahren, von einem und denselben Urältern abstammen sollten?“ — —

III.

National-Charakter, Aufklärung und Sprache.

Japan, von den Portugiesen entdeckt, wurde den Europäern in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts bekannt. Die Sucht, neuentdeckte Länder zu erobern, war unter den Primair-Mächten jener Zeit der herrschende Geist. Die Portugiesen hatten die Absicht, Japan zu unterjochen, und singen, ihrer Gewohnheit nach, mit dem Handel und Predigen des katholischen Glaubens an. Den nach Japan gesandten Missionairen gelang es Anfangs zu gefallen; sie erhielten freien Zutritt bis ins Innere des Reichs, und hatten in der Bekehrung ihrer neuen Lehrlinge einen fast unglaublichen Erfolg. Der am Ende des sechzehnten Jahrhunderts in Japan herrschende Kaiser (Teigo *), ein verständiger, einsichtsvoller und tapferer Mann, bemerkte jedoch bald, daß das Sam-
meln

*) In einigen Büchern wird er Teiko-Sama genannt. Die Japaner aber sprechen es Teigo aus. Das Wort Sama bedeutet Herrscher und wird dem Namen angehängt.

mehr japanischen Goldes den Jesuiten mehr am Herzen lag, als die Rettung des Seelenheils ihrer Neubekehrten; daher beschloß er das Christenthum in Japan auszurotten und die Missionaire aus seinen Besitzungen zu verbannen. Charlevoix erwähnt in seiner Geschichte, daß dieser Beschluß des Teigo-Sama durch die Erklärung eines spanischen Schiffers veranlaßt worden sey, der auf die Frage der Japaner: „wie es seinem Fürsten gelungen sey, in allen Welttheilen und besonders in Amerika so große Länder zu unterjochen?“ antwortete: daß sie auf die leichteste Art dazu gelangt wären, indem sie die Bewohner der Länder, die sie unterjochen wollten, zum Christenthum bekehrten. — Ueber die Glaubwürdigkeit dieses Factum kann ich nicht entscheiden, glaube aber, daß die Japaner nichts davon wissen. Nach ihrer Meinung war der Haupt- oder vielmehr einzige Grund der Ausrottung des Christenthums in Japan das unverschämte Betragen der Jesuiten und der von den Spaniern gesandten Franciskaner, so wie auch die Habsucht der portugiesischen Kaufleute. Erstere, wie letztere verübten zur Erlangung ihrer Zwecke und zu ihrer Bereicherung Unthaten aller Art. Also hätte auch wohl jeder andere weniger scharfsinnige Kaiser, als Teigo, leicht einsehen können, daß Eigennuß das einzige Triebrad dieser Glaubensprediger, und Religion bloß das Werkzeug war, wodurch sie ihre Pläne auszuführen hofften.

Wie dem auch sey, es gelang Teigo und seinen Nachfolgern, alle Europäer *) aus ihren Besitzungen zu

*) Die Holländer ausgenommen. Diese versicherten die Japaner, daß sie keine Christen wären, und erhielten die Erlaubnis
II. Theil. B

vertreiben, und den christlichen Glauben gänzlich auszu-
rotten. Um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts
wagte es schon niemand in Japan, sich öffentlich einen
Christen zu nennen. Das üble Betragen und die Hab-
sucht der erwähnten katholischen Priester und portugiesi-
schen Kaufleute erzeugte bei der japanischen Regierung
einen so großen Haß gegen die christliche Religion und
alle Christen, daß die Verfolgungen derselben mit so
furchtbaren Martern gepaart waren, wie sie nur mensch-
liche Bosheit ersinnen kann. Es wurden die strengsten
Edicte gegen die Christen erlassen: kein Christ durfte sich
in Japan blicken lassen; kein japanisches Schiff konnte
Handels wegen fremde Länder heimsuchen; kein Japaner
durfte unter irgend einem Vorwande sein Vaterland ver-
lassen, um in der Fremde nicht zum christlichen Glauben
bekehrt zu werden.

Prüfen wir nun leidenschaftslos und vorurtheilsfrei
den wahren, obgleich bemäntelten Zweck, der die Por-
tugiesen und dann die Spanier antrieb, den katholischen
Glauben in Japan zu predigen; prüfen wir ihr zügel-
loses Betragen in diesem Lande und das Uebel, welches
sie in demselben anrichteten, indem sie den von Alters
herrschenden Glauben zu vertilgen, die gesetzliche Macht
umzustoßen, und ein zahlreiches, friedliches, arbeitsames
und gutmüthiges Volk zu unterjochen sich bestrebten; be-
rücksichtigen wir, daß die Pläne dieser schamlosen Heuch-

niß mit ihnen zu handeln, aber unter Bedingungen, die die
Holländer in Japan gleichsam zu Gefangenen machen, und
kaum glauben lassen, daß sie ein freies Volk sind, welches
des Handels wegen dahin kommt.

ler das Volk in seiner Ruhe aufstörten und einen blutigen Bürgerkrieg erzeugten: kann man da wohl den Japanern ihre Grausamkeiten gegen die Christen verdenken? — Rechtfertigen die Katholiken nicht selbst diese Verfolgungen durch ihre Inquisitionen, durch ihr Verfahren gegen die Protestanten? Dem ungeachtet schildern uns die aus Japan vertriebenen Missionaire das Volk, welches zu berücken ihnen nicht gelang, als listig, treulos, undankbar, rachsüchtig — kurz, mit so grellen Farben, daß man wohl schwerlich ein Geschöpf auffinden könnte, welches einem Japaner an die Seite gesetzt zu werden verdiente. In Europa hat man diese, Mönchswuth athmenden, Erzählungen für baare Münze angenommen, und der den Japanern von den Christen eingeprägte Abscheu vor Allem, was auf die christliche Religion Bezug hat, so wie auch der Grundsatz ihrer misstrauischen Politik, ihr Gebiet von keinem Christen betreten zu lassen, und sie wo möglich von ihren Küsten zu entfernen, bestätigen freilich die verläumderischen Beschreibungen dieses Volks. Dieser feste Glaube an den verabscheuungswürdigen Charakter der Japaner geht so weit, daß Ausdrücke, wie: japanische Bosheit, japanische Lücke, zu ganz gewöhnlichen Redensarten geworden sind. Mir behielt es endlich das Schicksal vor, mich in einer 27monatlichen Gefangenschaft von dem Gegentheile zu überzeugen, und die Erzählung meiner Begebenheiten, glaub' ich, hat genug überzeugende Beweise aufgestellt, daß die Japaner nicht das sind, wofür wir Europäer sie halten.

Daß die Japaner verständig und scharfsinnig sind, dafür spricht ihr Benehmen in Rücksicht der Ausländer

und ihre innere Verfassung. Die Ehrlichkeit dieses Volks, so wie sein Mitgefühl für das Unglück des Nächsten hatten wir oft Gelegenheit in Erfahrung zu ziehen. Der Gastfreundschaft erfreuten sich selbst jene Proselytenmacher, die ihnen in der Folge so übel dafür lohnten, und oben-
 drein noch ein so gehässiges Licht auf sie warfen. Die gute Aufnahme, die die Capitaine Spangberg und Walton im Jahre 1739. bei ihnen fanden, als sie in verschiedene Häfen an der östlichen Küste von Nippon, deren Namen sie nicht kannten, einliefen, redet laut für die Neigung der Japaner zu Ausländern, die sie in redlichen Absichten heimsuchen *).

Laymann, ja selbst Resanow und andere Ausländer, die Japan besucht haben, können nicht darüber klagen, daß die Japaner übel mit ihnen verfahren; nur die Freiheit, Alles in Augenschein nehmen zu können, verstatteten sie ihnen nicht, und vom Handel wollten sie nichts wissen. Doch auf wem ruht die Schuld? — Um offen zu reden, muß man bekennen, daß Ränke und Gewinnsucht, oder höflicher gesagt, der Speculationsgeist der civilisirten Europäer den Japanern einen gerechten Grund darboten, sie und ihre Verbindungen zu fliehen.

Den Japanern fehlt es nur an einer Eigenschaft, die wir unter die Tugenden zählen, nämlich: Tapferkeit oder Muth. Sind die Japaner zaghaft, so ist es bloß Folge des friedliebenden Charakters ihrer Regierung, der langen Ruhe, deren dies Volk genoß, oder vielmehr

*) Vergl. Müllers Samml. russ. Gesch. III. Th. 168. S. 59.

der Ungewohnheit Blut zu vergießen. Daß aber dem ganzen Volke Jaghaftigkeit eigen seyn sollte, kann ich, ich mag nun Recht oder Unrecht haben, keinesweges zugeben. Gibt es nicht Völker, die in die tiefste Erschlaffung gesunken sind, und deren Vorfahren vor einigen Jahrhunderten der Welt furchtbar waren? — In meinem Vaterlande flüchtet oft ein ganzes Dorf vor einem Straßenräuber und seinem Paar Pistolen in den Wald, und nachher ersteigen dieselben Bauern Batterien, stürmen Festungen, die man für unbezwingbar hielt. Sollte der Soldatenrock allein sie zu Helden machen? Ist es nicht vielmehr der angeborne Geist der Tapferkeit? — So kann man also auch den Japanern keinesweges Feigheit von Natur zusprechen.

Starke Getränke sind unter den Japanern gebräuchlich. Das gemeine Volk hat sie sehr gern, und trinkt an Festtagen oft im Uebermaße; doch herrscht dies Laster in Japan nicht so stark, als unter vielen europäischen Völkern. Am Tage betrunken zu seyn, wird selbst unter dem Pöbel für die größte Schande gehalten. Daher trinken die Trunkenbolde sich ihre Rauschgen des Abends, am Schlusse aller Arbeiten und Geschäfte. Auch wird nur bei wenigen und in einem gefelligen Kreise getrunken, und nicht wie der gemeine Mann es bei uns zu Lande macht.

Unter den Lastern scheint bei den Japanern die Wollust das herrschendste zu seyn. Obgleich sie gesetzlich nur eine Frau nehmen können, so haben sie doch das Recht, sich Weischläferinnen zu halten, und dieses Rechts bedienen sich alle vermögenden Leute, selbst bis zum Ueber-

maße. Die Freudenhäuser stehen unter dem Schutze der Gesetze, and haben ihre Einrichtungen, Regeln und Privilegien. Die Entrepreneurs solcher Häuser werden zwar nicht für unehrlich gehalten, und genießen derselben Rechte, wie Kaufleute, die mit Bewilligung der Regierung mit erlaubter Waare handeln; doch scheuen die Japaner ihre Bekanntschaft. Die Liebhaber solcher Orte besuchen sie gewöhnlich vom Untergang bis zum Aufgang der Sonne. Dann wird Musik gemacht und die Trommel gerührt. In der Nachbarschaft unsers Wohnorts befanden sich einige solcher Häuser, und ich kann mich nicht erinnern, daß nur eine Nacht vergangen wäre, ohne daß wir den Trommelschlag hörten. Daraus schließe ich, daß diese Häuser nie unbesucht bleiben. In Eddo, der Hauptstadt des weltlichen Kaisers, sagten uns die Japaner, gibt es eine Menge der größten Gebäude der Art, die an Pracht den fürstlichen Pallästen nichts nachgeben. In einem dieser, der Venus geheiligten Tempel, werden über sechshundert Priesterinnen unterhalten — und doch müssen nicht selten die Pfortner den jungen Anbetern der Göttin, weil eben keine Vacanz ist, den Zutritt versagen. Man versicherte uns, daß die Entrepreneurs dieser prachtvollen Magazine nichts sparen, um sie mit der schönsten Waare zu versehen, und das ist sehr glaublich. Auf einem Spaziergange in Matsmai führten uns einst die Dolmetscher, um unsere Neugier zu befriedigen, bei einem solchen Hause vorbei. Es sprangen wohl ein halb Duzend junger Geschöpfe an die Thür, um uns zu sehen. Ich bemerkte, daß einige von ihnen in den Jah-

ren der blühenden Jugend und so schön waren, daß sie auch einem gleichen Hause in einer europäischen Hauptstadt keine Schande gemacht haben würden. Doch mögen sie mir vielleicht bloß so vorgekommen seyn, da mein Auge des Anblicks unserer Schönen schon längst entwöhnt war.

Zur Schande und zur Schmach der Japaner muß ich aber sagen, daß das allen Asiaten gemeine, scheußliche Laster auch bei ihnen im Schwange ist. Die Regierung billigt es zwar nicht, ergreift aber auch keine strenge Maaßregeln, es auszurotten. Die Provinz Kioto, in der sich der geistliche Kaiser aufhält, ist wegen der Schönheit ihrer Bewohner männlichen Geschlechts berühmt, und liefert den größten Theil der Knaben zu diesem schmähhlichen Handel.

Die Rachsucht konnte in frühern Zeiten freilich auch unter die, den Japanern eigenthümlichen Laster gezählt werden. Sonst ging die Pflicht, eine Beleidigung zu rächen, vom Großvater auf den Enkel und weiter, bis sich den Nachkommen des Beleidigten eine Gelegenheit darbot, Rache an denen des Beleidigers auszuüben. Jetzt aber, versicherten die Japaner, herrscht diese thörichte Sucht nicht mehr in dem Grade, und Beleidigungen werden schneller vergessen. — Findet man jedoch nicht anderswo gleich thörichte Ansichten? Ist das Erstechen oder Erschießen für ein unbedachtsam gesagtes Wort nicht auch Thorheit? —

Man kann die Japaner wohl sparsam, aber nicht geizig nennen. Sie sprechen mit der größten Verachtung von der Geldgier, und haben eine Menge beißender

Unekboten auf Rechnung der Geizhalse erfunden. Die anständige, ja nach dem Stande eines jeden, reiche Kleidung, in der sie beständig einher gehen, spricht auch für das eben behauptete. —

Was die Volksaufklärung in Japan betrifft, so sind die Japaner, Nation gegen Nation gehalten, nach meiner Meinung das aufgeklärteste Volk unter der Sonne. Jeder Japaner versteht zu lesen und zu schreiben, und kennt die Gesetze seines Vaterlandes, die selten verändert werden, und von denen die wichtigsten auf großen Tafeln in Städten und Dörfern, auf offenen Plätzen und andern bemerkbaren Orten aufgestellt werden. Im Landbau, der Gartenkultur, dem Fischfange und der Jagd, der Vereitung seidener und baumwollener Stoffe, der Verfertigung des Porcellans und lackirter Sachen, und im Poliren der Metalle geben sie den Europäern nichts nach. Die Bergwerkskunde ist ihnen wohl bekannt, und sie verstehen verschiedene Metall-Arbeiten zu machen. Die Tischler- und Drechsler-Handwerke sind bei ihnen bis zur Vollkommenheit gelangt. Ueberdem sind sie Meister in der Verfertigung aller Sachen, die zu ihrem Hauswesen gehören. Welche Aufklärung kann dem gemeinen Mann mehr nützen? Freilich sind Künste und Wissenschaften bei uns mehr im Gange; wir haben Männer, die den Himmelskörpern ihre Bahnen vorschreiben — die Japaner nicht. Für einen solchen zählen wir aber auch wieder Tausende, die mit keinem Elemente des Wissens bekannt sind. Wir besitzen in Europa große Mathematiker, Astronomen, Chemiker, Aerzte n. s. w., wie man sie unter den Japanern nicht suchen könnte,

obgleich auch ihnen diese Wissenschaften nicht unbekannt sind, wie ich früher in meiner Erzählung zu erwähnen Gelegenheit hatte. Jene Gelehrten aber bilden kein Volk, und im Allgemeinen betrachtet, haben die Japaner geläutertere Begriffe, als die niedern Classen in Europa. Ich führe nur ein Beispiel an. Einst nahm ein bei uns wachender gemeiner Soldat eine Theetasse, wies auf dieselbe und fragte mich, ob ich wohl wüßte, daß unsere Erde rund sey, und daß Europa und Japan in dieser Richtung gegen einander lägen? (wobei er die gegenseitige Lage beider auf der Erdkugel ziemlich genau auf der Tasse anzeigte.) Viele andre Soldaten zeigten uns geometrische Figuren, und wollten wissen, ob uns diese Mittel, die Erde zu messen und zu theilen, bekannt wären? — Mit den Heilkräften der verschiedenen, unter jenem Himmelsstriche gedeihenden Kräuter, ist jeder Japaner bekannt, und fast jeder trägt die gewöhnlichsten Arzneymittel, als Laxative, Vomitive u. s. w. bei sich, die er im Fall der Noth sogleich gebraucht. Uebrigens haben die Japaner das thörichte und oft schädliche Vorurtheil mit andern Völkern gemein, sich durch Sympathie zu heilen, wie ich schon oben in meiner Erzählung einmal erwähnte.

Außer den Vornehmen, die Theil an der Regierung nehmen, und den Gelehrten, haben die übrigen Japaner nur sehr beschränkte Begriffe von andern Völkern; denn die japanische Politik gebietet der Regierung, die Verbreitung der Kenntniß ausländischer Sitten und Gebräuche zu verhindern, damit sie nicht die Verderbniß des Volks nach sich ziehe und es von dem Ziele entferne,

zu welchem die Weisheit ihrer Gesetze es leite: in ruhiger Stille und im Ueberflusse zu leben.

Die geographischen Kenntnisse der Japaner bestehen darin, daß sie auf der Landcharte zeigen können, wo ein Staat liegt und wie viel er Flächenraum einnimmt.

Die Geschichte anderer Völker, die der Chinesen abgerechnet, halten sie für unnütz und ihrer Aufmerksamkeit unwerth und fragen: weshalb sie wohl alle Erzählungen, die jedes Volk aus Ehrliche ersinne, wissen müßten? Die Glieder der Regierung und die Gelehrten beschäftigen sich jedoch mit der neuern Geschichte der europäischen Staaten, und besonders derer, die ihre nahen Nachbarn geworden sind. Die Regierung bemüht sich, vermittelst der Chinesen und Holländer, Nachrichten über die europäischen Staatsbegebenheiten einzuziehen, und beobachtet ihren Gang. Die russischen Niederlassungen in Amerika und die Uebermacht der Engländer in Indien beunruhigen sie sehr. So sehr wir sie auch von den wahrhaft friedlichen Absichten unsers menschenfreundlichen Monarchen und seiner Regierung zu überzeugen suchten, so fürchteten doch viele unter ihnen, daß früher oder später auch sie die Reihe treffen werde. Ihre Muthmaßungen theilten sie uns durch Umschweife mit. Nicht alle Regenten, sagten sie, haben einerlei Neigungen, der eine liebt den Frieden, der andere den Krieg. Einst vertrauten sie uns, daß schon von Alters her die Sage bei ihnen gehe: „die Zeit werde kommen, wo ein Volk von Norden her Japan unterjochen wird!“ —

In ihrer vaterländischen Geschichte und Erdbeschreibung

sind die Japaner sehr erfahren. Die Lectüre historischer Bücher ist ihre Lieblingsbeschäftigung.

In der Malerei, Baukunst, Bildhauerkunst, Kupferstecherkunst, Musik und wahrscheinlich auch in der Poesie stehen sie weit hinter den Europäern. In der Kriegskunst sind sie noch Kinder, und in der Schiffahrt, außer der an den Küsten, ganz unerfahren.

Die japanische Regierung will, daß das Volk mit seiner Aufklärung zufrieden sey und die Erzeugnisse seiner eigenen Erfindsamkeit nütze, und verbietet das Ausländische anzunehmen, damit mit den fremden Künsten und Wissenschaften sich nicht auch fremde Sitten einschleichen. Die Nachbarn müssen es der Vorsehung Dank wissen, daß sie den japanischen Gesetzgebern diesen Gedanken einflößte, und sich bemühen, ihnen keine Veranlassung zu geben, ihre Politik gegen die europäische zu vertauschen. Was wäre zu erwarten, wenn über dies zahlreiche, scharfsinnige, arbeitsame, zu Allem fähige und zum Nachbilden alles Fremden sehr geneigte Volk ein Regent herrschte, der unserm Peter dem Großen gliche! Mit den Hülfsmitteln und Schätzen, die Japan in seinem Schooße bewahrt, würde er es in einer kurzen Reihe von Jahren in den Stand setzen, Beherrscher des Ost-Oceans zu werden. Was würde dann aus den Seeprovinzen des östlichen Asiens, aus den Niederlassungen auf dem westlichen Amerika werden, die von den Gegenden so entfernt sind, von denen sie beschützt werden müssen? — Fiele es den Japanern ein, die europäische Aufklärung bei sich einzuführen und sich unsere Politik als Muster aufzustellen, dann würden auch die

Chinesen sich genöthigt sehen, dasselbe zu thun. In diesem Falle könnten diese beiden mächtigen Völker der Lage Europa's bald ein anderes Ansehen geben! So tief der japanischen und chinesischen Regierung auch der Abscheu gegen alles Fremde eingeprägt seyn mag, so ist doch eine Umwälzung in ihrem Systeme eben nicht undenkbar. Sind sie doch Menschen, und ist doch alles Menschliche Veränderungen unterworfen! Wozu sie ihr eigener freier Wille nicht bewegt, dazu könnte sie Noth zwingen. Ueberfälle, z. B. gleich denen Schwostow's, öfters wiederholt, würden sie wohl auf den Gedanken bringen, Mittel ausfindig zu machen, durch welche eine Handvoll Bagabunden zu entfernen wären, die eine Nation beunruhigten. Dies könnte Veranlassung geben, Kriegsschiffe nach dem Vorbilde der europäischen einzuführen; die Kriegsschiffe könnten zu Flotten anwachsen — und dann wäre es wahrscheinlich, daß der gute Erfolg dieser Maßregel ihnen auch die übrigen aufgeklärten Mittel an die Hand gäbe, die zur Vertilgung des Menschengeschlechts so anwendbar sind. So könnten endlich stufenweise alle europäischen Erfindungen in Japan Wurzel fassen, selbst ohne den schaffenden Geist eines Peter, nur durch die Gewalt und den Zusammenfluß von Umständen. An Lehrern würde es den Japanern gewiß nicht fehlen, wenn diese sie nur einladen wollten: daher muß man, glaube ich, dies gerechte und rechtschaffene Volk auf keine Art reizen. Würden aber, wider alles Erwarten, dringende Gründe nöthigen, anders zu verfahren, so müßte man Alles daran setzen und entscheidend zu Werke gehen. Ich will nicht

behaupten, daß die Japaner und Chinesen sich europäisch umbilden und uns jetzt gefährlich werden könnten; allein bemühen müssen wir uns, zu verhüten, daß unsere Nachkommen keine Ursache haben, unser Andenken zu schmähcn. — —

Im Umgange sind die Japaner jedes Standes äußerst höflich. Die gegenseitige Dienssfertigkeit und das feine Betragen zeugt für die wahre Aufklärung dieses Volks. Die ganze Zeit unserer Gefangenschaft befanden wir uns mit Japanern zusammen, die nicht einmal zu den obern Classen gehörten; doch nie hörten wir sie zanken oder schimpfen. Oft waren wir Zeuge von Streitigkeiten unter ihnen; doch ging alles dabei so ruhig und mit solcher Mäßigung her, wie man es selbst in unsern gebildeten Cirkeln nicht immer finden würde.

Die japanische Sprache ist keine von einem andern Volke entlehnte. Sie stammt von den gemeinschaftlichen Vorfahren der Japaner und Kurilen her. Ueberdem hat sie sich aus dem frühern Verkehr mit den Chinesen, Koreern und andern Völkern eine Menge Worte eigen gemacht, die jetzt für einheimisch gelten. So sind auch einige europäische Worte bei ihnen im Gebrauch: z. B. Savon, Seife *); Button, Knopf; Tabago, Taback u. a. m. Seltsam genug ist es, daß sie Geld

*) Die Japaner bereiten ihre Seife nicht selbst, sondern erhalten eine geringe Quantität von den Holländern. Ihre Wäsche waschen sie bloß mit heißem Wasser; manchmal auch mit einem Leime, der die Eigenschaft hat, zu schäumen. — Sie haben das Wort für Seife wohl aus dem Portugiesischen genommen.

(russisch Dengi) Deni, und Unter (russisch Jakor) Jakori nennen. Sollte die Gleichheit dieser Worte bloß zufällig seyn?

In meiner Erzählung habe ich schon Gelegenheit gehabt, anzuführen, daß in Büchern, Staatspapieren und Briefen unter Leuten aus der höhern Classe, die chinesische Schreibart gebraucht wird, nämlich: Zeichenschrift. Der gemeine Mann bedient sich beim Schreiben eines A b c, das aus 48 Buchstaben besteht; doch müssen viele unter ihnen nicht Buchstaben, sondern Sylben genannt werden, als: me, mi, mo, mu; ni, no; fe, fi, fiu. Die japanische Aussprache ist für uns Europäer äußerst schwer. Es gibt Sylben, die nicht so ausgesprochen werden, wie te oder de, sondern wie ein Mittellaut, den wir aber durchaus nicht hervorbringen konnten; eben so gibt es Mittellaute zwischen be und pe, ffe und sche, ge und che, che und fe. Das japanische Wort für Feuer auszusprechen, wird gewiß keinem Europäer gelingen. Ich habe zwei Jahre daran studirt, aber vergebens. Wenn die Japaner es aussprachen, so schien es wie: fi, chi, psi, fsi zu klingen, wenn man es durch die Zähne ausspricht; wir mochten unsere Zungen aber drehen wie wir wollten, so blieben die Japaner doch immer bei ihrem: nicht recht! Und solcher Worte zählt die japanische Sprache sehr viele.

Durch das Verbot der Japaner in ihrer Sprache schreiben zu lernen, hatten wir keine Gelegenheit, uns mit ihrer Grammatik bekannt zu machen. Diese kann jedoch, nach dem zu urtheilen, was wir davon erfahren, nicht sehr schwierig seyn, weil die Substantiva und

Verba nur wenigen Veränderungen unterworfen sind. Die Declinationen werden durch Redetheile gebildet, die den Worten angehängt werden. Die Verba verändern sich weder in dem Geschlecht, der Zahl, noch dem Modus, sondern bloß in den Zeiten, deren sie drei haben, die übrigen werden durch das Hinzufügen von Worten, wie: längst, bald u. s. w. bezeichnet. Die Präpositionen folgen auf die Substantiva, auf welche sie sich beziehen. Auch die Conjunctionen folgen in gewissen Fällen den Sätzen, die sie verbinden. Fast in allen bekannten Sprachen sind die persönlichen Pronomina einsylbig, in der japanischen aber sehr lang: ich — watagosi; wir — watagosi-tono; er — kono; sie — kono-daj.

Beim Erlernen der japanischen Sprache ist, außer dem Lesen und der Aussprache, noch eine Schwierigkeit zu überwinden, nämlich: die außerordentliche Menge von Worten. Viele Dinge und Handlungen haben zwei Benennungen. Die eine gebrauchen sie nur dann, wenn sie mit angesehenen Leuten oder mit ihres Gleichen reden und höflich seyn wollen; die andere nur mit gemeinern Personen, oder im gewöhnlichen Gespräch. Man kann also beinah sagen, daß die Japaner zwei Sprachen haben, was, so viel mir bekannt, auf dem Erdbreite bei keiner andern Nation zu finden ist. Auch dies, glaub ich, zeugt für einen gewissen Grad der Volks-Aufklärung.

IV.

Religion und Religionsgebräuche.

Ich habe schon früher erwähnt, daß die herrschende Religion in Japan aus Indien herkommt, wie die Japaner es auch selbst bezeugen, und ein Zweig des Glaubens der Braminen ist. Außerdem bekennen sich Millionen, vielleicht auch der größte Theil des Volks zu andern Glaubenslehren, die eigentlich nicht Secten genannt werden können, da sie keine Zweige der herrschenden Religion sind, und einen ganz andern Ursprung haben. Die Japaner, mit denen wir über Sachen ihres Glaubens sprachen, waren in der Zahl der verschiedenen bei ihnen geltenden Religionen nicht übereinstimmend: einige gaben ihrer sieben, andere nur vier an. Diese letztern behaupteten, daß drei aus jenen sieben bloß Secten wären, die der Uberglaube aus den vier Haupt-Religionen gebildet habe. Diese letztern sind folgende:

1. Die älteste Religion in Japan, zu der sich die Urbewohner dieses Reichs bekennen, und die jetzt freilich in vielem umgestaltet und nicht mehr der herrschende Glaube des Volks ist, allein ihres Alterthums wegen doch den ersten Platz verdient. Die Befenner derselben glauben vor andern einen Vorzug dadurch zu haben, daß sie die alten, eigenen Gottheiten, Kami genannt, d. h. die unsterblichen Geister oder Kinder des höchsten Wesens anbeten, deren es sehr viele gibt.

Außer

Außerdem verehren und beten sie Heilige an, die sich durch ein gottgefälliges Leben, seltene Frömmigkeit und Eifer für die Religion ausgezeichnet haben. Man errichtet ihnen Tempel und nennt sie Chadotschi. Diese mögen freilich nicht alle durch ihren Wandel und durch gottgefällige Thaten diese Verehrung erlangt haben; es gibt auch unter ihnen, wie die Japaner es uns selbst versicherten, Heilige, die durch die Ränke der Geistlichen, zu ihrem Vortheil, in den Geruch der Heiligkeit gekommen sind. Der geistliche Kaiser ist das Haupt und der Oberpriester dieser Religion; er ist Richter des menschlichen Wandels hienieden, und bestimmt diejenigen, die unter die Zahl der Heiligen aufgenommen werden.

Reinlichkeit des Körpers ist eine der Haupt- und unumgänglichen Regeln dieser Religion. Die Befenner derselben dürfen Thiere, die zu Arbeiten gebraucht werden, oder sonst im Hauswesen dienlich sind, weder tödten noch essen, um sich nicht zu verunreinigen. So dürfen sie kein Rindfleisch essen, wohl aber Geflügel, Hirsche, Hasen und sogar Bären. Auch ist es ihnen erlaubt, Fische und alle Arten von Seethieren als Nahrung zu gebrauchen. Sie müssen sich hüten, sich mit Blut zu bes Flecken, da dieses sie auf einige Zeit verunreinigen kann. Die Berührung einer Leiche, ja sogar der Eintritt in ein Haus, wo sich eine befindet, verunreinigt sie auf eine größere oder geringere Zahl von Tagen, je nachdem die Umstände sind. Daher vermeiden sie es auf alle mögliche Art, sich zu bes Flecken.

Diese Religion hat eine Secte, die kein Landthier, sondern bloß Seethiere und Fische genießt. Einige un-

ferer Wächter waren Bekenner derselben. Einige aßen oft Hirsch- und Bärenfleisch mit uns; andere hingegen wollten an den Tagen, wo uns Fleisch aufgetischt wurde, nicht einmal die Pfeife an einem Feuer mit uns anrauchen. Zu andern Zeiten rauchten sie aus unsern Pfeifen und gaben uns die ihrigen, ja sie tranken ihren Thee sogar aus den Tassen, aus welchen wir getrunken hatten. Anfangs glaubte ich, daß sie Anhänger verschiedener Religionen wären, erfuhr aber nachher, daß der Unterschied bloß in einigen von der Secte angenommen besondern Regeln bestehe, unter denen das Verbot: kein Landthier zu essen, die vorzüglichste ist.

2. Die von den Braminen herstammende oder aus Indien nach Japan verpflanzte Religion. — Auch in Japan lehrt sie die Seelenwanderung oder daß Menschen- und Thier-Seelen einerlei Wesen sind, die bald die Körper der Menschen, bald die der Thiere bewohnen. Daher verbietet sie alles das zu tödten, was lebt. Ueberdem untersagt diese Religion sehr streng den Diebstahl, Ehebruch, das Lügen und die Trunkenheit. Diese Gebote sind freilich wahrhaft gut und heilsam, allein alle übrige Regeln, in Rücksicht der Enthalttsamkeit und Lebensweise, die die Bekenner dieses Glaubens beobachten müssen, sind so thöricht, lästig und unausführbar, daß sich wohl wenig Leute finden, die fromm und dabei stark genug sind, um auch nur die Hälfte von dem auszuführen, was diese Religion gebietet. Daher gibt es in keiner andern Religion in Japan, sowohl unter den Geistlichen als Weltlichen, so viel schlechte Leute, als in dieser.

3. Die Religion der Chinesen, wie man sie in Japan nennt, oder die Lehre des Confucius, die bei den Japanern in hoher Achtung steht. Der größte Theil der japanischen Gelehrten und Philosophen bekennt sich zu dieser Lehre.

4. Die Anbetung der Himmelskörper. Sie halten die Sonne für die höchste Gottheit, dann folgen Mond und Sterne. Fast jedes Gestirn bildet eine besondere Gottheit. Diese Gottheiten streiten unter einander und vertragen sich, treten durch Ehen in Verbindungen, suchen sich zu überlisten und zu schaden — kurz sie haben, nach dem Glauben der Japaner, alle menschlichen Schwächen und leben wie Menschen, nur mit dem Unterschiede, daß sie unsterblich sind und jede Gestalt annehmen können.

Diese Religion gab einer Secte den Ursprung, die das Feuer anbetet, und es für eine von der Sonne herstammende Gottheit ansieht.

Dies sind die vier Haupt-Religionen in Japan, von denen uns die Japaner selbst unterrichteten. Ich muß jedoch bemerken, daß, wenn unser Gespräch auf Glaubenssachen fiel, die Japaner unsere Fragen sehr ungern beantworteten, und oft absichtlich sich stellten, als ob sie uns nicht begriffen, oder ganz ungenügende und unverständliche Antworten gaben. Oft antworteten sie gar nicht und befragten uns über unsern Glauben. Da die Japaner uns das Lesen und Schreiben nicht erlernen lassen wollten, so fehlten uns auch alle Mittel, genauer in die Kenntniß ihrer Glaubenssachen einzudringen, die ein so weites Feld von vernünftigen und thörichten Regeln, falschen und lächerlichen Traditionen, Religions-

gebräuchen u. s. w. darbietet, daß die zwei Jahre unserer Gefangenschaft wohl schwerlich hingereicht hätten, alles zu erfahren und zu beschreiben, wenn wir in der Sprache bewandert gewesen und uns den Umgang und die Offenherzigkeit der Bewohner hätten zu Nutzen machen können. —

Unter den Japanern gibt es eben so wie bei uns und vielleicht nicht weniger Freidenker. Ich habe nicht gehört, daß es Deisten unter ihnen gebe, wohl aber Atheisten und Zweifler. Diese verwerfen das Daseyn eines höhern Wesens, schreiben die Erschaffung und Regierung der Welt, alles dem Zufalle zu, und zweifeln an Allem. Zur Klasse der letztern gehörte auch unser Freund Teske. Er ließ sich manchmal über seine Ansichten mit uns in Gespräche ein. Nach seiner Meinung weiß der Mensch bloß, was mit ihm vorgegangen und was Vergangenheit und Gegenwart ist. Die Zukunft aber, sowohl in dieser Welt, als nach dem Tode, bleibt ihm ewig verhüllt. Daher sey die Lehre aller Religionen über diesen Gegenstand den größten Zweifeln unterworfen und verdiene keinen Glauben. Hierauf gegründet, behauptete er, müsse der Mensch keine Gelegenheit in seinem Leben vorbeistreichen lassen, alles das zu genießen, was ihm Genuß gewährt; denn mit dem Tode sey höchst wahrscheinlich alles aus, und man lebe nur einmal. Ueberdem müsse man sich beim Genuße aller möglichen Vergnügen bemühen, sie auch andern zu verschaffen, nicht aus Furcht vor Strafe nach dem Tode, sondern damit auch andere einem gegenseitig das Leben versüßten. Auf diese Art, fuhr er fort, müßten die Menschen ihr

Leben hindurch sich bloß damit beschäftigen, einander alle möglichen, dem Geschmack und Gelüsten eines jeden entsprechenden Vergnügen, von welcher Art sie auch seyn mögen, zu verschaffen. Da man aber nicht erwarten könnte, daß ein ganzes Volk sich in Weise verwandeln, und diese Wahrheit begreifen könne, und da der größte Theil desselben diese Lehre wohl zum Schaden des Nächsten anwenden würde, so müsse man den gemeinen Mann durchaus täuschen und überzeugen, daß es eine höhere Macht gebe, die unsere geheimsten Handlungen aufspürt, und der wir für das unserm Nächsten angethane Uebel früh oder spät Rechenschaft ablegen und hart dafür büßen müssen. Kurz er hielt jede Religion für einen zum Wohl des Volks nothwendigen Betrug. Wir machten unsere Einwürfe gegen solche Grundsätze; da er aber sehr wenig russisch und wir eben so wenig japanisch verstanden, so blieben unsere Demonstrationen ganz ohne Wirkung.

Die Regierung veranlaßte mich zu der Frage: ob es in Japan erlaubt sey, über solche Gegenstände frei und öffentlich zu sprechen? — Kein Gesetz verbietet es, antwortete Teske, allein den Haß der Geislichkeit zieht derjenige sich zu, welcher ihre thörichten Lehren verwirft oder sie bespöttelt. Ueberdem können sie jeden verklagen, der durch seine Lehren die Menschen von dem Glauben, zu dem sie sich bekennen, abzuwenden sucht. Wird der Verklagte dessen überführt, so verurtheilt ihn die Regierung zu einer Gefängnißstrafe auf gewisse Zeit. Predigt aber jemand die christliche oder sonst eine fremde Religion, so muß er eines martervollen Todes sterben.

Leske und mehrere andere Japaner sprachen sehr übel von ihrer Geistlichkeit. Unsere Tempeldiener, sagten sie, sind größtentheils ausschweifende Leute, und obgleich ihnen die Geseze gebieten, enthaltsam zu leben, weder Fleisch noch Fisch zu essen, keinen Wein zu trinken und keine Frauen zu haben; so leben sie doch, trotz dieses Gebots, sehr unmäßig, verführen sowohl Frauen als Mädchen, und begehen andere gräuliche Schandthaten.

Für die Nichterfüllung und Verletzung der Religionsregeln unterwerfen die Geseze Niemanden einer Strafe, selbst die Geistlichkeit kümmert sich nicht darum. Wir kannten mehrere Japaner, die sich gleichsam damit brüsten, daß sie nie eine Kirche besuchten und ihre Religionsgebräuche verlachten. Viele von ihnen aßen, trotz ihrer Kirchengeseze, öffentlich Fleisch. Einer der Beamten, der an der Sitte der matsmaischen Kurilen, Hundefleisch zu essen, Geschmack fand, bereitete sich dasselbe auf eine so barbarische Art, daß selbst die Kurilen schauderten. Er steckte gewöhnlich junge Hunde lebend in kochendes Wasser, zog sie heraus, rupfte ihr Haar ab und verzehrte sie.

Die Zahl der vorurtheilsfreien Japaner, im Vergleich mit dem ganzen Volke, ist sehr gering. Sie sind im Allgemeinen nicht nur äußerst bigott, sondern abergläubig. Sie glauben an Zauberer und unterhalten sich gern von Wundergeschichten. Dem Fuchse schreiben sie alle die Eigenschaften und Streiche zu, die in Europa das gemeine Volk dem Teufel oder unreinen Geiste beilegt. Bei uns tödtet der Donner mit einem steinernen Pfeile;

in Japan ist es eine Kaze, die vom Blitz herabgeschleudert wird. In Rußland muß man beim Lobe eines Menschen dreimal ausspucken, damit er nicht krank werde; reicht man bei Tische Jemandem das Salz, so muß man lachen, um sich nachher nicht zu verzanfen u. s. w. In Japan geht Niemand über eine neue Brücke, aus Furcht zu sterben, ehe man den ältesten Greis der Gegend, in der die Brücke liegt, über dieselbe geführt hat. Bei uns schützen die von der Sonntags-Frühmesse nachgebliebenen Lichtenden vor dem Gewitter; bei den Japanern haben auf der Pfanne gebratene Erbsen, die sie an einem großen Winterfeste genießen, und wovon sie einen Theil bis zum Sommer aufbewahren, dieselbe Kraft. Wenn man, versicherten sie, bei einem Gewitter einige dieser wunderthätigen Erbsen an die Wände eines Hauses wirft, so kann der Blitz nicht hineinfahren: also ist alles in diesem Hause Befindliche in völliger Sicherheit. Auf ihren großen Landstraßen ist jeder Berg, jeder Hügel, jede Klust irgend einer Gottheit geweiht; daher müssen Reisende an diesen Orten Gebete, und diese oft mehrmals hersagen. Da aber diese Pflichterfüllung fromme Wanderer zu lange unterwegs aufhalten würde, so haben die Japaner zur Abwendung dieser Unbequemlichkeit folgendes Mittel erdacht. Sie errichten an diesen, den Gottheiten geweihten, Orten Pfähle, im Fall dort nicht schon welche zur Bezeichnung der Entfernungen stehen. An diesen Pfählen ist anderthalb Arschinen über der Erde eine längliche verticale Spalte angebracht, in welcher sich eine eiserne flache Scheibe gleich der Walze in einem Blocke dreht. Auf dieser Scheibe ist das Ge-

bet eingegraben, welches der Gottheit des Orts geweiht ist; diese drehen, bedeutet eben so viel, als das Gebet hersagen, und so viel Mal sie sich dreht, so viel Mal hat man das Gebet hergesagt. Auf diese Art kann der Reisende, ohne sich aufzuhalten, durch bloße Berührung seiner Finger mehr Gebete zu der Gottheit hinauf schicken, als selbst die Pflicht von ihm heischt.

Ueber die Kirchengebräuche der Japaner kann ich nichts sagen, denn nie konnten sie sich dazu entschließen, uns während des Gottesdienstes in ihren Tempeln den Zutritt zu erlauben, ja sie sprachen nicht einmal davon. Alles, was ich hierüber weiß, besteht in folgendem. Die Gebete werden täglich dreimal verrichtet: beim Anbruche des Tages, zwei Stunden vor Mittag, und vor dem Untergange der Sonne; eben so wie bei uns die Früh-, Mittag- und Abend-Messen zu seyn pflegen. Der Glockenschlag zeigt dem Volke die Stunde des Gebets an. Sie läuten auf folgende Art: nach dem ersten Glockenschlage vergeht eine halbe Minute, dann folgt der zweite Schlag, dann etwas schneller der dritte, noch schneller der vierte, endlich einige Schläge schnell auf einander; nach zwei Minuten wird alles in derselben Ordnung wiederholt; wieder nach zwei Minuten zum drittenmal, und damit endet es. Vor den Tempeln stehen steinerne oder metallne Wasserbehälter, in denen die Japaner vor dem Eintritt die Hände waschen. Vor den Heiligenbildern brennen Lichter, die aus Fischthran und dem bituminösen Saft eines Baumes verfertigt werden, der in den süblichen und mittlern Gegenden von Nippon wächst. Bei dem Gottesdienste opfern die Japaner ih-

ren Göttern natürliche oder künstliche Blumen. Letztere bereiten sie aus farbigen Bändern oder Papier, je nachdem das Vermögen und der Eifer des Betenden größer oder geringer ist. Diese Blumen werden vor den Heiligenbildern an die Wände des Tempels, oder an die Bilder selbst gehängt, wie bei uns Ringe u. s. w. Außerdem opfern die eifrigen Frömmlinge auch Geld, Früchte, Reis und andere Lebensmittel, die den Tempeldienern sehr zu Statten kommen. Doch mit diesen freiwilligen Gaben sind diese nicht zufrieden. Sie wandern durch Städte und Dörfer und auf den Landstraßen, und fordern Opfer für die Götter. Daher tragen sie auch Quersäcke über den Schultern, um die dargebrachten Opfer zu bergen. Ueberdem singen sie Hymnen ab, halten Reden oder läuten mit einem Glöckchen, welches jeder an einem Gürtel trägt. Auf unsern Spaziergängen durch Matsmai begegneten wir diesen Herumtreibern sehr oft. Während des Gottesdienstes sitzen die Japaner wie gewöhnlich auf den Knien, aber mit gebogenem Haupte und gefalteten Händen. Wenn sie ihre Gebete hersagen, so drücken sie die flachen Hände gegen einander, führen sie dergestalt an die Stirn, bücken sich manchmal und beten halblaut.

Die Verschiedenheit der Religionen und Secten in Japan verursacht weder der Regierung noch im geselligen Leben die mindeste Unruhe. Jeder Bürger hat das Recht, sich zu dem Glauben zu bekennen, der ihm gefällt, und ihn so oft zu verändern, als es ihm gut dünkt. Ob er letzteres aus Ueberzeugung oder eines Vortheils wegen thut, darnach fragt niemand. Es trifft

sich nicht selten, daß die Glieder einer Familie verschiedenen Secten anhängen; doch gibt diese Ungleichheit des Glaubens nie Anlaß zu Hader und Streit. Nur die Profelytenmacherei ist gesetzlich verboten.

Der geistliche Kaiser oder Kin-Keu ist das Haupt der alten japanischen Religion; doch auch die übrigen Secten hegen eine anbetende Verehrung für ihn. Er besetzt nicht nur die obern geistlichen Stellen, sondern vergibt auch den angesehenen Staatsbeamten die Würde oder den geistlichen Titel Kami, den die vornehmsten Männer des Reichs zu erlangen, sich als die größte Ehre anrechnen. Ich habe schon früher dieser Würde Erwähnung gethan. Der Kin-Keu ist für alle Volksklassen, seinen Hofstaat und die Beamten des weltlichen Kaisers, die manchmal zu ihm gesandt werden, abgerechnet, unsichtbar. Nur einmal im Jahre, an einem großen Festtage, spaziert er in einer Gallerie, die nur nach unten zu offen ist, so daß jeder sich nähern kann, um seine Füße zu besehen. Er trägt beständig seidene Kleider, die von der ersten Vereitung der Seide an, von den Händen unbefleckter Jungfrauen gefertigt werden. Das Essen wird ihm jedesmal auf neuem Geschirre gereicht, welches dann zerbrochen wird. Dies geschieht, sagen die Japaner, weil niemand würdig ist, nach ihm auf demselben Geschirre zu essen; wagte es jemand absichtlich oder thäte es aus Versehen, so wäre er augenblicklich des Todes.

Die japanische Geistlichkeit zerfällt in verschiedene Grade. Sie haben Oberpriester, die unsere Archiereen gleich sind. Ein solcher lebte im Matsmai. Er hatte ein gro-

festes Haus mit Nebengebäuden und einem Garten, welches von einem Erdwalle umgeben war, so daß es das Ansehen eines kleinen Schlosses hatte. Dies beweist, daß diese Würde in hohen Ehren steht. Die Japaner sagten uns, daß seine Gewalt über die Geistlichkeit bloß in Kirchensachen gelte; begeht ein Priester ein Criminal-Verbrechen, oder verwickelt sich in weltliche Handel, so richten oder verurtheilen ihn die Gesetze ohne weitere Rücksprache mit der geistlichen Oberherrschaft. Während unsers Aufenthalts in Matsmai ließ der Gouverneur einen Priester für Diebstahl und Flucht ins Gefängniß setzen; er wurde bloß durch weltliche Richter verurtheilt und hingerichtet. Als ich den Japanern sagte, daß man bei uns mit Geistlichen nicht eben so verfare, sondern erst den geistlichen Stand, zu dem die Kirche sie geweiht habe, von ihnen abnehmen und sie dann den weltlichen Richtern übergeben müsse, lachten die Japaner und sagten, daß jener Priester ein Spitzbube gewesen, der nicht werth sey, den Kopf auf den Schultern zu tragen. Daher hätten ihn das Gericht und die Gesetze seines Vaterlandes verurtheilt, und so verlöre er seinen Stand zugleich mit seinem Kopfe, die geistliche Regierung möge es nun billigen oder nicht. Der matsmaische Oberpriester machte dem Gouverneur nie seine Aufwartung, mußte ihm aber im Frühlinge einmal auf einer kleinen Insel, unweit Matsmai, in einem Tempel, der sieben heiligen Jungfrauen geweiht ist, die Honneurs machen.

Es gibt auch Mönche und Nonnen in Japan; auf welcher Grundlage aber die Klöster beruhen und worin

die Ordensregeln bestehen, konnten wir nicht erfahren. Wir hörten bloß, daß die Mönche und Nonnen einen strengen Lebenswandel führen müssen, sich aber wenig daran kehren, und die sichern Freuden dieses Lebens, den ungewissen Verheißungen des künftigen vorziehen. — Darin gleichen sie den unsrigen sehr! . . .

V.

Verwaltung des Reichs.

Japan hat zwei Beherrscher, welche die Europäer den weltlichen und geistlichen Kaiser nennen. Ich folge zwar auch diesem Gebrauche, kann aber nicht zugeben, daß diese Titel passend seyen. Was den weltlichen Kaiser anbetrifft, so müßte man ihn eigentlich Kaiser von Japan nennen; denn er ist Selbstherrscher eines Reichs, das zwar eben nicht sehr groß im Umfange, aber sehr volkreich ist, und aus vielen selbstständigen, unter Einem Scepter vereinten Fürstenthümern besteht. Die Würde des geistlichen Kaisers hat aber nirgends ihres Gleichen, und ist einzig und allein dem japanischen Reiche eigen; daher kann man sie mit dem Titel Kaiser, nach den Begriffen, die wir damit verbinden, gar nicht belegen. In den gewöhnlichen Staatsangelegenheiten hat der Kin-Keij oder geistliche Kaiser

keinen Antheil, und erfährt nur gelegentlich, durch Gerüchte, was im Reiche vorgeht. Bei äußerst wichtigen Fällen jedoch muß der weltliche Kaiser seinen Rath heischen, z. B. bei der Abänderung oder Einführung eines Gesetzes, bei Verhandlungen mit auswärtigen Mächten, bei Kriegserklärungen u. s. w. Allein auch bei diesen Gelegenheiten trifft der weltliche Kaiser frühzeitig Maßregeln, und weiß schon zum voraus, daß der Kien-Keu seine Vorschläge billigen werde. Kurz die weltlichen Kaiser in Japan verfahren jetzt mit den geistlichen, wie ehemals die vorurtheilsfreien und mächtigern unter den katholischen Herrschern mit den Päpsten, zu denen, wenn sie erst durch Drohungen oder Geschenke geneigt gemacht waren, mit verstellter Unterwerfung und Demuth Gesandtschaften abgefertigt wurden, um den Segen und eine Bulle des heiligen Vaters zu erflehen, die dann von beiden Theilen herzlich verlacht wurde, aber zur Blendung des abergläubigen Volks sehr nöthig war. Uebrigens beobachten die weltlichen Kaiser gegen die geistlichen im Aeußern die tiefste Ehrerbietung. Persönliche Zusammenkünfte fallen äußerst selten vor. Der weltliche Kaiser besucht den geistlichen in mehreren Jahren nur einmal; allein sie fertigen oft Gesandtschaften an einander ab, wobei der weltliche Kaiser dem geistlichen immer köstliche Geschenke zusendet, welche letzterer mit seinem Segen erwiedert. Dies ist auch nicht mehr, als billig; denn der weltliche Kaiser hat die Einkünfte des ganzen Reichs in seinen Händen, da der geistliche sich mit den Einkünften seines Fürstenthums, Kio to, begnügen muß. Er beherrscht diese Provinz wie ein unabhängiger Fürst

ober Damjo, wie die Japaner sie nennen, bloß mit dem Unterschiede, daß alle Fürsten ihre Kriegsmacht auf eigene Kosten unterhalten, der Kin-Keu aber gar keine Soldaten hat. Die zur innern Ruhe seines Fürstenthums erforderliche Macht wird auf Kosten des weltlichen Kaisers unterhalten, von dem sie auch abhängt; eine Maßregel, die dem letztern die völlige Uebermacht über den geistlichen Kaiser verschafft, worauf man, dem äußern Anscheine nach, gewiß nicht schließen sollte. Die beiden Kaiser beobachten die, zwischen ihnen herrschende Etikette mit der größten Pünktlichkeit. So hält z. B. der Kin-Keu immer einige Personen, die er selbst bestimmt, am Hofe des weltlichen Kaisers, um auf seine Aufführung Acht zu haben, und ihm seine Pflichten, im Fall einer Verletzung derselben, ins Gedächtniß zu rufen. Unter diesen Personen befinden sich auch einige Damen, die auf das eheliche Leben des Monarchen mit seiner Gattin und ihre Aufführung die Aufsicht haben; allein diese Maßregeln verhindern Se. japanische Majestät nicht, einige Maitressen zu halten, was dem ganzen Reiche — außer jenen Damen — bekannt ist. Was die Kaiserin anbetrifft, so ist weibliche Aufsicht da wohl nicht so sehr nöthig, wo der Kaiser in Rücksicht der Treue seiner Gemahlin ganz ruhig seyn kann, da er selbst Personen als Hüter derselben anstellt.

Unter den Ehrenbezeugungen, welche die weltlichen Kaiser den geistlichen erweisen, ist eine besonders merkwürdig. Zum neuen Jahr ist der weltliche Kaiser verpflichtet, dem geistlichen zum Glückwunsch eine Gesandtschaft mit Geschenken zuzuschicken, unter denen sich durch,

aus ein weißer Kranich mit schwarzem Kopfe, den der Kaiser auf der Falkenjagd selbst gefangen hat, befinden muß *). Keine Geschäfte können den Monarchen von dieser Verpflichtung befreien; nur Krankheit entschuldigt ihn. In diesem Falle aber muß sein Sohn, der Thronfolger, die Verpflichtung des Vaters übernehmen. Diese Jagd ist jedoch eben nicht mit vielen Schwierigkeiten verknüpft; denn in der Nähe der Hauptstadt Eddo befindet sich ein großes Thal, welches von Bergen umgeben und von Seen und Bächen durchschnitten ist, in welchem niemand, außer dem Kaiser und seinem Nachfolger, bei schwerer Strafe es wagen darf, Vögel zu fangen oder zu tödten. Die Ruhe der Vögel wird in diesem Thale also nur selten gestört, und daher ist es eben nicht schwer, in der kürzesten Zeit eine ansehnliche Menge derselben zu fangen.

In einigen Rücksichten könnte man den japanischen geistlichen Kaiser mit den Päpsten, was sie ehemals waren, vergleichen; in andern wäre diese Vergleichung aber wieder ganz unstatthaft. Die Päpste wurden gewählt; dagegen ist das Haus der Kin-Nejen erblich. Aus dieser Ursache haben sie zwölf Frauen, damit ihr Stamm nie erlösche. Die Päpste regierten in ihren Besitzungen als unabhängige Selbstherrscher; dagegen macht der Staat der Kin-Nejen einen Bestandtheil Japans aus, und ist den Reichsgrundgesetzen, gleich den andern Für-

*) Die Japaner sind große Liebhaber von der Falken- und Habichtsjagd, in der sie sehr geschickt sind. Sie erzählten uns Wunderdinge von ihren Jägern, die diese Raubvögel bis zu einem hohen Grade von Vollkommenheit abrichten.

stenthümern, unterworfen. Endlich war der Papst das Haupt der herrschenden, oder vielmehr der in allen katholischen Ländern einzig geduldeten Religion; dagegen ist der Kin-Keu das Haupt einer Religion, zu der sich bloß ein Theil des japanischen Volks bekennt, wenn auch gleich seine Gewalt sich auf die Priester aller Secten in Japan erstreckt. — Wie wenig der Einfluß des geistlichen Kaisers in die Regierungs- und politischen Angelegenheiten bedeute, erfuhren wir während unserer Gefangenschaft mehrmals. Bei unsern Unterhaltungen mit den Japanern bezeugten wir oft unsern Unwillen über die Saumseligkeit, mit der unsere Sache betrieben wurde, und äußerten, daß, wenn auch der Regierungsrath und der weltliche Kaiser sich dazu entschlossen, uns in Freiheit zu setzen, so könnte der geistliche Kaiser vielleicht doch ihren Beschluß nicht genehmigen, und dann wäre das Ende der Sache gar nicht abzusehen. Auf diese Klagen antworteten die Japaner gewöhnlich folgendes: „wie die Entscheidung des Kin-Keu ausfalle, darüber braucht ihr euch nicht zu beunruhigen; wenn der Kumbo-Sama (weltliche Kaiser) sich nur entschließt, euch zu entlassen. Seinen Beschluß wird der Kin-Keu nicht umstoßen, denn dieser thut Alles, was jenem gefällt.“ Außerdem versicherten sie uns, daß die geistlichen Kaiser jetzt gar nicht mehr so viel bedeuteten, als ehemals, und daß ihre ganze Macht bloß Schein sey.

Im Jahre 1813. sagten die Japaner uns, daß die jetzige Dynastie (der Kin-Keu) in gerader Linie nun 2413 Jahre regiere, also sechs Jahrhunderte vor Christi Geburt ihren Anfang genommen habe. Die japanische

Geschichte hat die Namen und die Jahre des Regierungsantritts aller Kaiser im Lauf der 24 Jahrhunderte erhalten: ihre Zahl beläuft sich auf ungefähr 130. In den ersten zwanzig Jahrhunderten waren die Kin-Key, oder, wie die Japaner sie manchmal nennen, Dairi oder Dajosso, im Besitz einer ungetheilten Gewalt; sie waren Selbstherrscher im vollen Sinne des Wortes. Allein nachher benutzten einige Kriegsanführer die Unruhen im Reich, und fingen an, der despotischen Gewalt dieser Herrscher theils im Geheim, theils durch offene Fehde, Schranken zu setzen. Es gelang ihnen; und so riß vor ungefähr 230 Jahren ein Kriegsbefehlshaber, Namens Kumbo, die Verwaltung der weltlichen Angelegenheiten an sich, und machte sie in seiner Familie erblich. Dem Kin-Key überließ er bloß die Verwaltung der geistlichen Angelegenheiten aller Secten im Reiche, und das Recht, seinen Rath und seine Beystimmung in wichtigen und ungewöhnlichen Fällen zu erteilen. Von diesem Heerführer stammen die jetzigen weltlichen Kaiser ab, welche die Japaner Kumbo-Sama, d. h. Herrscher Kumbo nennen. Die Theilung der Regierung zwischen zwei Kaiser schreibt sich also erst seit etwas über 200 Jahren her *).

*) Viele von den Japanern, die weniger zurückhaltend mit uns umgingen, als andere, sprachen eben nicht sehr rühmend von ihrer jetzigen Regierung. Als Hauptfehler derselben führten sie an, daß der Kaiser sich wenig um Geschäfte bekümmere, und nichts mit eigenen Augen untersuchen wolle, die Fürsten aber eine zu unbeschränkte Gewalt über ihre Unterthanen an sich gerissen hätten.



Die Würde beider Kaiser erbt auf den ältesten ihrer männlichen Nachkommen. In frühern Zeiten bestiegen, in Ermangelung letzterer, in der Dynastie der geistlichen Kaiser, ihre Witwen und Töchter den Thron; fehlt es jetzt aber an männlichen Nachkommen, so müssen beide Kaiser Söhne aus fürstlichem, ihnen verwandten Geblüthe, adoptiren.

Das japanische Reich besteht aus vielen Fürstenthümern, die von den Damjos oder regierenden Fürsten beherrscht werden, und den Provinzen, die dem Kaiser selbst gehören, und deren Verwaltung Gouverneuren anvertraut ist. Man zählt der regierenden Fürsten in Japan mehr als zweihundert. Die Besitzungen der meisten sind unbedeutend; einige aber sind äußerst mächtig. So hat z. B. der Damjo von Sindai, wenn er in die Hauptstadt kömmt, einen Hofstaat und Trabanten bei sich, deren Zahl sich auf 60,000 beläuft. Diese Fürsten verwalten ihre Besitzungen als Selbstherrscher; sie haben sogar das Recht, neue Gesetze zu geben, nur müssen diese keinen Einfluß auf andere Theile des Reichs haben; denn in solchen Fällen kann ohne höhere Bestätigung keine Verordnung in Erfüllung gebracht werden. Jeder Damjo ist verpflichtet, eine bestimmte Zahl von Kriegern zu unterhalten, über die der weltliche Kaiser verfügt.

Die Provinzen, welche dem Kaiser gehören, werden von Gouverneuren (Obunjo) verwaltet und sind zur Beschützung von Truppen aus den benachbarten Fürstenthümern besetzt, die sich jährlich ablösen. Außerdem halten sich in denselben auch einige kaiserliche Soldaten auf.

Der Hohen-Rath des weltlichen Kaisers besteht aus fünf Gliedern, die durchans regierende Fürsten seyn müssen. Dieser Rath entscheidet alle Fälle, die in der gewöhnlichen Ordnung der Dinge vorkommen, ohne das Gutachten des Kaisers darüber einzuziehen; dagegen kann in ungewöhnlichen, wenn auch ganz unwichtigen Sachen, nichts ohne den Kaiser geschehen. In solchen Fällen hat aber auch der Kaiser nicht das Recht, ohne Beistimmung des Rathes zu verfügen. Nach dieser Einrichtung zu urtheilen, müßte man die japanische Regierung eine eingeschränkte Monarchie nennen; allein der Kaiser kann die Glieder seines Hohen-Raths, seiner Willkühr gemäß, so oft verändern, als es ihm gut dünkt. Uebrigens wagen es die japanischen Kaiser nicht, ihre Gewalt zu missbrauchen, aus Furcht, die Fürsten könnten sich widersetzen und empören, und wie sehr letztere den Kaisern furchtbar sind, beweist die Vorsicht, daß die Frauen und Kinder der Fürsten sich immer in der Hauptstadt, sie selbst aber abwechselnd ein Jahr in ihren Besitzungen, das andere in der Hauptstadt aufhalten müssen. — Dieser Rath wird Gorodschî genannt. Die Namen seiner Glieder nehmen den ersten Platz im japanischen Adress-Kalender ein, der jährlich herauskömmt und alle Civil-Beamte in sich faßt.

Außer diesem Hohen-Rath existirt in Japan noch ein anderer, den man Senat nennen könnte; denn er entscheidet über wichtige Criminal- und Prozeßsachen. Angelegenheiten von großer Wichtigkeit werden, ehe sie in den Hohen-Rath kommen, erst im Senat durchgesehen und entschieden. Er besteht aus funfzehn Gliedern,

die Fürsten oder vom Adel (Chadamodo) seyn können. *)

Diese beiden Zweige der Regierung, die die höhere gesetzgebende Gewalt bilden, stehen jedoch sehr unter dem indirecten Einflusse der Höflinge des Kaisers, welche die Japaner Osoba-Kasscha nennen. Unter ihnen hat der Kaiser immer seine Lieblinge und Vertraute, mit denen er sich im Geheim berathet, ehe er sein Gutachten über eine Sache gibt, die ihm der Hohe-Rath unterlegt hat.

Die japanischen Staatsangelegenheiten zerfallen in sieben Theile oder Sectionen, von denen jede, ihrer Wichtigkeit und dem Umfange nach, zweien oder dreien Ministern anvertraut ist. Diese Minister werden eben so wie die Gouverneure Obunjo oder Bunjo genannt, nur daß man diesem Titel die Benennung der Section, die sie verwalten, beifügt. Z. B. Gogandschio-Bunjo, Bunjo der Handelsfachen; Madzino-Bunjo, Bunjo der Polizey u. s. w. **). Bezeichnet das Wort Bunjo einen Gouverneur, so fügt man dem Titel immer den Namen der Provinz bei, die er verwaltet; z. B. Nangasaky-Bunjo u. s. w. Als Gehülfen der Minister werden Rätthe (Sinmijagu) und einige andere Beamte angestellt.

*) Die Chadamodos oder Bojaren bilden nach den regierenden Fürsten die zweite Classe von Unterthanen. Sie genießen sehr wichtige Vorrechte.

***) Das Wort Bunjo bezeichnet also nicht nur die Würde eines Gouverneurs, sondern auch eines Ministers und Chefs eines jeden wichtigen Zweigs der Staatsverwaltung.

Die Sectionen der Regierung sind folgende:

1. Section der Staatsökonomie und Einkünfte. — Da die Staatsabgaben in Japan größtentheils im Zehnten der Erzeugnisse in natura abgetragen werden, so stehen Ackerbau, Fabriken, Manufacturen und andere ökonomische Einrichtungen unter derselben Behörde, die die Staatseinkünfte verwaltet.

2. Section der Schifffahrt und des Handels. — Ich meine hier den innern Handel; denn der äußere ist sehr unbedeutend und wird bloß auf Rechnung und zum Vortheil des Kaisers geführt. Der innere Handel in Japan ist sehr ausgebreitet, und wird größtentheils zur See betrieben, da die Lage des Reichs den Transport der Erzeugnisse einer Provinz in die andere sehr erleichtert. Aus dem Innern des Landes nach den Seestädten, und von diesen in das Innere, werden die Waaren größtentheils auf Flüssen und Kanälen transportirt; da wo Berge diese Communication hemmen, gebraucht man Packpferde und Ochsen. Die Verschiedenheit des Klimas der japanischen Besitzungen erzeugt auch eine Verschiedenheit in den Produkten und den großen Austausch derselben, der eine Menge großer Schiffe und eine ansehnliche Zahl Matrosen erfordert.

3. Section des Bauwesens. — Diese Section begreift alle Arten von öffentlichen Gebäuden im ganzen Reiche, mit Inbegriff der Tempel und Festungen.

4. Section der Polizey. — Dieser Theil der japanischen Staatsverwaltung ist sehr wichtig; denn der Argwohn des Kaisers und sein Mißtrauen zu den regierenden Fürsten, zwingt ihn, sie sowohl öffentlich, als im

Geheim durch Spione unter strenger Aufsicht zu halten. Daher stehen die ersten Leute im Reiche, zu denen sowohl der Kaiser als das Volk das meiste Vertrauen und Achtung hegen, an der Spitze der Polizey-Verwaltung.

5. Section der Civil- und Criminal-Gerichtsbarkheit. — In jedem Fürstenthume werden Criminal- und Civil-Sachen nach den bestehenden Gesetzen entschieden. Haben sie aber Bezug auf einen andern Theil des Reichs, oder sind sie mit Angelegenheiten des Staats verwickelt, so gehören sie zur Diskussion und Entscheidung in diese Section. Sie ist auch die höhere Instanz für Appellations- und wichtige Criminal-Sachen aus den kaiserlichen Provinzen, im Fall sie von der Art sind, daß ihre Entscheidung die Gewalt des Gouverneurs übersteigt.

6. Section des Kriegswesens. — Unter derselben stehen alle kaiserlichen Arsenalé, Gießhäuser und Gewehrfabriken. Sie sieht darauf, daß die Fürsten in ihren Besizungen die bestimmte Zahl von Truppen in gehöriger Ordnung unterhalten, und daß diese die ihnen zur Besetzung angezeigten Orte nicht verlassen. Auch ist sie verpflichtet, dafür zu sorgen, daß das Reich in defensivem Stande erhalten werde.

7. Section der geistlichen Angelegenheiten. — Was die geistlichen Angelegenheiten betrifft, so habe ich schon früher erwähnt, daß der Kin-Key, als eine geheiligte, einer Gottheit ähnliche Person, dieselben unbeschränkt verwalte; allein seine Verfügungen dürfen den weltlichen Kaiser nicht im mindesten beeinträchtigen. Geschieht dies doch, so kennt letzterer wohl die Mittel, die ihm seine Macht darbietet, um seinen vermeinten Mitregenten im

Zaume zu halten, zu dessen göttlichem Ansehen er eben nicht die größte Achtung hegt.

Mehreres über die Staatsverwaltung in Japan habe ich früher in meiner Erzählung zerstreut angeführt, daher halte ich es nicht für nöthig, es hier zu wiederholen.

VI.

G e s e z e u n d S i t t e n .

Bei der Erzählung meiner Begebenheiten in der Gefangenschaft bei den Japanern, hatte ich oft Gelegenheit, über ihre Gesetze und Sitten zu reden. Meine Bemerkungen über diesen Gegenstand haben den Leser, ohne Zweifel, schon einigermaßen mit den Japanern bekannt gemacht; daher übergehe ich alles früher Gesagte.

Die Bewohner Japans zerfallen in acht Klassen:

1. Damjo oder regierende Fürsten.
2. Chadamodo oder Adel.
3. Bonzen oder Geistliche.
4. Soldaten.
5. Kaufleute.
6. Handwerker.
7. Bauern und Arbeiter.
8. Sklaven.

Erste Klasse. Nicht alle regierende Fürsten genießen dieselben Rechte und Privilegien. Einige haben größere oder geringere Vorzüge vor einander, die auf Verträge und Bedingungen begründet sind, in Folge derer die Fürsten sich den weltlichen Kaisern angeschlossen, als diese der Macht der Kin-Keys den Untergang drohten. Diese Vorrechte sind nicht nur in Dingen von Wichtigkeit verschieden, sondern sie begreifen auch die unbedeutendsten Gegenstände der Etikette und des Ceremoniels. Einige Fürsten haben z. B. das Recht, sich beim Reiten der Schabracken aus Viberfell zu bedienen; andere haben welche aus Pantherfellen u. s. w. Das größte Recht aller besteht aber darin, daß sie ihre Fürstenthümer als Selbstherrscher verwalten, so weit es nämlich die allgemeinen Reichs-Grundgesetze zulassen und es dem Wohl anderer Theile des Reichs nicht schadet.

Die Würde aller regierenden Fürsten ist erblich, und gebührt eigentlich immer dem ältesten Sohne; allein ein Lobenswerther und nützlicher Ehrgeiz der Fürsten, nur würdige Nachfolger zu haben, läßt sie diese Regel manchmal verletzen. Ist der älteste Sohn unfähig, die Stelle seines Vaters zu vertreten, so erhält der verständigste unter den jüngern das Recht der Erbfolge. Nicht selten geschieht es, daß ein Fürst, wegen Unfähigkeit aller seiner Kinder, sie der Erbfolge beraubt, und den würdigsten unter den jüngern Söhnen eines andern Fürsten adoptirt, ihn selbst erziehen läßt, und ihm seinen Titel und seinen Besitz hinterläßt. Die Folge dieser Maßregel ist, daß die regierenden Fürsten in Japan fast immer verständige und zu Staatsgeschäften tüchtige Männer sind.

Daher sind sie auch den Kaisern so furchtbar, weil sie seine Macht immer in den gehörigen Grenzen halten können. —

Zweite Klasse. Auch der Adel in Japan genießt sehr wichtige Vorrechte. Aus ihm allein werden alle Stellen im zweiten Rath oder Senat, alle wichtigen Staatsämter und die Gouverneurs-Posten in den kaiserlichen Provinzen besetzt. Bricht ein Krieg aus, so werden die commandirenden Generale aus den regierenden Fürsten oder dem Adel gewählt. Jede adeliche Familie hat ihre besondere Auszeichnung und das Recht, ein Ehrengesolge zu halten, dessen sich der älteste in der Familie bedient. Die adeliche Würde ist auch erblich, und geht auf den ältesten Sohn, oder, nach dem Gutachten des Vaters, auf den würdigsten derselben über. Hält der Vater seine gesetzlichen Kinder dieser Würde unwerth, so kann er einen fremden Sohn adoptiren. Daher ist ein adlicher Laugenichts in Japan eine seltene Erscheinung, die bloß durch die zu große Vorliebe des Vaters zu einem unwürdigen Sohne möglich wird.

Dritte Klasse. Die Geistlichkeit, die aus Priestern und Mönchen besteht, ist sehr zahlreich in Japan, und zerfällt in mehrere Grade, die in den verschiedenen Secten ihre besondern Vorrechte haben. Die vorzüglichsten derselben sind zwar nicht durch die Gesetze sanctionirt, aber dem geistlichen Stande unter allen Völkern eigen, ich meine: Muße und Wohlleben auf Kosten anderer.

Vierte Klasse. In die Klasse der Soldaten muß man die höhern Kriegs-Beamten nicht mit einschließen; denn in Japan werden diese aus dem Adel

oder aus einer andern Klasse gewählt, und zwar solche, die schon bürgerliche Staats-Ämter verwaltet haben. Jeder, der im Dienste des Kaisers oder der Fürsten steht, muß auch die Kriegskunst erlernen, um in Kriegszeiten gegen den Feind gebraucht werden zu können. Da die Japaner den Krieg für eine bloß temporäre Sache halten, so wollen sie diesem Dienste auch nicht ihr ganzes Leben widmen; überdem macht es die Lage des Reichs und die friedliebende Politik der Regierung oft einer ganzen Generation, vom Uelternvater bis zum Urenkel, unmöglich, dem Vaterlande in diesem Fache nützen zu können. Jeder vornehme Japaner sucht daher in Civildienste zu treten, und lernt außerdem die Kriegskunst, um im Fall der Noth über Truppen zu kommandiren, die in die Festungen und zur Erhaltung der Ruhe und Ordnung unter dem Volke, in andere Orte verlegt werden. — Der Beruf der niedern Kriegs-Beamten und Gemeinen ist erblich, daher bilden diese auch eine besondere Volksklasse. Jeder Krieger, er mag noch so alt und schwach seyn, erhält seinen Abschied nicht eher, als bis er seinen Sohn, der den Soldatendienst schon ganz erlernt haben muß, statt seiner anstellen kann. Die Knaben werden mit dem funfzehnten Jahre waffenfähig. Hat ein Soldat mehr als einen Sohn, so steht es ihm frei, sie alle, oder nur einen dem Soldatenstande zu widmen; da in Japan aber der Dienst sehr leicht und der Unterhalt gut ist, so lassen Soldaten gewöhnlich alle ihre Söhne dies Fach ergreifen, und dienen selbst bis zum Tode. Hat einer keine Söhne, so kann er einen adoptiren, ihn erziehen und seine Stelle vertre-

ten lassen. Die Gesetze erlauben es sowohl den Soldaten, als auch andern Ständen, drei Pflegekinder anzunehmen; sterben diese aber, so darf man keine mehr adoptiren, da vorausgesetzt wird, daß es gegen den Willen der Götter sey.

Der Soldatenstand ist in Japan sehr geehrt. Das gemeine Volk, ja sogar die Kaufleute, legen den Soldaten in Gesprächen den Titel Sama (Herr) bei, und erweisen ihnen alle mögliche Achtung. Von den Vorrechten der kaiserlichen Soldaten vor den fürstlichen habe ich schon früher geredet. Europäer, die Japan besuchten, haben die gemeinen Soldaten immer für angesehenen Beamte gehalten, und es ist auch sehr natürlich, da diese gewöhnlich, wenn europäische Schiffe einlaufen, kostbare seidene, mit Gold und Silber gestickte Kleider anziehen, die Europäer stolz empfangen, sitzend mit ihnen reden und Taback rauchen. In den ersten Tagen unserer Gefangenschaft waren wir in demselben Irrthume. Wir glaubten, daß die Japaner uns sehr fürchteten, da sie Officiere zu unserer Bewachung angestellt hatten. Als wir aber bekannter mit diesen vermeinten Officieren wurden, fanden wir, daß es Soldaten des Fürsten von Nambu waren. — Alle Krieger haben das Recht, einen Säbel und Dolch, gleich den ersten Beamten des Reichs, zu tragen. Fast in jedem Dorfe befinden sich zwei oder drei Soldaten, die auf Ordnung sehen und ein wachsames Auge auf die Polizey-Beamten haben. Einen Soldaten *) seines Standes berauben, ist die

*) Ein gemeiner Soldat heißt japanisch Dossin.

größte Strafe, die ihm nur für Verbrechen auferlegt wird. Der älteste Soldat oder Unterofficier, der in der Nacht, als wir entflohen, die Wache bei uns hatte, wurde für seine Nachlässigkeit begradirt, erhielt aber nachher den Stand eines Doffin wieder. Während dieser Zeit ließ er Haare, Bart und Nägel wachsen, und ließ auf diese Art seinen tiefen Kummer blicken. Die japanischen Soldaten sind so ehrliebend, daß sie sich nicht selten für Beleidigungen unter einander duelliren.

Fünfte Klasse. Der Kaufmannsstand in Japan ist sehr ausgebreitet, reich, aber nicht geehrt. Die Kaufleute haben nicht das Recht, Waffen zu tragen. Obgleich ihr Stand ohne Ansehen ist, so ist es doch nicht ihr Reichthum; denn dieser vertritt — wie in Europa — alle Talente und Würden, und erlangt Vorrechte und Ehrenstellen. Die Japaner sagten uns, daß ihre Staatsbeamte und Bornehme sich dem Außern nach zwar sehr stolz gegen die Kaufleute benehmen, im Geheim aber mit den reichern sehr vertrant umgehen, und ihnen oft verpflichtet sind. Es befand sich eine Zeit lang ein junger Officier bei uns, der Sohn eines reichen Kaufmannes war, und seinen Rang, der Aussage der Japaner nach, nicht wegen Verdienste, sondern durch das Geld seines Vaters erhalten hatte. — So sehr also auch die Geseze dem Kaufmannsstande nicht wohl wollen, so sehr hebt ihn der Reichthum; denn auch in Japan, wo noch so streng auf Geseze gehalten wird, werden diese oft durch die Macht des Goldes überwogen.

Sechste Klasse. Die Japaner, wie es scheint, kennen den Unterschied zwischen Handwerker und Künstler

noch nicht, daher gehört bei ihnen der Mahler und Färber, der Architekt und Zimmermann, der Bildhauer und Kupferschmidt zu Einer Klasse. Ihre Rechte und Privilegien sind fast dieselben, deren die Kaufleute genießen, mit Ausnahme derer, welche letztere durch ihren Reichtum erlangen.

Siebente Klasse. Die Bauern und Arbeiter sind die letzte Klasse der freien Bewohner Japans. Zu derselben rechnet man alle, die zu ihrem Unterhalte in die Dienste anderer treten; denn Japan ist so volkreich, daß jeder, der nur eine Scholle Landes besitzt, sie nicht selbst bearbeitet, sondern ganz Unvermögende dazu annimmt. Wir hatten Soldaten bei uns auf der Wache, die Gärten besaßen, zu ihrer Bearbeitung aber Arbeiter unterhielten; sie selbst gingen in müßigen Stunden auf die Jagd und verkauften ihre Beute. — Zu dieser Klasse rechnet man auch die Matrosen, welche die Japaner *Fäkschō-Sschto*, d. h. Arbeitsleute, nennen. Die niedern Klassen überhaupt begreifen sie mit dem Namen *Mad sino-Sschto*, wörtlich übersetzt: Leute, die auf den Straßen ihr Wesen treiben.

Achte Klasse. Die letzte Klasse der Bewohner Japans sind Sklaven. Sie stammen von den Gefangenen her, die man in alten Zeiten in China, Korea u. s. w. machte, und von den Kindern, die von ihren Eltern aus Armuth und Unvermögen, sie zu erziehen, als Sklaven verkauft wurden. Dieser Kinderhandel dauert noch jetzt fort; allein das Gesetz, Gefangene zu Sklaven zu machen, ist seit der Zeit aufgehoben, als die christliche Religion ausgerottet wurde. Jetzt werden Gefan-

gene in lebenslänglichem Gewahrsam gehalten, wie es eins der ältesten Gesetze vorschreibt. Dadurch erlangen die Japaner den Vortheil, daß die Gefangenen weder ihre Religion noch Sitten unter das Volk bringen können. — Die Sklaven stehen in der völligen Gewalt ihrer Herren.

Ich konnte von unsern bekannten Japanern nicht erfahren, zu welcher Klasse eigentlich die unablichen Beamten, die Aerzte, Gelehrte und jüngern Kinder der Ablichen gerechnet würden? Sie sagten uns, daß sie geachtete Personen im Staate wären, ihrem Range angemessene Titel hätten, aber keine besondere Klasse bildeten. Die Gelehrten und Aerzte tragen einen Säbel und Dolch, wie alle Beamte, und gehen vertraut mit diesen um; ob sie aber einen bürgerlichen Rang oder diesem entsprechende Grade haben, wußten die Japaner nicht anzugeben. Wir hörten nur, daß der älteste unter den zweihundert Leibärzten *) des weltlichen Kaisers mit dem matsmaischen Gouverneure in einem Range stehe.

Die Japaner vergleichen ihre Gesetze mit einem ehernen Pfeiler, den weder Klima, Stürme noch Zeit vernichten, ja nicht einmal erschüttern können. Die Regierung kennt die Mängel ihrer Gesetze sehr wohl, unter

*) Diese große Zahl von Leibärzten. könnte dem Leser vielleicht übertrieben scheinen; allein man muß wissen, daß ihnen außer der Verpflichtung, den zahlreichen kaiserlichen Hofstaat zu curiren, noch das Geschäft obliegt, jedes Reiskorn für die kaiserliche Tafel mit einer Zange auszusuchen. Das mag ihnen denn nicht wenig zu thun geben.

denen die Strenge der Strafen der vorzüglichste ist; allein sie fürchtet ihnen auf einmal abzuhelfen, um dem Volke die alten Gesetze nicht verächtlich zu machen, und es dadurch nicht an Neuerungen zu gewöhnen. Die Reizung des Volks, alte Sitten und Gebräuche gegen neue zu vertauschen, kann, nach der Meinung der japanischen Regierung, dem Reiche verderblich werden, denn durch sie können Umwälzungen in der politischen Lage desselben entstehen, die Bürgerkriege und Unterjochung durch einen fremden Staat zur Folge haben können. Damit aber das Volk durch die zu große Strenge der Gesetze nicht leide, weiß die scharfsinnige Politik der Regierung sie zu mildern, ohne daß das Gesetz weder an Kraft noch Heiligkeit verliert. So gebieten z. B. die japanischen Criminalgesetze, in Fällen, wo der Angeklagte leugnet, ihn durch die Folter zum Geständniß zu zwingen *). Allein die Richter nehmen fast niemals zu diesem tyrannischen Mittel ihre Zuflucht; ja es ist ihnen sogar vorgeschrieben, den Angeklagten bloß durch Ermahnungen zu bewegen, das Verbrechen freiwillig zu bekennen, oder durch List die Wahrheit zu ergründen. Gelingt weder dies noch jenes, und ist das Verbrechen noch einem Zweifel unterworfen, so müssen sie sich bemühen, Gründe aufzufinden, den Angeklagten zu rechtfertigen. Da

*) Unter den verschiedenen Arten zu foltern, will ich nur einer erwähnen. Man stellt den Beklagten mit nackten Knien auf einen sehr stumpfen Säbel oder eine Stange Eisen, und behängt ihn allmählig mit Steinen, so daß mit der Vermehrung des Gewichts, sich auch seine Schmerzen vergrößern. Diese Art zu foltern halten die Japaner — mit den andern verglichen — für die gelindeste.

her gebrauchen die Japaner die Folter nur dann, wenn ein schon überführter Verbrecher dennoch nicht bekennen will. — Eben so menschenfreundlich handeln die Japaner in Fällen, wo ein geringes Vergehen mit einer harten Strafe geahndet werden soll. Die Richter bemühen sich dann, Ursachen aufzufinden, die Schuld in den Augen des Gesetzes zu mildern, oder mit Unterdrückung einiger Umstände das Vergehen unbedeutend zu machen, und den Schuldigen ganz zu rechtfertigen. In der Erzählung unserer Flucht aus dem Gefängnisse findet man in dem Betragen der Japaner gegen unsere Wächter und Diener einen Beleg zu dem Gesagten.

In einigen Fällen erlauben die japanischen Gesetze dem Beleidigten, sich selbst Recht zu verschaffen. Ein Mann, der seine Frau im Ehebruche ertappt, kann sie und den Ehebrecher auf der Stelle tödten, nur muß er beweisen können, daß das Verbrechen wirklich geschehen sey. Dasselbe Recht hat auch der Vater gegen den Verfänger seiner Tochter, die sich eines ähnlichen Verbrechens schuldig gemacht hat *). Das Leben misrathener Kinder steht gänzlich in der Gewalt des Vaters.

Proceßsachen werden größtentheils durch Vermittler, welche die streitenden Parteien selbst wählen, geschlichtet; gelingt es jenen nicht, die Sache beizulegen, so wird sie dem Gericht übertragen.

Bei Erbschafts- Angelegenheiten und Theilungen des Ver-

*) Dieses Recht der Ehemänner und Väter, welches Liebesintriguen eben nicht begünstigt, könnte grausam scheinen; allein die Japaner mögen triftige Gründe haben, damit zufrieden zu seyn.

Vermögens können nur selten Prozesse entstehen; denn die Väter, die willkürlich darüber verfügen, treffen frühzeitig Maßregeln. Sie vertheilen selten das Vermögen in gleichen Theilen unter die Kinder, der älteste und würdigste unter den Söhnen erhält gewöhnlich den größten Antheil, und die übrigen nur ein sehr Geringes. Die Töchter erhalten gar keine Aussteuer; ja sind sie hübsch, so muß der Bräutigam noch zahlen, und ist er reich, so ist die Summe oft sehr ansehnlich.

Die Japaner können nach den Gesetzen nur Eine Frau nehmen, die in den höhern Classen von demselben Stande seyn muß, wie der Mann. Die Heirathen werden in den Tempeln mit vielen Ceremonien begangen. Außer dieser gesetzlichen Frau, kann aber jeder Beischläferinnen halten, und zwar so viele, als ihm gut dünkt. Diese haben einigermaßen die Rechte der Frauen, denn ihr Stand ist weder für sie, noch für ihren Liebhaber entehrend. Sie leben öffentlich und alle gemeinschaftlich in einem Hause mit ihm. Der Mann hat das Recht, sich von seiner Frau, wenn es ihm beliebt, zu scheiden, ohne Rechenschaft darüber ablegen zu müssen; daher muß aber auch einer, der für unbeständig gehalten wird, die Bewilligung des Vaters, seine Tochter zu heirathen, mit schwerem Gelde abkaufen.

Die Japanerinnen verheirathen sich selten vor dem funfzehnten Jahre, allein das heiße Klima reift sie früher zur Ehe. Unsere japanischen Gelehrten führten uns ein Beispiel an, daß in einer der südlichen Provinzen Japans ein achtjähriges Mädchen von einem zwölfjährigen Knaben zur Mutter gemacht wurde; doch für die

Wahrheit dieser Begebenheit mag ich nicht bürgen. — Das Anhalten um eine Frau, die Verlobung und die Hochzeit werden bei den Japanern mit vielen sonderbaren und lächerlichen Gebräuchen, bei den Reichen aber mit vieler Pracht begangen, wobei viel getrunken und gegjubelt wird; allein die Zärtlichkeit und Vorsorge der Eltern erlaubt ihnen oft nicht, bei der Verheirathung ihrer Töchter die Freude im vollen Maße zu genießen. Unser Dolmetscher Kumaddschero besuchte uns den Tag nach der Hochzeit seiner Tochter, und sagte, daß er gestern seine Tochter verheirathet und viel geweint habe. Warum denn geweint, fragten wir ihn, da man sich bei solchen Gelegenheiten nur freuen müsse? — „Freilich, antwortete er, hätte ich mich freuen sollen, wäre ich nur überzeugt, daß der Mann meine Tochter künftig lieben und sie glücklich machen werde; da aber in der Ehe oft das Gegentheil geschieht, so kann ein Vater, der seine Tochter einem Manne übergibt, aus Furcht vor künftigem Unglücke nicht gleichgültig bleiben.“ Diese Worte sprach er mit thränendem Auge und so einer Stimme, daß er auch uns rührte. — Ein äußerst sonderbarer Gebrauch bei den Hochzeiten der Japaner ist, daß man der Braut die Zähne mit einem beizenden Mittel schwärzt. Die Zähne bleiben dann immer schwarz, und dienen gleichsam als Anzeige, daß man verheirathet oder Witwe sey. Ein anderer Gebrauch ist, daß man bei der Geburt jedes Kindes im Garten oder Hof einen Baum pflanzt, der seinen völligen Wuchs in so viel Jahren erlangt, als der Mensch braucht, um reif zu den ehelichen Pflichten zu werden. Verheirathet er sich,

so wird der Baum niedergebauen, und man verfertigt Kasten und Schachteln aus ihm, um Kleider und andere Sachen, die für den Neuvermählten gemacht sind, darin aufzubewahren.

Die Japaner können sich so oft verheirathen, als es ihnen beliebt. Eheliche Verbindungen mit leiblichen Schwestern sind durch die Gesetze verboten, jede andere Verwandte aber kann man heirathen.

Die Japaner im Allgemeinen sind eifersüchtig; dies Laster aber, wenn man es übrigens so nennen kann, herrscht mehr unter den Vornehmen, als unter Leuten mittlern und niedern Standes. Nur die Fürsten und der Adel, doch auch die Reichen, die diesen nachahmen, halten ihre Frauen fast beständig in Zimmern, wo keine Mannsperson, außer den nächsten Verwandten, Zutritt hat. Zu dieser Maßregel zwingt die Männer nicht allein Eifersucht, sondern vielmehr Stolz. Was die Frauen anderer Stände betrifft, so können sie ihre Verwandten und Freunde besuchen, und sich in den Straßen und an öffentlichen Orten mit unverhülltem Gesichte zeigen; doch dürfen sie sich mit keiner Mannsperson in Abwesenheit ihrer Männer unterhalten. Uebrigens kann man die Eifersucht der Japaner nicht mit der anderer asiatischen Völker vergleichen; ich glaube sogar, daß, wenn man die weibliche Schwachheit berücksichtigt, die Japaner nicht einmal eifersüchtig, sondern bloß vorsichtig, oder eifersüchtiger als die Europäer genannt werden müssen.

Die Japaner sind gute Erzieher. Sie lehren ihre Kinder früh lesen und schreiben, die Religion, vaterländische Geschichte und Erdbeschreibung, später, wenn sie

mehr aufwachsen, das Kriegshandwerk. Was aber noch wichtiger ist, so verstehen sie ihnen von Jugend auf Geduld, Bescheidenheit und Höflichkeit einzusößen: Tugenden, die den Japanern eigen sind, und die wir oft in ihnen erprobten. In meiner Erzählung erwähnte ich oftmals, mit welcher Geduld, Sanftmuth und Milde sie uns behandelten, und unsere Rechtfertigungen, Vorwürfe, ja sogar harten Aeußerungen anhörten, obgleich, die Wahrheit zu sagen, das Recht auf ihrer Seite war. Laut zanken wird von den Japanern für eine große Unanständigkeit und Grobheit gehalten. Sie tragen ihre Meinungen höflich und mit vielen Entschuldigungen vor, wobei sie an der Zuverlässigkeit ihrer eigenen Urtheile zu zweifeln scheinen. Einwürfe machen sie nie geradezu, sondern immer durch Umschweife, und meist durch Beispiele und Gleichnisse, wovon man sich aus dem Folgenden überzeugen kann. Wir tadelten, daß ihre Politik allen Verkehr mit andern Nationen fliehe, und stellten ihnen die Vortheile dar, die die europäischen Nationen aus ihren gegenseitigen Verbindungen zögen, als: die Benutzung der in andern Reichen gemachten Erfindungen und Entdeckungen, den Austausch der Erzeugnisse, wodurch Industrie und Thätigkeit vergrößert werden, und die Bewohner Europa's viele Annehmlichkeiten genießen, die sie entbehren müßten, wenn die europäischen Monarchen, gleich der japanischen Regierung, allen Verkehr mit andern Ländern aufheben wollten; kurz wir führten zum Lobe unseres Systems und zum Tadel der japanischen Politik alles an, was uns aus dem, was wir gelesen oder gehört hatten, nur einfiel. Die Japaner

Hörten uns aufmerksam an, lobten den Scharfsinn der europäischen Regierungen, und schienen nach unsern überführenden Beweisen ganz einer Meinung mit uns zu seyn. Allein allmählig wandten sie das Gespräch auf den Krieg, und fragten uns: „woher es komme, daß in Europa nicht fünf Jahre ohne Krieg vergingen, und woher, wenn zwei Nationen zerfielen, viele andere sich in den Streit mischten, und dergestalt den Krieg zu einem allgemeinen machten?“ Nachbarschaft und fort-dauernder Verkehr, antworteten wir, gibt oft Veranlassung zu Streitigkeiten, die nicht immer friedlich geschlichtet werden können, besonders wenn Eigennuz und Ehrliche mit im Spiele sind; wenn aber eine Nation über die andere ein zu großes Uebergewicht erhält, so ergreifen die andern, damit jene nicht auch ihnen gefährlich werde, die Seite der schwächern, und führen Krieg gegen die mächtigere, die ebenfalls Verbündete sucht. — Die Japaner lobten die Weisheit der europäischen Monarchen und fragten, wie viel Staaten es in Europa gebe? — Nachdem wir sie ihnen alle namentlich hergezählt hatten, äußerten sie, daß, im Fall Japan und China mit den europäischen Mächten in Verbindung träten und ihrem politischen Systeme nachahmten, wohl häufigere Kriege geführt und mehr Blut vergossen werden könnte? — Das könnte wohl der Fall seyn, antworteten wir. — „Ist es so, führen sie fort, so möchte es, unserer Meinung nach, zur Verminderung des menschlichen Elends, für Japan wohl rathlicher seyn, auf den alten Grundsätzen zu beharren, als sich mit Europa in Verbindungen und Verträge einzulassen, von

deren Nutzen ihr uns zu überzeugen suchtet.“ — Ich muß gestehen, daß ich diesen unerwarteten und weit hergeholtten Einwurf nicht genügend beantworten konnte und sagen mußte, daß meine Unkenntniß der japanischen Sprache mich verhindere, ihnen die Wahrheit unserer Behauptung zu beweisen. Wäre ich aber auch ein japanischer Redner gewesen, so hätte ich doch wohl Mühe gehabt, ihre Meinung zu widerlegen. — Ein anderes Mal, als wir die Vorzüge der Europäer und die Menge von Annehmlichkeiten, die man in Japan gar nicht kenne, aufzählten, bezeugten sie ihren Wunsch, einige Jahre in Europa zuzubringen. Dann lenkten sie das Gespräch wieder auf Japan und sagten, daß es hier zwei benachbarte Städte gebe, die sie uns auch nannten, von denen die eine sehr groß, die andere hingegen klein sey. In der großen wären die Einwohner reich, und hätten in allem, was das Leben und der Luxus erforderten, einen großen Ueberfluß; aber sie lebten zum Unglück in beständigem Hader, und es befänden sich unter ihnen so viele Spitzbuben, daß man sich des Nachts nicht einmal in die Straßen wagen könne, um nicht ermordet zu werden. In der kleinen habe man nur das Nothwendige; daher lebten die Einwohner aber auch wie Brüder unter einander, und man höre von keinem Streite. Als wir der kleinen Stadt vor der größern den Vorzug gaben, verglichen sie Europa und Japan denselben — und wie es scheint, nicht ganz ohne Grund.

Im Umgange unter einander sind die Japaner äußerst höflich, sowohl junge Leute gegen alte, als auch Leute gleiches Standes unter einander. Sie grüßen durch

eine Beugung der Knie; wollen sie Jemandem mehr Ehre erweisen, so stellen sie sich auf die Knie und bücken sich bis zur Erde. Dies geschieht aber nur im Zimmer; auf den Straßen machen sie bloß, als ob sie es thun wollten, ohne dabei zu reden. Grüßen sie einen Vornehmen, so biegen sie die Knie so, daß sie mit den Fingern die Erde berühren, und nennen ihn bei Namen, indem sie den Athem in sich ziehen, z. B. Ai! Sampe-Sama, d. h. Ach! Herr Sampe. Grüßen sie ihres Gleichen, so biegen sie die Knie, bücken sich, legen die flachen Hände auf die Knie und sagen: Ai! kōniddschī; d. h., Ach! heute, und drückt japanisch eine Bewillkommung aus. Oder sie sagen auch: Ai! tenki-oi, Ai! tenki-wari, d. h., Ach! gutes Wetter, Ach! schlechtes Wetter; oder Gogro-degusar, was wörtlich Herz haben ausdrückt, und unserm wie geht es entspricht. Begegnen sich Japaner, so befragen sie sich nach den ersten Höflichkeitsbezeugungen, mit Ceremoniel und vielen Bücklingen, um Gesundheit, Verwandte u. s. w. Unsere Schildwachen lösten sich nie ab, ohne sich zuvor begrüßt und mehrere Minuten lang höfliche Dinge gesagt zu haben. Trennen sich Japaner, so wiederholen sie dieselben Bücklinge und bestimmen die Zeit, wenn sie sich wieder zu sehen hoffen; z. B. Ai! kogonos! Ach! neun Uhr; oder Ai! mionidschi, Ach! morgen u. s. w., was eben so viel bedeutet, als unser: auf Wiedersehen.

Man baut in Japan, außer Fundamente, nicht in Stein, da man die heftigen Erderschütterungen fürchtet. Die hölzernen Häuser sind gewöhnlich nur ein Stockwerk

hoch, und sehr leicht gebaut, wegen des warmen Klimas. Die innern Scheidewände, die die Zimmer bilden, sind beweglich, so daß man das ganze Haus in ein Zimmer verwandeln kann, wenn man sie herausnimmt. Ofen und Kamine haben die Japaner nicht, und sie bedürfen deren auch nicht; sie unterhalten aber Feuer in kleinen netten Feuerbecken, die ärmern Leute auf Feuerherden. Möbeln haben die Japaner gar nicht. Der Fußboden ist mit reinen, hübschen Matten bedeckt, über welche man für Gäste manchmal Teppiche oder Tuch ausbreitet. Waffen verschiedener Art, porcellanes Geschirr und Seltenheiten zieren das Innere der Häuser. Die Wände sind mit farbigem oder Goldpapier überzogen, bei reichen Leuten sind sie mit verschiedenen seltenen Holzarten ausgelegt und künstlich geschnitten und vergoldet. Das Aeußere der japanischen Häuser ist fast ganz ohne Verzierung, und der Unterschied der Häuser vornehmer und gemeiner Leute besteht, außer der Größe, darin, daß die der erstern in einem geräumigen Hofe stehen, der von einer hohen Wand oder einem Erdwalle umgeben ist, so daß man von den Straßen nur die Dächer sieht. Außerdem haben alle Vornehme und Reiche neben ihren Häusern große Gärten. Die Japaner sind im Allgemeinen sehr große Liebhaber derselben, verstehen sich auf die Gartenkunst, und sparen nichts in dieser Rücksicht. — Die schönste Zierde der japanischen Häuser besteht in der außerordentlichen Reinlichkeit in denselben, auf welche alle Klassen sehr streng halten.

Die Straßen in den japanischen Städten sind äußerst eng, und da die Häuser, die der Vornehmen und Rei-

ehen abgerechnet, alle nahe bei andern stehen, so pfe-
gen die Feuerschaden sehr verwüstend zu seyn, obgleich
nichts leichter ist, als ein japanisches Haus, das bloß
aus einigen Balken und dünnen Brettern besteht, nie-
derzureißen.

Die Stadtpolizey in Japan hält streng auf Ruhe
und Ordnung unter den Bewohnern. Außer den Civil-
und Kriegs-Beamten, die auf die Sicherheit in den
Städten sehen müssen, wird in jeder Straße aus den
Bürgern ein Ältester mit Gehülfsen gewählt, die auf
die Ruhe und Ordnung in ihrer Straße sehen und da-
für haften. Auf öffentlichen Plätzen und Kreuzwegen
sind Schilderhäuser erbauet, in denen sich Löschmaschinen
und Wächter befinden. Des Nachts gehen oft Pa-
trouillen durch die Straßen, und niemand darf sich dann
ohne Laterne blicken lassen. Zum Löschen der Feuers-
brünste werden besondere Leute unterhalten. In Eddo,
der Hauptstadt des weltlichen Kaisers, beläuft sich die
Zahl dieser Brandsoldaten auf 48,000, die in 48 Re-
gimenter zerfallen, von denen jedes den Namen eines
Buchstaben des japanischen Alphabets hat, der auch
zum Kennzeichen auf die Kleider gestickt ist.

Alle Japaner, außer der Geistlichkeit, tragen Kleider
Eines Schnittes; alle Stände, ohne Ausnahme, be-
schneiden das Haar auf gleiche Art. Der Unterschied
der Vornehmen, der Beamten und Soldaten besteht bloß
im Kriegsanzuge; außerdem legen diejenigen, die das
Recht haben, bei Hofe zu erscheinen, am Neujahrstage,
wenn sie dem Kaiser ihren Glückwunsch abstatten, das
lange chinesische Gewand an, das aber auch nur bei

dieser Gelegenheit und von keinem andern getragen wird. Es ist den Japanern erlaubt, das gewöhnliche chinesische Kleid zu tragen, doch benutzen nur sehr wenige diese Erlaubniß. Der Vater unseres Dolmetschers Teske trug das chinesische Kleid und schor seinen Bart nicht, woraus wir erfahren, daß sich in Japan jeder nach chinesischer Sitte kleiden könne, außer den Beamten und Dienenden. Die Männer scheren den Kopf und den Bart, lassen aber über den Schläfen und im Nacken langes Haar stehen, das sie auf dem Scheitel mit einer dünnen weißen Schnur zusammenbinden, dann in einen Büschel nach vorn biegen, und anderthalb Zoll von da wieder mit derselben Schnur zusammenbinden, so daß er fest am Hirnschädel liegt *). So einfach diese Frisur ist, so suchen die japanischen Stutzer sie doch zu heben, indem sie nur äußerst gute Pomade gebrauchen und darauf sehen, daß die Haare sehr glatt und regelmäßig liegen! so daß sie gleichsam eine feste Masse bilden; der Haarbüschel muß vollkommen einem lackirten viereckigen Stücke Holz gleichen, das oben und zu beiden Seiten kleine Aushöhlungen hat. Die japanischen Haarträusler sind wirklich so geschickt, daß sie dem Haar diese Form geben — es kostet aber auch nicht wenig Zeit. Der weibliche Kopfsputz gleicht den altmodischen Frisuren unserer Damen, bloß mit dem Unterschiede, daß die Japanerinnen sich nicht pudern, aber eine Menge Blu-

*) Die Geistlichen und Aerzte höherer Grade scheren den Kopf ganz kahl. — (Hier widerspricht sich der Verfasser, da er oben sagt: daß alle Stände, ohne Ausnahme, ihr Haar auf gleiche Art beschnitten. — Anmerk. d. Uebers.)

men und Bänder, und außerdem noch einige goldene oder silberne Haarnadeln in die Haare stecken, die unsern Stimmhämmern gleichen. Den Kindern, die noch nicht fünf Jahre alt sind, wird das Haar jährlich verschieden beschnitten: einigen läßt man einen Rand Haare rund um den Kopf, und schert das übrige weg; andere behalten einen Büschel Haare auf dem Scheitel, der mit Bändern durchwunden ist; bei andern ist der Scheitel beschoren, und es werden bloß Haare auf den Schläfen und im Nacken gelassen, in die Bänder oder künstliche Blumen gesteckt werden.

Die Kleidung der Männer und Frauen in Japan gleicht unsern Schlafrocken ohne Kragen, nur sind letztere etwas länger. Die Ärmel beider gehen nur wenig über die Ellenbogen, und sind so breit, wie bei den Röcken unserer Priester. Der untere Theil der Ärmel wird zusammengenäht, so daß sie fast einen Sack bilden, dessen die Japaner sich als Tasche bedienen. Die gewöhnliche Kleidung der Japaner heißt Chiramonno. Solcher Röcke tragen die Japaner aus Eitelkeit oder um sich gegen die Kälte zu schützen, oft fünf bis sechs übereinander, die sie durch einen Gürtel, der zweimal um den Leib geht, befestigen *). Alle Japaner, selbst die minder vermögenden, tragen seidene Kleider, besonders an Festtagen; die Reichen wählen noch bessere Stoffe

*) Wer das Recht hat, einen Dolch, oder einen Säbel und Dolch zu tragen, der steckt ihn auf der linken Seite in den Gürtel. Die Soldaten haben Degengehänge, tragen aber ihre Waffen doch nicht wie die unsrigen, sondern stecken sie wie hinter einen Gürtel.

zu ihrer Kleidung, das gemeine Volk trägt gewöhnlich Baumwolle. Kleider aus Hanf tragen nur die ärmsten Leute und die Arbeiter während der Arbeit. Hemden haben die Japaner nicht; statt derselben tragen aber wohlhabende Leute weiße Schlafröcke aus dem feinsten baumwollenen Stoffe, über welche sie dann die *Chiramoto* ziehen und sich umgürten. Findet der Japaner ein Zimmer zu warm, so zieht er den obern Rock aus, und läßt ihn hinten am Gürtel herabhängen; ist dies noch nicht genug, so wird auch der zweite, dritte u. s. w. abgezogen, und er behält nur einen Rock an; fühlt er Kälte, so wird nach und nach wieder ein Rock über den andern gezogen. Die Frauen tragen aus Eitelkeit noch mehr Röcke über einander, deren Zahl sich, nach Aussage der Japaner, oft auf zwanzig beläuft. Ich muß aber bemerken, daß diese Röcke aus sehr feinen Stoffen gefertigt werden. Die Frauen umgürten sich eben so, wie die Männer, nur sind ihre Gürtel viel breiter und die Enden hängen länger herab. Eine andere Art japanischer Röcke heißt: *Chauri*. Ihr Schnitt gleicht dem der *Chiramoto*, doch sind sie länger und viel breiter; daher tragen sie dieselben auch über alle andere Kleider und ohne Gürtel. Diese Röcke sind eigentlich die Staatsröcke. Im *Chiramoto* kann man nur in den Straßen gehen oder einem Freunde einen Besuch abstatten; will man aber höflich seyn, so erfordert es die Etikette, daß man den *Chauri* anzieht, auf welchem immer auf den Armeln, der Brust und dem Rücken das Wappen der Familie gestickt seyn muß. Die *Chiramoto* pflegen ohne Wappen zu seyn. Die dritte japanische Klei-

dung heißt Kapa. Dies ist die obere Kleidung, welche die Japaner bei kaltem Wetter in den Straßen tragen, im Hause wird sie immer abgelegt. Der Schnitt gleicht dem der Chauri, doch ist der Rock länger, und wird aus irgend einem groben Zeuge gemacht. Hosen tragen die Japaner nicht, außer in der Kriegskleidung, auf der Reise, die Beamten in den Behörden, an Festtagen und wenn sie zu ihren Obern gehen; doch sind diese drei Arten Hosen verschieden. Die Hosen der Krieger gleichen den türkischen, doch sind sie nicht ganz so breit, und werden aus starkem seidenen Zeuge verfertigt. Die Beamten machen viel Aufwand für die Kriegskleidung. Die Reise-Hosen werden ebenfalls aus seidenem oder baumwollenem Stoffe verfertigt. Sie gleichen unsern breiten Hosen, doch haben sie keine Knöpfe, aber Kniebänder; statt der Hosentklappen dienen zwei Riemen, die vorn und hinten angenäht sind, unten durchgezogen und mit Bändern um den Leib gebunden werden. Was die dritte Art japanischer Hosen oder die eigentlichen Staats-Hosen betrifft, so ist das ein wahrer Weiberrock, und die Japaner tragen sie auch über ihre langen Röcke, nur mit dem Unterschiede, daß diese Hosen unten enger sind, als unsere Weiber Röcke, und in der Mitte fast bis zu den Knien zusammengenäht werden, so daß diese Naht die beiden Füße trennt. Mit dieser Kleidung prunkten die Japaner ungemein: führte man uns zu den Gouverneuren, so hatten diese, so wie auch die angesehensten Beamten, fast jeden Tag andere Unterkleider an, die aus einem dicken Seidenzeuge verfertigt waren, das dem Grodetour gleich, und bald grün, blau, lila oder

von andern Farben war. Die Oberkleider waren immer schwarz. Strümpfe tragen die Japaner nur auf Reisen, und nennen sie *Káfan*: sie pflegen aus starker Baumwolle gewebt oder aus baumwollenem Zeuge genäht zu werden. Der große Zeh wird in der Spitze des Strumpfs von den übrigen getrennt, was ihre Schuhe erfordern, von denen ich weiter unten reden werde. Sonst tragen sie gewöhnlich Halbstrümpfe: angesehenere Leute aus weißem baumwollenen Zeuge, andere aus blauem; das gemeine Volk geht gewöhnlich, besonders bei warmem Wetter, ohne Strümpfe. Die Schuhe der Japaner bestehen aus Strohsohlen oder hölzernen Leisten; am gewöhnlichsten tragen sie die sogenannten *Sori*: dies ist nichts anders, als Sohlen, die aus dem Stroh des Reises fest geflochten werden; von der einen Seite der Sohle auf die andere geht eine fingerdicke, aus demselben Stroh geflochtene Schnur, so daß der Fuß durchgeht; von der Mitte dieser Schnur zum Vorderende der Sohle geht eine andere ähnliche Schnur, die durch den großen und zweiten Zehen des Fußes gezogen wird; auf diese Art halten die *Sori* an den Füßen. Die Japaner sind so sehr an diese Schuhe gewöhnt, daß sie dieselben mit der größten Leichtigkeit anziehen, wie wir unsere Toffeln, und barfuß in denselben gehen, ohne den mindesten Schmerz zu fühlen; vom Gebrauch der *Sori* haben sie aber auch zwischen den Zehen noch Platz für zwei andere. In ganz Japan trägt man die *Sori*: Männer, Frauen und Kinder ohne Unterschied. Vermögende Leute kaufen nur hübschere und reiner geflochtene *Sori*, mit Brandsohlen aus samischem Leder und mit

Schnüren, die mit demselben Leder umnäht sind; das gemeine Volk trägt gemeine Stroh-Sori. Die Reiseschuhe der Japaner heißen Waransi: dies sind Sori von Stroh, nur stärker und einfacher; statt der Schnüre werden sie, wie die Basteln unserer Bauern, mit dünnen Riemen an die Füße gebunden. Mit diesen Schuhen trägt man immer Strümpfe. Die dritte Art Schuhe wird angezogen, wenn es schmutzig ist: sie bestehen aus dünnen Leisten von leichtem Holze; unten sind zwei Querholzchen befestigt, auf denen man steht; oben sind zwei Schnüre, wie bei den Sori, vermittelst welcher sie an den Füßen festhalten. Bei reichen Leuten sind diese Schuhe lackirt oder gefärbt, und das Schnürchen ist mit Leder umnäht; bei ärmern Leuten sind sie aus gewöhnlichem Holze. Die Japaner gehen mit der größten Leichtigkeit und äußerst schnell auf denselben; ist es glatt, so nehmen sie einen Stock. Den Japanern sind Schuhe dieser Art, die sie bald ab- und anziehen können, von dem größten Nutzen; denn sie lassen dieselben immer an der Thüre, und gehen bloß in Strümpfen oder barfuß in ein Haus; sogar in unserm Gefängnisse ließen die ersten Beamten nach dem Gouverneure immer ihre Schuhe an der Schwelle, die bei dieser Gelegenheit gewöhnlich ein Diener in Empfang nahm, und dann beim Ausgange wieder vorstellte.

Am Halse tragen die Japaner nichts. Dieser und ein Theil der Brust sind bloß; fühlen die Japaner es kalt, so verhüllen sie alles mit ihren Röcken. Handschuhe sind auch nicht im Gebrauch: frieren die Hände, so stecken sie dieselben in ihre langen Ärmel. Hüte tra-

gen sie nur bei ungewöhnlicher Hitze oder im Regen; die Hüte selbst sind so klein, daß bloß der Haarbüschel hineingeht, die Krämpen sind sehr breit, daher werden sie mit Bändern unter dem Kinne festgebunden, sonst müßten sie beständig vom Kopfe herabfallen. Das gemeine Volk trägt Stroh Hüte, vermögende Leute lederne oder hölzerne, die lackirt und bemahlt, zuweilen auch vergoldet sind. Im Allgemeinen gehen die Japaner aber gern mit bloßem Kopfe, selbst in der Sonne; fängt diese an sie zu beunruhigen, so bedecken sie ihren Kopf mit einem Fächer, den sie im Sommer immer bei sich tragen; manchmal tragen sie sogar zwei. Gebrauchen sie die Fächer nicht, so stecken sie dieselben hinter den Gürtel, wo sich auch ein Tintenfaß und Futteral für Pinsel befindet. Im Busen tragen sie eine Art Brieftasche mit Papier, Geld und Arzneimitteln, ohne welche kein Japaner ausgeht. Die schwarze Farbe wird am meisten geschätzt; die Oberkleider angesehenere Leute sind fast immer schwarz; weiß wird nicht getragen, weil es Trauer anzeigt.

Die Japaner essen sehr wenig im Vergleich mit den Europäern. Jeder von uns aß im Gefängnisse für zwei Japaner; waren wir auf Reisen, so hätten sicher drei Japaner sich an dem satt gegessen, was einer unserer Matrosen verzehrte. Ihre Hauptspeisen sind: Reis, Fische, Kräuter, Wurzeln, Früchte, Schwämme, Muscheln aller Art, Erbsen und Bohnen. Das Fleisch der Schweine, Hirsche, Bären und Hasen essen nur einige Secten, Vögel gleichfalls, überdem sind diese äußerst theuer. Ueber die japanischen Mahlzeiten habe ich schon
frü-

früher oftmals geredet, daher will ich hier nur dessen erwähnen, was ich noch nicht Gelegenheit hatte, anzuführen. Die Japaner sagten uns, daß die angesehensten Leute, so wie auch andere, nur wenig auf ihre Mahlzeiten wendeten: sie sind äußerst mäßig, laden selten Gäste ein, und haben fast niemals große Gastmähler. Ihr größter Luxus besteht in einer Menge Diener; jeder angesehenene Mann muß daher außer diesen noch einen beträchtlichen Hofstaat haben; als: Secretaire, Aerzte, Pagen u. s. w., denen er, so wie ihren Dienern, ein Gehalt geben muß. Bei Feierlichkeiten kann er sich nur mit einem großen, seinem Range entsprechenden Gefolge zeigen.

Was das gemeine Volk in Japan betrifft, so glaube ich, daß es wohl kaum ein Volk in der Welt gibt, das sich von dem nähren könnte, was die Japaner essen; vielleicht könnten bloß die Chinesen ihnen in der Mäßigkeit an die Seite gesetzt werden. Der Japaner begnügt sich für den ganzen Tag mit einer Handvoll Reis und einem Stücke Fisch, das man auf einmal in den Mund stecken kann; hierzu ist er irgend ein Kraut oder eine Wurzel, denn kein Gewächs bleibt bei ihnen unbenutzt, oder er sucht Muscheln, und bereitet aus dem Gehalte derselben ein wohlschmeckendes und nährendes Mahl. Die Japaner bewiesen uns in der That, daß der Mensch nur wenig zu seiner Sättigung bedarf, und daß bloß Ueberfluß und Begierden den Menschen zum Vielesser machen.

Die reichen Japaner prunken mit Equipagen: die Fürsten und angesehensten Leute haben Wagen, die un-

seyn altmodischen gleichen, und von den Holländern in Japan eingeführt sind. Sie werden manchmal von Pferden, meist aber von Ochsen gezogen; die japanischen Herren sind vorsichtig, und fürchten von den Pferden getreten zu werden. Gewöhnlicher aber lassen die Japaner sich in Sänften tragen, die den europäischen Portchaisen gleichen. Die Japaner reiten auch, halten es aber für gemein, die Zügel selbst zu halten, das Pferd muß geführt werden. Wir sahen einst den matsmaischen Gouverneur zu einem Dankfest nach einem Tempel reiten, wohin er sich alle Jahre im Frühling einmal begeben muß. Der Oberpriester, die Geistlichen und Beamten, die dort zugegen seyn mußten, waren früher dahin abgegangen; er ritt allein ohne Ceremonie, ein kleines Gefolge ging nebenher zu Fuß. Am Gebiß des Pferdes waren statt der Zügel zwei hellblaue Gürtel angebunden, welche zwei Stallknechte auf jeder Seite unter der Schnauze des Pferdes hielten; die beiden Enden dieser Gürtel hielten zwei andere Stallknechte, die etwas entfernt von den andern gingen, so daß diese vier Menschen fast die ganze Straße einnahmen *). Den Schweif des Pferdes deckte ein hellblauer seidener Ueberzug. Der Gouverneur saß in seiner gewöhnlichen Kleidung, in welcher wir ihn oft gesehen hatten, ohne Hut, auf einem prachtvollen Sattel, und hielt die Füße in hölzernen lackirten Steigbügeln, die kleinen Kästchen gleichen **). Die Stallknech-

*) Die Japaner sagten uns, daß bei feierlichen Gelegenheiten mehrere Leute auf jeder Seite diese Gürtel hielten.

***) In Spanien und Portugal sah ich Steigbügel, die den japanischen gleichen, und ritt auch oft mit denselben; sie sind

te, die das Pferd am Gebiß hielten, schrieten beständig: ch ai, ch ai, das heißt: sachte, sachte *); indeß stießen sie das Pferd an, ließen es Sprünge machen und rasch gehen, daher bog sich der Gouverneur und hielt sich mit beiden Händen am Sattel. In einer kleinen Entfernung vor ihm gingen in einer Reihe einige Soldaten mit zwei Sergeanten, die ungeachtet dessen, daß niemand im Wege war, oft riefen, daß man Platz machen solle; hinter dem Gouverneur folgten die Waffenträger, die alle Zeichen seiner Würde in Futteralen trugen; das bedeutete gleichsam, daß der Gouverneur im Incognito sey.

Die Japaner sind immer fröhlich gestimmt; unsere Bekannte sah ich niemals betrübt. Sie lieben unterhaltende Gespräche und scherzen oft; bei dem Arbeiten wird immer gesungen, und ist die Arbeit der Art, daß sie nach dem Tacte eines Liedes gehen kann, z. B. das Rudern oder Heben schwerer Lasten, so singt alles. Sie sind Liebhaber von Musik und Tanz; sie haben ein Instrument, das einer liegenden Harfe gleicht, eine Art Violin oder Geige, Flöten mehrerer Art und eine Trommel. Die Japaner sprachen noch von vielen andern musikalischen Instrumenten, die bei ihnen üblich wären, sich aber nicht in Matsmai vorfänden, ich konnte aber nicht begreifen, was es für Instrumente waren. Trotz dem fröhlichen Charakter der Japaner, haben ihre Gesänge

nicht hübsch, aber sehr bequem, besonders für schlechte Reiter.

*) Wollen die Japaner, daß das Pferd schneller gehe, so rufen sie: ksy, ksy, was eben so viel als unser nu, nu bedeutet.

etwas melancholisches und wehmüthiges; die Bewegungen beim Gesange entsprechen immer den Worten, daher sind die Gebärden der Sänger oft äußerst lächerlich. Diese Gebärden sind oft sogar unanständig; mit dem Gesichte schneiden sie furchtbare Grimassen, verrecken die Augen, ziehen sie unter die Stirn, nehmen dann oft eine fröhliche Miene an, oder lachen mit der einen Seite des Gesichts und weinen mit der andern. Während unseres Aufenthalts in Chakodade, befand sich ein Diener bei uns, der für einen großen Tänzer galt; er hatte sogar, wie man uns sagte, auf dem Theater getanzt, und viel Lob vom Publikum eingeerntet. Dieser Virtuoso war neugierig, einen russischen Tanz zu sehen, er mußte daher auch vor uns tanzen, was er sehr gern that, und besonders da er unsern Wächtern ein außerordentliches Vergnügen dadurch gewährte. Zwei oder drei derselben, Knaben von ungefähr 16 Jahren, lernten das Tanzen bei ihm, und ahmten seine Grimassen mit Erfolg nach. Ich betrachtete sie oft mit meinem Gefährten Hrn. Moor lachend, und machte die Bemerkung, daß das wohl das erste Beispiel in der Welt sey, daß im Gefängnisse Tanzstunden gehalten würden.

Die Japaner lieben dramatische Vorstellungen und haben in Matsmai ein Theater. Sie versprachen uns mehrmals, uns einer Vorstellung beizuwohnen zu lassen, hielten aber nie Wort; ich vermute, daß es aus der Hauptstadt nicht erlaubt wurde, wo man deshalb angefragt hatte, denn hätte es blos von den Gouverneuren abgehangen, so hätten diese uns sicher das Vergnügen gewährt, da sie uns so wohl wollten, besonders der

erste derselben, *Urras-Maxsimam-Kami*, von dessen Großmuuth ich oft in meiner Erzählung gesprochen habe. Die Japaner führten uns manchemal am Tage ins Theater, um uns das Gebäude und die innere Einrichtung desselben zu zeigen. Es ist ein großes, ziemlich hohes Gebäude, in welchem der hintere Theil für die Bühne bestimmt ist, und wie bei uns, einen erhöhten Fußboden hat. Von der Bühne bis zur vordern Wand, in der sich der Eingang befindet, sind zwei Reihen Plätze für Zuschauer gemacht; in der Mitte, wo bei uns das Parterre ist, ist ein leerer Platz, der sogar keine Diele hat, bei Vorstellungen aber werden für Zuschauer Strohmatte ausgebreitet, und da dieser Platz viel niedriger als die Bühne ist, so hindern die vordern Zuschauer den hintern nicht, zu sehen, was auf derselben vorgeht. Ein Orchester haben sie nicht, vielleicht weil im Theater nicht muscirt wird, wie bei uns, oder weil die Musiker vielleicht zu den Acteuren gezählt werden. Gegenüber der Bühne, wo bei uns die kaiserliche Loge und das Paradies zu seyn pflegt, ist bei ihnen eine leere Wand und die Thüre zum Eingange. Im Innern waren gar keine Verzierungen, die Wände sogar waren nicht bemahlet, und die Coulissen nicht aufgestellt. Zu den Vorstellungen werden die Kleider und Decorationen aus einem besondern Hause gebracht. Nach der Aussage unserer bekannten Japaner pflegen merkwürdige Begebenheiten aus ihrer Geschichte meistens der Gegenstand ihrer Schauspiele zu seyn, doch haben sie auch andere Vorstellungen, die scherzhafte Spiele sind, und so wie erstere bloß zur Belustigung des Volks die-

nen. Die Japaner sind in der Kultur noch nicht so weit gediehen, um ihre Schauspiele zu einer Schule der Tugend und Sittenlehre zu machen, wie wir unsere Theater nennen. Wir wagten es aber nicht, hiervon mit ihnen zu sprechen, da wir fürchteten, sie möchten sich des Verfahrens der rechtgläubigen und tugendhaften Europäer gegen sie, als auch in Indien unter einander, erinnern und sagen: „wie sollte man zweifeln, daß ihr Tugend in den Theatern lernt? die Reinheit eurer Sitten bürgt dafür.“

Zur Zahl der Ergötzungen der Japaner kann man auch die Lustschiffe oder Yachten rechnen, die, wie wir hörten, prachtvoll verziert sind, und viel kosten. Die Vornehmen mögen gern auf dem Wasser umherfahren, aber nur in Flüssen, Kanälen oder zwischen den Inseln, von den Küsten wagen sie es nicht sich zu entfernen, da sie befürchten, vom Winde fortgerissen zu werden, wie dies oft mit ihren Kauffahrteischiffen geschieht.

Die Japaner sind gelehrig, und besitzen nicht nur Risse, sondern auch Modelle europäischer Fahrzeuge; doch wollen sie nichts Fremdes bei sich einführen, und verlieren jährlich eine Menge Schiffe und Matrosen. Die außerordentliche Volksmenge dieses Reichs läßt der Regierung diesen Verlust nicht fühlen, daher mag sie sich auch so wenig um das Leben ihrer Unterthanen bekümmern. Die Unvollkommenheit der Fahrzeuge kann jedoch nicht als Beweis dieser Vernachlässigung dienen, denn es ist bekannt, daß die Politik die Vervollkommnung der Schifffahrt bei ihnen verbietet; allein es gibt andere Ursachen zu glauben, daß die Regierung für die

Erhaltung der Unterthanen nicht zu große Sorge trage, z. B. Es gibt in Japan keine Krankenhäuser, jeder curirt sich, wo er kann, und daher sterben arme Leute ohne Hülfe. Uebrigens kann man aber auch die Regierung kaum beschuldigen; wäre es möglich, für eine so ungeheure Volksmenge eine hinlängliche Anzahl Krankenhäuser zu stiften? Vergleichen wir Japan mit europäischen Staaten, in denen es Hospitäler gibt, so finden wir, daß nur wenige sie benutzen, im Vergleich mit denen, die sich von einer Krankheit heilen oder sterben, ohne die mindeste Hülfe von der Regierung erhalten zu haben.

VII.

Erzeugnisse des Landes, Gewerbe und Handel.

Obgleich die japanischen Besitzungen, der geographischen Breite nach, im Vergleich mit andern Reichen, nur wenig Raum einnehmen, so ist das Klima in denselben doch außerordentlich verschieden; die Ursache hiervon ist die Lage dieses Reichs, wie ich sie oben beschrieb. Die Verschiedenheit des Klimas verursacht auch eine große Mannigfaltigkeit in den Naturerzeugnissen. Die Fürstenthümer *Ezyna* und *ra*, *Rambu* und die Insel *Mats*.

mai, mit andern nördlichen Besitzungen, wo die Erde ungefähr fünf Monate lang mit Schnee bedeckt ist, erzeugen viele Gewächse, die der kalten Zone eigen sind, und in den südlichen Besitzungen Japans gedeihen Früchte der tropischen Klimate.

Da ich nicht Gelegenheit hatte, die Haupt-Inseln der japanischen Besitzungen zu besuchen, so kann ich von den Erzeugnissen derselben nicht als Augenzeuge reden, sondern nur dasjenige wiederholen, was ich von den Japanern hörte, und dasjenige beschreiben, worauf ich aus der Lebensweise der Japaner schließen konnte, und was ich von eingeführten Sachen auf der Insel Matsmai sah.

Ich habe schon früher die Ursachen genannt, warum der Leser keine vollständige Beschreibung des japanischen Reichs von mir erwarten darf; um desto weniger vermag ich die Neugierde eines Naturforschers zu befriedigen, der vielleicht wünschen könnte, daß ich jede in Japan befindliche Muschel beschreiben sollte. Außer der Gelegenheit, die mir oft mangelte, selbst zu untersuchen, besaß ich nicht die nöthigen Kenntnisse, um mit dem Auge des Naturforschers zu beobachten.

Der Leser wird es daher nicht übel nehmen, wenn ich meine kurzen Bemerkungen über die Erzeugnisse Japans nicht nach Klassen oder einer systematischen Ordnung vortrage, z. B. nach den Natur-Reichen; sondern dieselben nach dem größern oder geringern Nutzen, den die Einwohner davon ziehen, auf einander folgen lasse.

Die Haupt- und nützlichsten Erzeugnisse in Japan sind folgende:

Reiß, Fische, Kettige, Salz, Baumwolle, Seide, Kupfer, Eisen, Bauholz, Thee, Tabak, Pferde und Hornvieh, Hanf und ein Baum, den sie Kadzy nennen; Gold und Silber; Blei, Quecksilber und Schwefel.

Ich zweifle, ob es ein Buch gebe, in welchem so verschiedenartige Gegenstände in eine Rubrik gebracht, und in so einer Ordnung vorgetragen worden sind; doch das hält mich nicht auf, und ich halte diese Ordnung für nicht ganz unnatürlich. Der Reiß ist das Haupterzeugniß, und der Gewohnheit der Japaner gemäß, ihr einziges Brot; er vertritt bei ihnen die Stelle unseres Rockens, ja er gilt bei ihnen noch mehr, da es in Rußland viele Leute gibt, die kein Rocken-Brot essen, in Japan dagegen alle, vom Monarchen bis zum Bettler, sich vom Reisse nähren. Ueberdem verfertigt man aus dem Stroh in ganz Japan Schuhe, Hüte, Matten für die Fußböden in den Häusern, Matten zu Säcken und zur Bedeckung der Waaren, eine Art Schreibpapier und viele andere unbedeutende, doch im Hausrathе nützliche Dinge, als: Körbe, Besen u. s. w. Die Japaner ziehen aus dem Reiß auch eine Art Branntwein oder Wein, und das schwache Getränk Sagi genannt.

Die Fische sind in Japan, was in Europa das Fleisch ist, und noch viel mehr, da wir viele Arten Fleisch und auch Fische essen, bei den Japanern aber nur sehr wenige Fleisch, außer den Geistlichen, aber alle Fisch genießen. Außerdem ziehen sie aus den Fischen auch die Erleuchtung ihrer Häuser; denn Lichte werden nur von vermögenden Leuten gebrannt; alle andere bren-

nen Fischthran, der in den nördlichen Besitzungen des japanischen Reichs in großer Menge bereitet wird.

Der Kettig vertritt bei ihnen die Stelle unseres Kohls, und wird auf verschiedene Art in Brühen gebraucht; außerdem dient gesalzener Kettig bei den Japanern statt des Salzes zu allen Speisen. Doch hiervon habe ich schon früher gesprochen. Ganze Felder sind in Japan mit Kettigen besäet; sie sind so sehr an Kettig-Suppen gewöhnt, daß Mangel an denselben ihnen sehr fühlbar werden müßte.

Das Salz ist ihnen nicht nur zum täglichen Gebrauch unentbehrlich, es dient auch zum Einsalzen der Fische; denn ihre Haupt-Fischereien befinden sich an den Küsten der kurilischen Inseln und Sachalin, von wo jeden Sommer viele hundert Schiffe sie nach den Häfen des japanischen Reichs führen. Zur Erhaltung der Fische dienen zwei Mittel: das Salzen und Trocknen; doch die großen Fische kann man nicht so trocknen, daß sie im heißen Klima sich lange eßbar erhielten.

Die Seide und Baumwolle in Japan vertritt außer ihrem gewöhnlichen Gebrauche, noch unsere Wolle, den Hanf, Flachs, die Daunen, Federn und das Pelzwerk; denn alles was man in Japan trägt, wird aus diesen zwei Erzeugnissen gefertigt. Ueberdem werden aus baumwollenem Zeuge Reisemäntel, Futterale zu Waffen und andern Dingen, und Tabacksbeutel gemacht, die so lakirt werden, daß man glauben sollte, sie seyen von Leder.

Kupfer und Eisen sind eben so nothwendige Dinge in Japan, als in Europa; außer dem gewöhnlichen Ge-

brauch, den auch wir davon ziehen, beschlagen die Japaner die Dächer der Häuser, die besonders erhalten werden sollen, mit Kupfer, und bedecken auch die äußern Fugen in den Gebäuden mit demselben Metalle, damit das Regenwasser nicht eindringe. Auch Tabackspfeifen werden aus demselben verfertigt. Eine sehr beträchtliche Menge Eisen wird auf Nägel verwandt, denn die japanischen Häuser bestehen von innen und außen aus Brettern, die mit eisernen Nägeln an senkrecht aufgerichtete und mit Querbalken verbundene Pfeiler geschlagen werden; überdem wird jedes unbedeutende Kästchen mit Nägeln zusammengeschlagen.

Was das Bauholz anbetrifft, so muß in einem so volkreichen Lande, wie Japan, wo die häufigen und heftigen Erderschütterungen nicht in Stein zu bauen erlauben, dasselbe zu den ersten Bedürfnissen des Volks gerechnet werden.

Den Thee und Taback könnte man zwar, wie es scheint, leicht entbehren, Sitte und Gewohnheit wirken aber nicht selten eben so stark, als die Natur: für den Japaner geht nach der Nahrung nichts über Thee und Taback. Er raucht beständig sein Pfeifchen und schlürft seinen Thee dazu. Die kleine Pfeife wird fast alle fünf Minuten gestopft, und nach einigen Zügen wird ausgeruht. Sogar des Nachts stehen die Japaner auf einige Minuten auf, um Taback zu rauchen und eine Tasse Thee zu trinken, der ihnen statt Bier, Wasser und Kwas zur Löschung des Durstes dient.

Das Hornvieh gebrauchen die Japaner nicht als Nahrung, da sie einen Abscheu davor haben; sie halten

aber einiges, so wie auch Pferde, zum Führen von Lasten. Auf guten Wegen fahren sie in Fuhren, in bergigen Gegenden aber bedienen sie sich der Pferde und Ochsen.

Aus Hanf verfertigen sie das grobe Zeug zu den Arbeitskleidern, und zu den Segeln ihrer Schiffe; Laue und Stricke aber flechten sie aus der Rinde des Baums Kadzy, ohne sich des Theers, noch einer andern harzigen Materie dabei zu bedienen. Daher können sich zwar ihre Stricke weder in Stärke noch Dauer mit denen von Hanf messen, allein für ihre beschränkten und keinen großen Stürmen ausgesetzten Seefahrten sind sie hinlänglich gut. Ueberdem erleichtert die Wohlfeilheit des Materials das öftere Wechseln der Stricke. Aus dieser Rinde wird auch manchmal Zwirn, Dochte, eine Art wohlfeilen Zeuges, Schreibpapier und Papier zu japanischen Schnupftüchern verfertigt.

Gold und Silber, in so fern sie zur Pracht und Luxus dienen, können freilich nicht zu den Bedürfnissen des Lebens gerechnet werden; berücksichtigt man aber den Nutzen und die Mittel, die sie als Geld darbieten, zur Erlangung nothwendiger Dinge und zum Austausch eigener Produkte, so muß man sie ohne Zweifel unter die Hauptbedürfnisse eines aufgeklärten Volks zählen, und in dieser Rücksicht erwähne ich ihrer hier.

Blei, Zinn und Quecksilber, als nöthige Mittel zur Bearbeitung des Goldes und Silbers, und zu den Waffen gehörig, deren jedes Volk, das seine Unabhängigkeit liebt, bedarf, können auch zu den Hauptbedürfnissen

nissen gerechnet werden. Aus letzterer Ursache gehört auch der Schwefel zu derselben Rubrik.

Der Reiß gedeiht im mittlern Theile der Insel Nippon in so großem Ueberflusse, daß die Japaner, ungeachtet der außerordentlichen Bevölkerung des Reichs, ihn nicht einzuführen brauchen. Sie erhalten zwar aus China Reiß, doch bloß aus Vorsicht, damit im Fall eines Mißwachses, die chinesische Regierung keine Schwierigkeiten mache, die Ausfuhr desselben zu erlauben, wenn sie ihn aus der Zahl der Waaren, die die gewöhnlichen Handelsartikel zwischen den beiden Reichen ausmachen, ausschließen wollten. Die nördlichen Provinzen Japans, als die Fürstenthümer Nambu und Tzyngaru, sind arm an Reiß, und erhalten ihn meistentheils aus andern Gegenden; auf Matsmai, Sachalin und den kurilischen Inseln wird er nicht gebaut, weil er des kalten Klima's wegen nicht gedeiht. Zwar sahen wir auf Matsmai in einem Thale bei Chakodade einen Strich Landes mit Reiß besäet, allein unsere Wächter sagten uns, daß es bloß zur Probe geschehen sey.

Die Japaner kochen aus Reiß eine Art dicker Brühe, und essen sie zu allen Speisen statt des Brotes; aus dem Mehle des Reißes bereiten sie Kuchen und verschiedene Arten Gebackenes, das unserm Confecte gleicht. Der Reiß ist jedoch nicht das einzige Brot der Japaner: sie haben auch Gerste, womit sie manchmal die Pferde füttern, und aus dem Mehle Kuchen und andere Dinge backen; türkischen Weizen oder Mais, den sie auf verschiedene Art in Speisen gebrauchen, und manchmal ganze Aehren etwas braten und die Körner

essen; verschiedene Arten Bohnen, ein Leibgericht der Japaner: sie essen sie manchmal bloß in Wasser gekocht, manchmal mit Syrop oder Soja; kleine Bohnen werden oft mit Reiß dick zusammengekocht, und gelten für einen großen Leckerbissen. Die japanische Soja wird auch aus Bohnen bereitet und in Fässern gesäuert. Man sagt, daß zur Bereitung der besten Soja drei Jahre erforderlich sind. Süße und gewöhnliche Kartoffeln gedeihen auch in Japan, es mangelt aber an Land, um sie anzubauen. Die japanischen süßen Kartoffeln sind ganz verschieden von denen, die ich in andern Theilen der Erde, als: in Portugal, auf der Insel Madera, in Brasilien u. s. w. sah. In der Größe gleichen sie unsern größten Kartoffeln, nur sind sie etwas länglicher; die Haut ist dunkelroth; die Frucht ist weiß, der Geschmack süß und angenehm, der Geruch gleicht dem der Rosen. Sie haben auch Erbsen, doch ist es bei ihnen nur ein Gartengewächs. In einem so engen und volkreichen Staate, wie Japan, und in einem solchen Klima, kann kein anderes Korn, als Reiß, im allgemeinen Gebrauche seyn, denn nur Reiß kann auf einem so beschränkten Raume in so großem Ueberflusse gedeihen, um eine solche Volksmenge zu sättigen.

Ich kann nicht bestimmen, welche Arten Fische an den südlichen und mittlern Küsten von Japan und in den Flüssen dieses Reichs gefangen werden *); an den Kü-

*) Alle Japaner, die uns besuchten, unter ihnen auch die Gelehrten, behaupteten einstimmig, daß es in einem Flusse Japans Amphibien gebe, die einen fischartigen, zwei Arschinen und darüber langen, und mit Schuppen bedekten

sten von Matsmai, Kunaschir, Iturup und Sachalin aber, werden in großer Menge fast alle die Fischarten gefangen, die man in Kamtschatka hat, und von denen ich bei der Beschreibung der japanischen Besitzungen auf den kurilischen Inseln reden werde. Es gibt kein Seethier, außer den giftigen, das die Japaner nicht als Nahrung gebrauchten; Wallfische, Seelöwen, alle Arten Seehunde, Meerschweine, Seebären u. s. w. liefern ihnen wohlschmeckende Gerichte. Daher gibt es in allen japanischen Besitzungen keine Küste, wo nicht Fischereien wären, die eine Menge Menschen beschäftigen. An den Küsten fangen sie die Fische mit großen Netzen, im Meere mit Angeln. Die Wallfische wagen die Japaner nicht, wie die Europäer, im Meere zu tödten, sondern sie fangen sie in Buchten und am Ufer in außerordentlich starken Netzen. Auch todte Seethiere, die von den Wellen aufs Ufer geworfen werden, dienen ihnen zur Nahrung; ja Leute aus den höhern Klassen halten solches Uas für einen leckern Bissen.

Der japanische Kettig ist der Form und dem Geschmacke nach sehr von dem unstrigen verschieden: er ist

Körper haben, und deren Kopf mit Haaren dem eines Menschen gleiche. Diese Wunderthiere kommen oft aufs Ufer, und prügeln sich oder spielen unter einander mit großem Geschrei. Sehen sie einen Menschen auf dem Wasser oder am Ufer, so fallen sie ihn an und tödten ihn, doch ohne ihn zu verzehren. Nach der Aussage einiger Japaner haben sie eine sonderbare Art die Menschen zu tödten: sie reißen ihnen alle Eingeweide aus dem Leibe. Diese Erzählung gleicht freilich einer Fabel, es ist aber doch wahrscheinlich, daß irgend ein ungewöhnliches Geschöpf, das nicht bloß in der Einbildung lebte, Veranlassung zur Erfindung derselben gegeben haben mag.

dünn und äußerst lang, ja bis auf zwei Arschinen. Dem Geschmacke nach ist er nicht sehr bitter, sondern süßlich, fast wie unsere Rüben. Ganze Felder sind damit bedeckt. Ein großer Theil der Ernte wird gesalzen, der andere wird zum Winter in die Erde gegraben und in Brühen gekocht. Sogar das Rettigkraut bleibt nicht unbenutzt, und wird in Suppen gebraucht oder gesalzen, und als Salat gegessen. Auch werden die frischen Blätter dieses Krauts am Feuer gewärmt, bis sie dampfen, und dann in ein Packet Rauchtaback gelegt. Dies verhindert den Tabak, sagen die Japaner, trocken zu werden, und gibt ihm einen angenehmen Geruch und Geschmack. Vom erstern überzeugete ich mich wirklich, letzteres aber bemerkte ich nicht, vielleicht weil ich kein großer Tabackraucher bin. Sie düngen die Rettigfelder mit Menschenoth; wir sahen es auf Matsmai selbst. In einigen Gegenden gebrauchen sie denselben Dünger auch zum Reiß.

Salz wird in Japan in großer Menge consumirt, wie ich schon früher erwähnte. Die Japaner sagten uns, daß sie See- und Berg-Salz, doch nur in geringerer Quantität haben; da es überdem aus dem Innern des Reichs gezogen wird, und nicht überall leicht transportirt werden kann, so wird nur wenig davon verbraucht. Im Allgemeinen gebraucht man fast im ganzen Reiche das Meersalz, dessen Bereitung sehr durch die außerordentliche Salzigkeit des Meerwassers nahe bei den Wendekreisen, und durch die Hitze, die alle Feuchtigkeit ausdampft, befördert wird. Die Japaner haben daher an den Küsten große Bassins, in welche sie während der Fluth

Fluth das Meerwasser leiten und es dampfen lassen, bis im Bassin ein dicker Bodensatz nachbleibt, aus welchem sie dann ihr Salz kochen.

Nach der Beschreibung der Japaner muß die Baumwolle bei ihnen von derselben Art seyn, wie ich sie in den englischen Colonien in West-Indien sah, d. h., sie wächst auf kleinen Bäumen, die ungefähr Manns-Höhe erreichen. Die Japaner haben aber auch andere Arten Baumwolle, doch konnte ich ihre Erklärungen nicht hinlänglich verstehen. Japan muß eine ungeheure Menge davon erzeugen, da fast alle Bewohner desselben in Baumwolle gekleidet sind. Die Watte, die die Japaner daraus bereiten, dient ihnen statt des Pelzwerks. Auch wattiren sie ihre Matrazen und Schlafröcke, die bei ihnen die Stelle der Bettdecken vertreten. Aus der Baumwolle verfertigen sie auch eine Art Schreibpapier. Sie liefert auch Dochte, von denen sicher eine sehr große Quantität verbraucht wird, da die Japaner des Nachts immer Feuer unterhalten. Reiche Leute brennen Lichte, wie schon früher erwähnt ist, ärmere Fischthran. Laufen fremde Schiffe in ihren Häfen ein, oder kommt ein angesehenener Beamte an, so behängen die Japaner die ganze Stadt mit baumwollenem Zeuge. Mit einem Worte, in keinem Lande mag wohl so viel Baumwolle verbraucht werden, als in Japan; daher wird aber auch sehr für die Verbreitung des Anbaues derselben gesorgt. Um einen Begriff von der Industrie und Thätigkeit dieses originellen Volkes zu geben, braucht man bloß anzuführen, daß sie von den kurilischen Inseln in das Innere von Japan verfaulte Heringe einführen, um die

Erde für die Baumwoll-Staude zu düngen. Sie kochen zuerst die Heringe in großen eisernen Kesseln *), legen sie dann unter Pressen, und lassen alle Flüssigkeit in diesen Kessel laufen, aus welchen sie dann den Thran für die Lampen nehmen. Die Ueberbleibsel der Heringe legen sie auf Matten, und lassen sie in der Sonne dörren, bis sie faulen und sich fast in Asche verwandeln. Dann werden sie in Säcke geschüttet, in Fahrzeuge verladen und verschifft. Die Erde um jede Baumwollen-Staude wird hiermit gedüngt, und gibt eine außerordentliche Ausbeute.

Japan ist auch sehr reich an Seide. Die Beweise hiervon hatten wir vor Augen. Matsmai wird unter die allerärmsten Städte gerechnet, wir sahen aber beständig Leute aus allen Klassen, und besonders Frauenzimmer in seidenen Kleidern. An Festtagen waren sogar die gemeinen Soldaten in kostbaren seidenen Gewändern. Berücksichtigt man die Volksmenge des japanischen Reichs, so muß durchaus ein großer Ueberfluß an Seide seyn, wenn auch nur vermögende Leute sich in Seide kleideten. Uebrigens war es den Japanern auch nicht schwer, den Anbau dieses Erzeugnisses auszubreiten, da es nur ein gutes Klima und Fleiß erfordert: das erstere ist ihnen günstig, und letzteren besitzen die Japaner im hohen Grade.

Kupfer erzeugt Japan in großer Menge. Die Japaner beschlagen damit die Dächer einiger Häuser, den vordern Theil ihrer Schiffe, und die Fugen in den Hän-

*) Diese Präparate sah ich selbst auf der Insel Kunaschir.

fern. Sie verfertigen aus demselben Metalle ihr Küchengeschirr, Tabackspfeifen, Schaufeln für ihre Feuerherde u. s. w. Ehe wir in das Haus geführt wurden, und noch im Gefängnisse lebten, so entsprachen unsere Möbeln dem Orte unseres Aufenthalts; allein der Herd war mit rothem Kupfer beschlagen, und die Schaufel auf demselben war aus eben dem Metall: das beweist, daß die Japaner es nicht sehr schätzen! Die Theekessel allein erfordern in diesem Reiche einen ungeheuren Aufwand von Kupfer; denn alle Japaner, wie ich schon früher erwähnte, trinken zur Löschung des Durstes etwas warmes; Thee oder Wasser, daher steht in jedem Hause der Theekessel beständig auf dem Feuer, wovon sie schnell verderben müssen. Das japanische kupferne Geschirr ist von guter Arbeit: wir wunderten uns oft über die Dauer der Theekessel, die wir gebrauchten, denn sie kamen Monate lang nicht vom Feuer, ohne durchzubrennen. Es ist bekannt, daß die Holländer in der Ausfuhr des japanischen Kupfers ihren größten Gewinn aus dem Handel mit Japan zogen, denn es enthält immer einen bedeutenden Theil Goldes, den die Japaner nicht absondern konnten oder wollten. Jetzt aber sind sie klüger und geben den Holländern nur reines Kupfer.

Was das Eisen betrifft, so besitzen die Japaner dies Metall nicht in so großer Menge, als das Kupfer, doch haben sie hinlänglich für ihr Bedürfniß, und wenn die Regierung auch gleich Eisen gegen Kupfer bei den Holländern eintauschte, so geschah dies nicht aus Noth, sondern weil in vielen Dingen das Eisen dem Kupfer

vorzuziehen ist. Da es den Japanern an letzterem nicht fehlt, so zogen sowohl sie, als die Holländer Vorthail davon. Sie sagten uns mehrmals, daß der Handel mit den Holländern ihnen nicht den mindesten Vorthail bringe; bloß einige Arzneimittel und politische Neuigkeiten aus Europa, die ihnen die Holländer zuführen, sind ihnen wichtig. Fehlte es den Japanern an dem ihren Bedürfnisse entsprechenden Eisen, so würden sie ohne Zweifel den Handel mit den Holländern nicht so gering schätzen.

Bauholz. — Der größte Theil der japanischen Provinzen ist unbewaldet; die außerordentliche Volksmenge dieses Reichs fordert, daß jeder Strich Landes angebaut sey, und daher sind bloß die Berge, die nicht urbar gemacht werden können, mit Wald bedeckt. Das im nordöstlichen Theile der Insel Nippon gelegene Fürstenthum *Nambu* ist, seiner Berge wegen, reich an Bauholz, und versieht ganz Japan damit gegen Lebensmittel, an denen es Mangel leidet. Auf den Bergen der Inseln *Matsmai*, *Kunafschir*, *Iturup* und *Sachalin* gedeihen Waldungen aller Art, welche die Japaner auch benutzen; wir sahen eine Menge großer, herrlicher Balken, die zum Verschiffen bereit waren. Dem ungeachtet ziehen die Japaner nur wenig Bauholz aus jenen Inseln, weil es so beschwerlich ist, dasselbe aus dem Innern an die Küsten zu schaffen, und die Japaner sich noch nicht von der Nothwendigkeit, diese Beschwerde zu überwinden, überzeugt haben. Geschieht dies, so werden sich die Japaner bald den Weg zu solchen Bergen bahnen, die andern Völkern vielleicht ganz

unzugänglich scheinen könnten; ich zweifle, ob der Betriebsamkeit, Thätigkeit und Geduld dieses Volks etwas unmöglich seyn könnte.

Die Japaner wünschten die russischen Namen einiger Holzarten zu wissen, brachten uns Holzstücke und Zweige und fragten, wie das alles auf russisch heiße. Wir benutzten diese Gelegenheit und erkundigten uns, wo diese Bäume wüchsen; dergestalt erfuhren wir, daß auf ihren Inseln verschiedene Arten Eichen, Palmen, aus denen die Japaner sehr gute Kämme verfertigen, Bambus, Eypressen, Eedern, Fichten, Tannen und andere Baumarten, deren Namen uns unbekannt sind, wachsen.

Ich habe schon früher erwähnt, daß die Sitte den Thee bei den Japanern zum unumgänglichen Lebensbedürfniß gemacht habe. Japan erzeugt grünen und schwarzen Thee. Der erstere wird für den bessern gehalten, was er auch wirklich ist. Die Japaner ziehen ihn sogar dem chinesischen grünen Thee vor, doch verdient er, unserem Geschmacke nach, diesen Vorzug nicht. Was den schwarzen betrifft, so ist er sehr schlecht, und die Japaner trinken ihn bloß zur Löschung des Durstes, den grünen aber halten sie für leckerhaft, und bewirthen ihre Gäste damit. Die japanischen Beamten und auch der Gouverneur schickten uns nicht selten grünen Thee zum Geschenk; dann halfen aber auch die Dolmetscher und Wächter mit großem Appetit den Theekessel ausleeren. Der Thee gedeiht in allen südlichen Provinzen Japans; den besten grünen erzeugt das Fürstenthum Kioto, in welchem die Stadt und Residenz des geist-

lichen Kaisers Kio sich befindet *). In dieser Provinz wird der Thee, sowohl für seinen Hof, als auch den des weltlichen Kaisers, mit großem Fleiße gebaut.

Der Tabak ist den Japanern eben so unentbehrlich. Katholische Missionaire waren die ersten, die dies Gewächs einführten und dessen Gebrauch lehrten. Von ihnen lernten die Japaner auch dessen Namen, und nennen es noch jetzt Tabako oder Tabago. Es ist wunderbar, wie der Gebrauch dieses unnützen Krauts sich in so kurzer Zeit über den ganzen Erdball verbreiten konnte, da es doch ganz ohne Geschmack, ohne angenehmen Geruch, ohne Nutzen für die Gesundheit, und ein bloßes Spiel der Müßiggänger ist! Der Dolmetscher Teske, einer der verständigsten unserer japanischen Bekannten, war selbst ein starker Raucher, sagte aber oft, daß die Christus-Popen **) den Japanern nicht so sehr durch die Einführung ihres Glaubens geschadet hätten, der nur innere Unruhen und Bürgerkriege unter ihnen erzeugte, als durch die Einführung des Tabaks; denn jenes war nur ein zeitliches, jetzt längst vergessenes Uebel, letzteres aber entziehe jetzt, und vielleicht auch in den künftigen Jahrhunderten eine Menge Landes und Hände den nützlichen und nöthigen Erzeugnissen, die jetzt theuer sind, sonst aber wohlfeiler seyn könnten. Ueberdem wür-

*) Einige Europäer nennen die Residenz des geistlichen Kaisers Miako; allein das Wort Miago (nicht Miato) bedeutet Hauptstadt, und wird von den Japanern dieser Stadt vorzugsweise beigelegt; der eigentliche Name derselben ist Kio, und Kioto der Name der Provinz.

**) So nannte Teske auf russisch die christlichen Priester.

den die Arbeitsleute ihre Arbeiten nicht so oft unterbrechen, da sie jetzt beständig ausruhen, um ihre Pfeife zu rauchen. Ich weiß nicht, wie viele Arten dieses Gewächses es in der Natur gibt, und wie viele derselben die Japaner haben; sah aber auf verschiedene Arten zubereiteten Tabak bei ihnen, vom angenehmsten bis zum widrigsten. Sie schneiden sowohl den guten als schlechten Tabak sehr klein, wie die Chinesen; bei der Bereitung der bessern Art gebrauchen sie Sagi zur Anfeuchtung, und verkaufen ihn in papiernen Kartusen, die ungefähr ein russisches Pfund oder darüber wiegen. Für den besten Tabak halten die Japaner den aus der Provinz Sasma, dann den aus Nangasaky, Sinday u. s. w. Der schlechteste kommt aus dem Fürstenthum Tzyngaru. Er ist stark, von schwarzer Farbe, und hat einen ekelhaften Geschmack und Geruch. Der Tabak aus Sasma ist zwar auch stark, hat aber einen angenehmen Geruch und Geschmack, und ist hellgelb. Der Tabak von Nangasaky ist sehr schwach, dem Geschmacke und Geruch nach wohl der beste, und hellbraun. Der sindaische Tabak ist sehr gut, und wurde uns immer zum Rauchen gegeben. Die Japaner verstehen den Tabak so gut zuzubereiten, daß ich, obgleich früher kein Liebhaber vom Rauchen — ja selbst während meines Aufenthalts auf Jamaica konnte ich mich nur selten entschließen, ein Havanna-Cygaro zu rauchen — den japanischen Tabak mit großem Vergnügen und viel rauchte. Der Schnupftabak ist in Japan nicht gebräuchlich. Doch genug von diesem Gewächse! Uebrigens könnte ich zum Gefallen der Herren Raucher noch eini-

ge Bogen über den Tabak vollschreiben, denn über nichts hatten wir wohl so häufig Gelegenheit mit den Japanern zu sprechen. Die Gelehrten, Dolmetscher und Wächter alle rauchten, und überdem verschiedene dem Geschmacke und Vermögen eines jeden entsprechende Arten von Tabak. Aus Höflichkeit boten sie uns oft ihren Tabak an und nannten ihn. So spann sich gewöhnlich ein Gespräch über den Tabak an, das oft Stundenlang dauerte. Ueber andere wichtigere Dinge zu reden, daran fehlte es oft an Gelegenheit, auch mochten sich nicht alle Japaner gern davon unterhalten.

Die japanischen Pferde sind klein und schwach. Sie sind im Wuchse unsern Bauerpferden gleich, doch viel dünner, wohlgestalteter und auch muthiger, da die Japaner sie nicht wallachen, sondern immer auf Hengsten reiten. Das Klima erlaubt es, die Pferde so wie auch das Hornvieh beständig weiden zu lassen; bloß auf Reisen oder nach schwerer Arbeit gibt man ihnen etwas Gerste. Auf Matsmai und Sachalin aber, wo im Winter viel Schnee fällt, ist man genöthigt, Heuvorräthe zu machen. Unter allen japanischen Pferden, die wir sahen, bemerkten wir kein einziges weißes, sondern meist dunkelbraune. Wir fragten daher die Japaner, ob es auf ihrer Hauptinsel weiße Pferde gebe, und erhielten zur Antwort, daß man dort sehr selten welche treffe. Man hat in Japan auch große Pferde, doch sehr wenig. Die Japaner beschlagen ihre Pferde niemals, denn sie brauchen nicht über Eis zu fahren und haben kein Pflaster. Reisen sie während der Regenzeit in bergigen Gegenden, wo es glatt ist, so gebrauchen

sie hölzerne, niedrige Leisten, die die Form und Größe eines Pferde- oder Ochsen-Hufes haben. Diese Leisten werden in die sehr dicke Haut von Meerlöwen oder anderer Thiere gelegt, und dann eiserne Nägel mit großen, scharfen Köpfen durch die Haut eingeschlagen, die dann als Hufeisen dienen, wenn man die Haut unter die Füße des Pferdes bindet.

Das Hornvieh ist in Japan klein und schlecht, denn die Japaner kümmern sich nur wenig um die Fütterung, da sie weder Fleisch noch Milch gebrauchen.

Hanf wächst in den nördlichen Provinzen Japans; wir sahen welchen auf Matsmai. Ich habe schon früher erwähnt, wozu die Japaner ihn brauchen.

Der Baum Kadzy wächst in großer Menge bei ihnen, und ist den Bewohnern von der größten Wichtigkeit. Die Japaner erklärten uns, was es für ein Baum sey, doch verstand ich nie ihre Erklärungen genug, um ihn zu beschreiben.

Die Japaner besitzen in verschiedenen Theilen des Reichs ansehnliche Gold- und Silber-Minen. Die Regierung erlaubt jedoch nicht, in allen zu graben, um den Werth dieser Metalle nicht sinken zu lassen. Außer dem Gelde, brauchen die Japaner Gold und Silber noch zu vielen Dingen: die japanischen Tempel werden mit diesen Metallen verziert, angesehen Leute tragen Säbel mit goldenen oder silbernen Gefäßen und Scheiden, reiche Leute haben goldene und silberne Pfeifen, verschiedene lackirte Sachen, als: Tischgeräth, Kasten, Schirme u. s. w. sind mit Gold und Silber verziert; es gibt eine Art Gold- und Silberstoff, ja in den Haupt-

städten soll es eine Menge öffentlicher Gebäude mit vergoldeten Dächern geben. In den Häusern der Fürsten und angesehenen Leute befinden sich viele Verzierungen aus diesen Metallen, und das weibliche Geschlecht schmückt sich häufig mit denselben.

Blei, Zinn, Quecksilber und Schwefel besitzt Japan hinlänglich für sein Bedürfniß. Bei ihnen werden nicht nur Flinten, sondern auch Kanonen-Kugeln aus Zinn gegossen, weil sie schon zweihundert Jahre keinen Krieg gehabt haben; ginge es bei ihnen, wie in Europa, so würde dieser Luxus wohl bald aufhören. Was den Schwefel betrifft, so haben sie eine Insel, die ganz damit bedeckt ist, und über welche, wegen der heißen Quellen, ein beständiger Dampf schwebt. Diese Insel gehört zu den sieben Wunderwerken des japanischen Reichs, die sie uns alle nannten *).

Nachdem ich dergestalt von den Erzeugnissen Japans, die die Hauptbedürfnisse dieses aufgeklärten Volks ausmachen, geredet habe, gehe ich nun zu denjenigen

*) Im ersten Theile meines Werks erwähnte ich, daß ich meine Bemerkungen immer auf kleine Blättchen Papier niederschrieb, die ich sorgfältig verwahrte, aus Furcht, die Japaner möchten uns unsere Papiere abnehmen. Zum Unglück habe ich mehrere dieser Papierchen verloren, und unter diesen befindet sich auch dasjenige, auf welchem ich die sieben Wunderwerke aufgezeichnet hatte. Ich erinnere mich bloß dreier: erstens, die oben erwähnte Insel; zweitens gibt es irgendwo bei ihnen einen Berg, auf welchem des Nachts Flämmchen erscheinen, ohne daß Jemand die Ursache weiß; drittens, ein tiefer von der Natur gegrabener Brunnen, in welchem sich, wenn man ein Steinchen hineinwirft, ein furchtbares Getöse hören läßt.

über, die nicht das Bedürfniß, sondern bloß Laune
nothwendig machte, oder die bloß in einigen Rücksichten
nothwendig sind. Es sind folgende:

Diamanten und Perlen, Marmor und andere Stein-
arten, der Kampferbaum, der Lak-Baum, Obstbäume,
Gartengewächse, verschiedene wilde Gewächse, Haus-
und wilde Thiere, die von den Japanern benutzt werden.

Japan erzeugt kostbare Steine, aber welche na-
mentlich, konnten wir nicht erfahren. Die Beamten, wel-
che die Tabaksdose und andere Sachen gesehen hatten,
die der Japaner Kodai von der seligen Kaiserin Ka-
tharina der Zweiten erhalten und mit nach Japan
gebracht hatte, sagten, daß auch in Japan solche Stei-
ne wären, mit denen jene Sachen verziert waren, daß
aber die japanischen Meister sie nicht so schön zu schlei-
fen verständen.

An Perlen ist Japan reich, doch sahen wir keine
besonders große.

Es gibt verschiedene Marmorarten in Japan. Man
zeigte uns verschiedene Dinge, die aus weißem Marmor
mit kleinen blauen Adern und aus anderm Marmor, des-
dem gleich, aus welchem die Isaaks Kirche in St. Pe-
tersburg erbaut ist, gemacht waren. Außerdem zeigte
man uns Petschafte, die aus Carneol, Agat, Jaspis
und andern Steinarten, die ich nicht kenne, versertigt
waren. An den Küsten des Fürstenthums Rambu und
Szyngaru findet man Steine von verschiedenen Far-
ben und der Größe einer Nuß, die von den Wellen so
bewaschen werden, daß sie fast durchsichtig scheinen, wie
Kristall. Die Japaner gaben uns zwölf rothe und eben

so viel weiße Steine dieser Art, um sie beim Damenspiel zu gebrauchen; allein der Matrose, dem ich auftrug sie mitzunehmen, hat sie verloren.

Viele Japaner traagen wohlriechende Sachen bei sich, zu denen auch der Kampfer gehört. Sie sagten uns, daß im südlichen Theile von Japan der Baum, der ihn erzeugt, sich in solcher Menge befinde, daß man trotz der beträchtlichen Consumtion im Lande, viel durch die Holländer und Chinesen verschiffe. Außerdem hat man auch nachgemachten Kampfer in Japan, den jedoch jeder vom echten unterscheiden kann.

Der japanische Firniß ist auch in Europa berühmt. Der Baum, der diesen Saft erzeugt, wächst in solchem Ueberflusse, daß die Japaner alles Tischgeräth, Kasten, Sättel, Bogen, Pfeile, Spieße, Futterale, Patronentaschen, Tabaksbeutel, in den Häusern Wände und Schirme, kurz jede Kleinigkeit, die sie auspußen wollen, lackiren. Wir hatten das Vergnügen, ein Meisterwerk im Lackiren zu sehen: dies war ein Flaschensutter des Gouverneurs, welches er uns zum Besehen schickte. Der Glanz auf demselben war so schön, daß man sich wie im Spiegel sah. Die natürliche Farbe dieses Safts ist weiß; mit andern Farben vermischt, nimmt er jede an. Der beste Lack in Japan ist gewöhnlich von schwarzer oder rother Farbe, auch wird fast alles so lackirt; allein wir sahen auch grünen, gelben, blauen und andern Lack. Auch den Marmor ahmen sie im Lackiren nach. Der Saft, wenn er frisch ist, ist giftig und denen, die ihn sammeln, äußerst schädlich, woher sie viele Vorsichtsmaßregeln gebrauchen; nachdem er aber einige Zeit

in freier Luft gestanden hat, verliert er sein Gift. Man kann das lackirte Geschirr ohne Gefahr gebrauchen. Ueberdem sind die Japaner so geschickt im Lackiren, daß man heißes Wasser in ein Gefäß gießen und es trinken kann, ohne den mindesten Geruch von der Farbe zu spüren. Dies ist aber auch nur bei Gefäßen von der besten Arbeit der Fall; in den andern riecht man die Farbe selbst von warmem Wasser.

An Obstbäumen leiden die Japaner keinen Mangel. Es gedeihen Apfelsinen, Zitronen, Pfirsichen, Aprikosen, Pflaumen, Feigen, Kirschen, Birnen, Aepfel *), Kastanien u. s. w. bei ihnen. Es ist sonderbar, daß in einem Klima, wie dem japanischen, keine Weintrauben gedeihen. Die Japaner haben bloß wilde, kleine Weintrauben, die äußerst sauer sind und gesalzen als Salat gegessen werden. Es kommt vielleicht daher, daß sie in Wäldern im Schatten der Bäume bei ihnen wachsen, und die Japaner den Weinbau nicht verstehen.

Nach Reis und Fischen sind Gemüse die Lieblings Speisen der Japaner. Sie haben Melonen, Arbusen (Wassermelonen), Kürbisse, Gurken, Rüben, Möhren, Senf u. s. w. Wir konnten nicht erfahren, ob Kohl bei ihnen wachse, und erklärten ihnen mehrmals, was es für ein Gewächs sey, zeichneten es ihnen auch vor, sie sagten aber immer, daß so etwas in Japan nicht wachse. Außer den Melonen und Arbusen essen die Ja-

*) In einem europäischen Werke über Japan las ich, daß es dort keine Aepfel gebe; wir aßen aber selbst Aepfel, die aus dem Fürstenthum Tzyngaru kamen. Sie waren freilich klein und unschmackhaft.

Janer kein Gartengewächs roh, sondern gekocht; sie wunderten sich, als wir rohe Gurken mit Essig und Salz aßen. Den Senf mischen die Japaner mit Essig, und essen ihn beim Fisch, besonders aber mit rohen Fischknorpeln. Es wächst auch viel rother Schotenpfeffer und Mohn bei ihnen. Den Pfeffer essen sie zu verschiedenen Gerichten roh, oder kochen ihn in Zucker und gebrauchen ihn als Confect. Den Mohn mischen sie mit Zucker oder Syrop, und essen ihn bei einem Teig, der aus gestoßenem Reiß gemacht ist. Mit dem Mohnöl braten sie Fische, und bereiten verschiedene andere Speisen.

Unter den andern Gewächsen, die man in Japan genießt, kenne ich: Zuckerrohr, schwarze und rothe Johannisbeeren, Elzbeeren oder Vogelkirschen (*Prunus padus*), verschiedene Kräuter, Schwämme, Seekohl und die Beeren wilder Rosen oder Haubutten, die in den nördlichen Provinzen Japans in Menge wachsen. Die Japaner gebrauchen letztere als Arznei, um Winde hervorzubringen, und essen sie roh.

Das Zuckerrohr ist selten in Japan, und der Zucker, den es liefert, ist schwarz und wenig süß; wahrscheinlich hindert der Mangel an Boden, der zum Anbau nöthigerer Gewächse dient, die Japaner dies bloß zum Luxus dienende Rohr anzubauen.

Die Johannisbeeren und Vogelkirschen salzen die Japaner und essen sie statt des Salats; aus den Kräutern kochen arme Leute Suppen, und essen sie auch gesalzen und gesäuert. Pilze gelten für einen Leckerbissen; man kocht sie in Brühen, salzt sie und legt sie in Essig.

Was den Seekohl betrifft, so verschafft dies fast überall unbenutzte Gewächs *) in Japan nicht nur Millionen Menschen Nahrung, sondern ist auch ein Handelsartikel. Die Japaner trocknen das Gewächs und gebrauchen es dann in Suppen, oder wickeln es um Fische, kochen sie und essen beides zusammen. Manchmal rösten sie es bloß auf dem Feuer, bestreuen es mit Salz und genießen es ohne weiteres. Dieser Kohl dient meistens bloß armen Leuten zur Nahrung, doch essen ihn auch Reiche, aber anders zubereitet; ja selbst in die kaiserliche Küche wird er geliefert.

Von Hausthieren halten die Japaner, außer Pferden und Kühen, deren ich schon früher erwähnte, Schweine, Hunde und Katzen. Die erstern dienen den Secten zur Nahrung, die Fleisch essen dürfen; die Hunde werden zur Jagd und Bewachung der Häuser gebraucht, und die Katzen vertreten dieselbe Stelle wie in Europa, obgleich ein Schriftsteller über Japan sagt, daß die japanischen Katzen keine Mäuse fangen. Diese Nachricht ist jedoch falsch; wäre dies der Fall, so müßte die Natur in Japan von ihren Gesetzen abweichen. Ueberdem hat uns auch die Erfahrung vom Gegentheile überzeugt. Ein bei uns befindlicher japanischer Kater verstand sein Handwerk meisterhaft, und gab keinem europäischen et-

*) In Irland wird der Seekohl zur Düngung der Felder gebraucht, und ist daher geschätzt. Während meines Aufenthalts daselbst verzankte sich ein Gutsbesitzer mit seinem Nachbarn, weil dieser an seiner Küste Seekohl gesammelt hatte, und drohete, ihn als Räuber fremden Eigenthums zu erschießen, wenn er ihn nochmals ertappte.

was nach. Ueberdem muß ich bemerken, daß er uns im Gefängnisse oft durch seine Sprünge belustigte und unser Liebling war, also an Futter keinen Mangel hat, doch trieb ihn der Instinkt an, Katzen und Mäuse zu fangen. Wenn also die europäischen Schriftsteller schon den japanischen Thieren oft die Eigenschaften nahmen, mit denen der Schöpfer sie begabte, kann man sich dann wundern, daß sie die Japaner selbst in einem so falschen Lichte darstellten?

Hühner und Enten sind das einzige Hausgeflügel in Japan, das sie, und zwar selten, als Speise gebrauchen. Obgleich es einigen Secten erlaubt ist, so mögen sie dieselben doch aus Anhänglichkeit nicht tödten. War einer von uns krank, und wollten die Japaner ihm eine Hühnersuppe machen, da sie gehört hatten, daß dies in Europa die gewöhnliche Krankenspeise sey, so konnten sie nur mit Mühe Jemanden finden, der ein Huhn verkaufen wollte, obgleich sie einen theuern Preis dafür boten.

Die Japaner sind Liebhaber von Eiern, kochen sie hart, und essen sie zum Dessert wie Früchte, manchmal auch zusammen mit Apfelsinen. Für uns kochten sie dieselben in Suppen mit Gemüse. Für angesehenere Leute werden Hühner in Zimmern gehalten*), wo sie auch Eier legen, und bloß mit Reis gefüttert werden. Die großen Herren würden keine Eier von Hühnern essen, die im Freien umherlaufen, und allen Unrath aufspicken.

Außer.

*) Unter den Hühnern haben sie auch die sogenannten Verlhühner.

Außerdem halten einige auch Schwäne, Gänse und Trut-
hennen, doch bloß zum Vergnügen, wie wir Pfauen
halten, die sie auch haben.

Von wilden vierfüßigen Thieren benutzen die Japa-
ner in einigen Rücksichten: wilde Schweine, Bäre, Hir-
sche, wilde Ziegen und Hasen. Die Secten, die Fleisch
essen dürfen, gebrauchen sie als Nahrungsmittel, und
außerdem dienen im nördlichen Theile von Japan, wo
es im Winter sehr kalt ist, die Bärenfelle den armen
Leuten als Decken. Die Reichen lassen Reisfuttermale
über Dinge, die sie vor schlechtem Wetter schützen wol-
len, daraus machen, als über Kisten mit Kleidern, Fla-
schenfutter und dergleichen. Aus der Galle des Bären
bereiten sie eine feste Masse, und gebrauchen sie als stär-
kendes Arzneimittel bei Schwäche des Magens und an-
dern Krankheiten. Diese Galle wird von den Japanern
sehr geschätzt, und wegen ihrer heilenden Kraft theuer
bezahlt. Sie behaupten, daß die Galle der Bären, die
man auf der Insel Nippon tödte, viel wirksamer sey,
als die der matsmaischen Bären, woher letztere auch
weniger geschätzt werden. Beim Verkaufe der Bärengalle,
verüben die Jäger viele Betrügereien. Sie tödten auf
der Jagd alle Thiere, die ihnen in den Wurf kommen,
und nehmen die Galle aus denselben; gelingt es ihnen,
einen Bären zu erlegen, so tragen sie ihn auf der Land-
straße zum Schein nach Hause, und da die Japaner
keine Gelegenheit vorbeistreichen lassen, das kostbare Arz-
neimittel zu kaufen, so erkundigen sich alle, die den
Jägern begegnen, ob sie die Galle des erlegten Bären
schon verkauft haben. Die Jäger geben dann die Galle

irgend eines andern Thieres, und ist der Käufer kein Kenner, so wird er betrogen. Auf diese Art können sie die Galle eines Bären unzählige Male verkaufen. Uebrigens können viele Japaner, dem Geschmacke nach, nicht nur die Galle irgend eines Thiers von der des Bären, sondern auch die Galle der Bären von der Insel Niphon von der der matsmaischen unterscheiden. Unser Dolmetscher Kumaddschero war ein solcher Kenner. Der Gebrauch dieses Arzneimittels ist sehr einfach: sie beißen kleine Stückchen ab und verschlucken sie. — Aus den Hirschfellen machen die Japaner eine Art dicken und feinen sämischen Leders.

Von nützlichen Insecten haben die Japaner Seidenwürmer und Bienen. Der Honig, den letztere liefern, wird bloß zu Arzneimitteln gebraucht; so wird auch das Wachs bloß von Aerzten zu Pflastern gekauft.

Zu der dritten und letzten Abtheilung der Erzeugnisse Japans rechne ich diejenigen, die den Einwohnern gar keinen oder einen nur sehr geringen Nutzen bringen. Aus dem Mineralreich kann ich hier die Steinkohlen nennen, die in Japan im Ueberfluß sind, aber nicht gebraucht werden.

Die Himbeeren, die wilden und Garten-Erdbeeren, die wir in Europa so sehr schätzen, werden von den Japanern gar nicht gegessen; sie halten sie für schädlich für die Gesundheit. Diese Beeren haben aber auch wirklich in Japan nichts Angenehmes; sie sind zwar ebenso groß, als die unsrigen, und haben eine dunkelrothe Farbe, allein sie sind nicht süß, sehr wässrig und ha-

ben kaum einen Geruch. Die Japaner essen überhaupt keine Beeren, die auf Kräutern wachsen.

Von wilden vierfüßigen Thieren haben die Japaner, außer den Bären, Panther, Leoparde, Wölfe, wilde Hunde und Füchse. Diesen letztern wird von vielen abergläubigen Japanern die Prast des Teufels beigelegt. In den südlichen und mittlern Provinzen dieses Reichs gibt es Affen von kleiner Race, auf der Insel Matsmai Sobel, doch ist ihr Fell röthlich, und steht also in keinem hohen Preise. Elephanten, Löwen, Tiger, Kameele, Esel, Jagd-, Wind-, Hühner- und andere Arten Hunde kennen die Japaner nur aus Zeichnungen.

Es gibt viele Raubvögel in Japan, als: Adler, Falken, Habichte, Weihen u. s. w. Von wildem Geflügel gebrauchen sie Gänse und Enten als Nahrung *), Schwäne und Kraniche werden für heilig gehalten, und niemand darf sie tödten. Von Singvögeln, die auch bei uns zu Hause sind, sahen wir in Baiern **): Stahre, Dompfaffen und Zeisige; sonst aber keine andern.

Gemeinere Vögel, als Ruckufe, Raben, Krähen, Sperlinge u. s. w. gibt es im nördlichen Japan und auf Matsmai eben so viel, wie bei uns. Papageien und Kanarienvögel findet man in Japan nicht. Seevögel gibt es an den japanischen Küsten in Menge, als: Albatrosse, verschiedene Arten Möven, Wasserraben, Seepapageien, Grönländische Tauben u. s. w.

*) Ich meine hier bloß die Secten, die Fleisch essen dürfen.

***) Die Japaner haben gern Singvögel in ihren Häusern, daher gibt es Buben, in denen man damit handelt.

Dies ist alles, was ich über die Erzeugnisse von Japan sagen kann.

In dem Abschnitte über die Gewerbe dieses Reichs müssen die Fabriken der Seiden-, Stahl-, Porcellan- und lackirten Waaren den ersten Platz einnehmen.

Die Seiden-Manufacturen sind wichtig, nicht nur wegen der Menge, sondern auch der Güte der Waaren, die sie liefern. Die Japaner verfertigen verschiedene Arten Stoffe und andere kostbare Zeuge, die an Güte den chinesischen nichts nachgeben.

Was die Stahlwaaren betrifft, so übertreffen die japanischen Säbel und Dolche alle übrigen in der Welt, die Damascener vielleicht ausgenommen. Sie halten außerordentliche Proben aus. Im Poliren des Stahls und aller andern Metalle sind die Japaner äußerst geschickt: sie verfertigen sogar Metallspiegel, die den Glaspiegeln fast nichts nachgeben. Wir haben oft japanische Tischler- und Zimmermanns-Werkzeuge, die sich beinahe mit den englischen messen können: ihre Sägen sind so gut, daß man aus dem hartesten Holze die dünnsten Brettchen sägen kann.

Das japanische Porcellan übertrifft bei weitem das chinesische, doch ist es theurer, und wird in so geringer Quantität verfertigt, daß es in Japan die Nachfrage nicht befriedigt, und daher aus China viel porcellanes Geschirr gezogen wird. Uebrigens haben die Japaner auch gemeineres Porcellan und Fayance, doch beide sind von plumper und schwerer Arbeit; nur auf die Bearbeitung des besten Porcellans wenden sie viel Zeit und Mühe.

Im Lackiren übertrifft Japan alle übrigen Nationen; das ist bekannt.

Die Baumwolle-Manufacturen müssen in Japan äußerst zahlreich seyn, wegen des allgemein im Reiche verbreiteten Gebrauchs der baumwollenen Zeuge; doch verstehen oder wollen die Japaner keine guten Zeuge aus der Baumwolle verfertigen. Wir sahen wenigstens nie etwas besonderes. Als sie unsere ostindischen Schnupftücher und batistene Halskrausen sahen, wollten sie nicht glauben, daß sie aus Baumwolle verfertigt wären.

In Metall-Arbeiten sind die Japaner äußerst geschickt, besonders in der Verfertigung des kupfernen Geschirrs.

Die Japaner verstehen Statuen aus Metall zu gießen, sie hauen sie auch in Stein und schneiden sie aus Holz; doch nach den Götzen zu schließen, die wir in den matsmaischen Tempeln sahen, sind diese Künste in keiner großen Vollkommenheit bei ihnen. Hierin, so wie in der Malerei, der Kupferstecher- und Buchdruckerkunst stehen sie sogar weit hinter den Europäern, bei denen diese Künste noch in der Kindheit sind. Im Schuitzwerk sind sie ziemlich geschickt, auch ihre goldenen, silbernen und kupfernen Münzen sind gut geprägt. Außerdem beschäftigen sich die Japaner mit Erfolg mit verschiedenen andern Gewerben. Sie haben große Branntweimbrennereien, in denen sie aus Reis ihren Branntwein Sotschjo und Wein Sagi bereiten; Tabaks-, Eisen-Fabriken u. s. w. Tausende von Japanern beschäftigen sich mit der Verfertigung der Strohschuhe, Hüte, Matten u. s. w. Die Fabriken und Manufacturen sind über

ganz Japan verbreitet, die vorzüglichsten aber befinden sich in den Städten Kio, Eddo und Osaga.

Mit nicht minderer Betriebsamkeit treiben die Japaner einige Gewerbe, besonders die Fischerei. Thiere verschiedener Art fangen sie in Fallen, doch schießen sie noch mehr; Hunde gebrauchen sie nur zum Auffpären derselben. Vögel schießen sie und fangen sie auch in Netzen. Kleine Vögel fangen sie auf eine besondere Art: sie bereiten aus Theer oder dem Saft eines Baums einen dicken und klebrigen Teig, mit welchem sie umgefallene Bäume bestreichen und Reis umher streuen. Der Reis lockt die Vögel an, die an den Bäumen festkleben, und auf diese Art in Scharen gefangen werden.

Ehe ich den Abschnitt über die Erwerbsamkeit der Japaner schliesse, muß ich bemerken, daß es unter ihnen, wie unter allen Nationen, Müßiggänger gibt, die sich auf den Straßen und in Trinkhäusern herumtreiben, und ihren Unterhalt durch Taschenspielerkünste und Bettelien suchen. Folgendes Mittel, wodurch die Müßiggänger in Japan und besonders die Frauen, Geld erwerben, verdient eine besondere Erwähnung. Sie fangen eine Menge Schlangen von verschiedener Größe und Farbe, aus denen sie so geschickt die Stachel herausnehmen, daß sie auf keine Art schaden können. Dann kleiden sie sich ganz nackt aus, bedecken bloß die Theile, die die Scham selbst den Wilden zu verbergen heißt, und umwinden ihre Arme, Füße und den ganzen Körper mit Schlangen. Auf diese Art machen sie sich aus den geöffneten zischenden Schlangenköpfen einen bunten Anzug, und wandeln in diesem schrecklichen und

glänzenden Costüme durch die Straßen, singen, tanzen und reißn Possen aller Art, um einen Lohn, oder vielmehr um eine milde Gabe zu erhalten.

Man kann Japan allerdings einen Handelsstaat nennen, wenn bloß ein innerer ausgebreiteter Handel ein Recht zu diesem Titel gibt. Alle Fürstenthümer und Provinzen dieses volkreichen Landes stehen in Handelsverbindungen unter einander. Die ungewöhnliche Verschiedenheit des Klima's erzeugt in den verschiedenen Provinzen dieses Reichs eine Mannigfaltigkeit der Produkte, in denen alle ein gegenseitiges Bedürfniß haben. Die Noth, Betriebsamkeit und Thätigkeit des Volks verschaffen ihm die Mittel, die Erzeugnisse der Natur und Kunst zu nutzen, daher treiben die Bewohner des ganzen Reichs einen gegenseitigen Handel, sowohl zu Wasser als zu Lande unter einander. Der erstere ist mehr gebräuchlich. Das Meer an den Küsten und die schiffbaren Flüsse sind mit Tausenden von Fahrzeugen bedeckt, die die Waaren im ganzen Reiche verführen. Obgleich ihre Schiffahrt sich bloß auf Küstnfahrten beschränkt, und ihre Fahrzeuge zu großen Seereisen, besonders auf großen Meeren, ganz untauglich sind, so entsprechen sie doch ihrem Bedürfniß. Viele derselben sind über hundert Fuß lang und ungemein breit. Die großen japanischen Schiffe können eine Last von 16. bis 20,000 Pud tragen. Zur Sicherheit der Schiffahrt haben die Japaner viele nützliche Einrichtungen, als: Lotsmänner in jedem Hafen zum Ein- und Ausführen der Schiffe, und zum Vorhersagen des Wetters nach gewissen Kennzeichen, um den Schiffern zum Auslaufen oder zum War-

ten zu rathen; an gefährlichen Orten werden Leute zum Unterhalten der Feuer angestellt; auf Höhen sind verschiedene Kennzeichen errichtet u. s. w. Für den Transport der Waaren zu Lande, wo es zu Wasser unmöglich ist, sind gute Wege und Brücken angelegt. *Matsumai* ist bloß eine japanische Kolonie, allein ungeachtet der hohen Berge und Abgründe, der reißenden Ströme und der Rauheit des Klima sind die Wege in einem bewunderungswürdig guten Stande. Im freien Felde, weit von Städten, sahen wir Brücken *), wie ich sie in manchen europäischen Reichen und in Provinzialstädten nicht traf.

Der Handelsgeist der Japaner spricht sich in allen Städten und Dörfern aus. Fast in jedem Hause ist eine Bude für mehr oder minder wichtige Waaren, und man sieht hier, wie in England, wo an die reiche Niederlage eines Juwelenhändlers eine Austerbude stößt, einen reichen Seidenhändler und einen Strohschuh-Flicker neben einander wohnen, und ihr Gewerbe treiben. Die Japaner gleichen, was Ordnung betrifft, sehr den Engländern. Sie lieben Reinlichkeit und die größte Genauigkeit. Alle Waaren in Japan haben, wie bei den Engländern, kleine gedruckte Zettelchen, in denen der Preis, der Gebrauch und die Benennung der Waare, der Name des Meisters oder der Fabrik, oft auch ihr Lob angezeigt ist. Sogar Tabak, Pomade, Zahnpulver und

*) Die japanischen Brücken sind hübsch und dauerhaft. Der einzige Fehler ist, daß sie keine Geländer haben; statt dessen jedoch hohe Balken von beiden Seiten dienen. Die Brücken sind übrigens auch sehr breit.

andere Kleinigkeiten werden in Papiere gewickelt, auf denen eine Anzeige von der Güte und dem Preise, der selbst gedruckt ist. Beim Einpacken der Waaren beobachten sie dieselbe Ordnung, wie in Europa. Den Reis und andere Kornarten packen sie in Strohsäcke; für Flüssigkeiten haben sie weder Fässer noch Fäßchen, sondern sie halten dieselben, als Sotschio, Sagi, Soja u. s. w. in Zobern, die drei bis vier Eimer fassen. Diese Zober haben bloß hölzerne Reifen und sind oben breiter, als unten; am obern Brette befindet sich eine kleine, gewöhnlich viereckige Oeffnung. Der Sagi von der besten Art wird in großen irdenen Krügen verschickt. Zeuge aller Art, Thee, Geschirre und andere Sachen werden in Kasten gepackt. Seidene Stoffe werden Stückweis in besondere Kasten gelegt, die aus sehr dünnen Brettern verfertigt sind und eine Aufschrift haben, die die Waare, den Namen des Meisters, das Maß und die Güte anzeigt.

In jedem Hafen befindet sich ein Comptoir oder Zoll, welches die Aufsicht über das Ein- und Ausladen der Waaren hat, darauf wacht, daß nichts heimlich ein- oder ausgeführt wird, den Zoll erhebt und noch andere Verpflichtungen hat. Den Zoll für fast alle eingeführten Waaren zahlen die Kaufleute in die kaiserliche oder fürstliche Kasse, je nachdem der Hafen in einer kaiserlichen oder fürstlichen Besizung liegt. Die Aufsicht über die in den Häfen befindlichen Schiffe hat bei den Japanern ein Beamter, dessen Amt dem unserer Hafenmeister sehr entspricht; überdem sind sie in Japan auch Aufseher der Lotsmänner. Vor unserer Entlassung aus

Japan lebten wir in Chakodade im Hause eines Hafenmeisters, und sahen, daß jeden Morgen eine Menge Schiffer und andere Leute zu ihm kamen, woher wir schließen konnten, daß sein Posten nicht unansehnlich sey.

Zum Besien der Kaufleute und zur Erleichterung des Handels gibt die Regierung eine Art Commerz-Zeitung heraus, die Anzeigen von den Preisen der Waaren in den verschiedenen Theilen des Reichs enthält. Auf gleiche Art wird das Publikum durch Zettelchen von der glücklichen Ernte des Reises und anderer Produkte in allen Provinzen unterrichtet; sogar vom Tage, wo das Korn aufgeht, bis zur Erntezeit, wird das Volk vom Zustande desselben von Zeit zu Zeit benachrichtigt. Diese Sorgfalt der japanischen Regierung für das allgemeine und particulaire Wohl ihres Volks ist äußerst lobenswürdig, und kann uns Europäern wohl als eine der Ursachen dienen, die Japaner nicht mehr als Barbaren zu betrachten.

Um den Handel im ganzen Reiche zu verbreiten und den Kaufleuten mehr Mittel und Bequemlichkeit zu verschaffen, haben die Japaner Wechsel und Schuldscheine bei sich eingeführt, die, wie in den europäischen Staaten, unter dem Schutze der Gesetze stehen. In einem der südlichen Fürstenthümer Japans gibt es Banco-Noten, die als klingende Münze im Umlaufe sind. Es gibt drei Arten Münzen in Japan: goldene, silberne und kupferne. Die letztern sind rund, mit Löchern in der Mitte, durch welche sie auf eine Schnur gezogen und wie im Beutel getragen werden. Diese Münzen nennen die Japaner Mon. Als die Japaner unsere

Kopeken sahen, verglichen sie dieselben mit jenen und fanden, daß vier japanische Mon einen Kopeken machen. Die Gold- und Silber-Münzen sind länglich, viereckig und dicker als ein Imperial. Auf jede ist der Name und Werth, das Jahr und der Name des Meisters geprägt. Da ich übrigens nicht Gelegenheit hatte, weder die Probe des Metalls noch das Gewicht zu erfahren, so kann ich sie mit unsern Münzarten nicht vergleichen.

Der größte Landhandel wird in der Stadt Rio, der Residenz des geistlichen Kaisers, getrieben. Diese Stadt liegt nicht am Meere, ist aber sehr volkreich, und besitzt Fabriken aller Art, wird daher von Kaufleuten aus dem ganzen Reiche besucht, die ihre Waaren nur zu Lande hinschaffen, und die dort eingekauften auf eben dem Wege fortführen können. Von den Seestädten treibt Eddo, die Residenz des weltlichen Kaisers, und dann Osaga, die schönste aller Städte, 120 japanische Ri *) südwestlich von Eddo gelegen, den größten Handel. Uebrigens gibt es fast in jedem Fürstenthume, das ans Meer grenzt, bedeutende Handelsstädte.

Es ist hinlänglich in Europa bekannt, wie sehr beschränkt in Japan der Handel mit den Ausländern ist. Die Ursache hiervon ist wohl das Mißtrauen der japanischen Regierung zu den Europäern, und die schlechte Meinung, die sie von ihnen hegen, woran freilich die Europäer allein schuld sind. Ob die japanische Regierung recht urtheile oder nicht, will ich andern zur Entschei-

*) Ungefähr 500 Werste,

dung überlassen, und bloß sagen, daß das japanische Volk im Allgemeinen den Handel mit Ausländern, und besonders Europäern, wünscht. Die aufgeklärten Japaner urtheilen folgendermaßen: „das Volk ist in allem blind, was die Verwaltung des Reichs betrifft, und weiß bloß oberflächlich, was ihm am nächsten liegt, zwei Schritte in der Ferne sieht es nichts; daher kann es leicht in den Abgrund stürzen, wenn sehende Leute es nicht führen. Eben so haben die Japaner, ohne die schlechten Folgen zu berücksichtigen, die aus dem Verkehr mit Ausländern für sie erwachsen können, bloß den persönlichen Gewinn vor Augen, den sie aus dem Handel mit ihnen ziehen können.“ Bis zum Versuch der Europäer, in Japan die christliche Religion einzuführen, führte dies Reich einen ausgebreiteten Handel im ganzen Osten. Japanische Schiffe segelten nicht nur nach China und den indischen Inseln, sondern selbst nach Ostindien, das die Japaner *Tendzigu* nennen. Allein der christliche Glaube, oder vielmehr die katholischen Prediger desselben, jagten das Volk so in Schrecken, daß die Regierung nach der Ausrottung des Christenthums, vor zwei Jahrhunderten, unter Todesstrafe den japanischen Unterthanen verbot, nach fremden Ländern zu reisen, und auch Ausländer nur mit Vorsicht und in geringer Zahl in Japan zuzulassen erlaubte. Jetzt können japanische Schiffe nur nach Korea und den *Liko*-Inseln handeln, weil die Bewohner derselben einigermaßen als japanische Unterthanen betrachtet werden, da sie einen Tribut zahlen. In Japan werden bloß koreische, likeische und chinesische Schiffe, doch in geringer

Zahl zugelassen. Von den Europäern haben bloß Holländer das Recht, mit ihnen zu handeln, doch auf so harte Bedingungen, daß die in Japan befindlichen Holländer mehr Gefangenen als freien Leuten gleichen, die mit einem befreundeten Staate im Handelsverkehr stehen *).

Die Chinesen liefern den Japanern Reiß, Porzellan, bearbeitetes und rohes Elfenbein, Nanquin, Sandzucker, die Wurzel Dschin - sen **), Medizinal - Gewächse, Alaun, verschiedene Kleinigkeiten, als Fächer, Tabakspfeifen u. s. w. Dagegen erhalten sie von den Japanern rothes Kupfer, Lack, lackirte Waaren, gesalzene und getrocknete Fische, getrocknete Muscheln, Seekohl und einige japanische Fabrikate.

Von den Holländern erhalten die Japaner Zucker, Gewürze, Elfenbein, Eisen, Arzneimittel, Salpeter, Alaun, einige Arten Farben, Tuch, Glas und andere

*) Als die Portugiesen — die ersten Europäer, die Japan in der Mitte des 16ten Jahrhunderts besuchten — mit den Japanern zu handeln anfangen, hatten sie außerordentliche Privilegien. Sie hatten das Recht, alles in Japan einzuführen, was sie wollten, es in allen Theilen des Reichs und zu beliebigen Preisen zu verkaufen, Allein Stolz, Habsucht und besonders der vermeinte Bekehrungsseifer der katholischen Prediger empörte die japanische Regierung, und legte den Grund zu dem Mißtrauen der Japaner zu den Europäern, und selbst zu dem Volke, das sie ihre Freunde nennen, ohne Zweifel, weil sie die Holländer für die ehrlichste Nation unter den Europäern halten.

***) Dschin - sen (Genseng) oder die sogenannte chinesische Wurzel wird in China und Japan sehr geschätzt, wo sie sehr theuer verkauft wird, weil man ihr die Eigenschaft zuschreibt, die Kraft zu erneuen oder zu stärken, die ausschweifende Leute frühzeitig verlieren.

europäische Waaren, als: Uhren, Spiegel, mathematische Instrumente u. s. w. Dagegen liefern sie: Kupfer, Lack, Reiß und einige Erzeugnisse ihrer Fabriken, als: lackirte Waaren, Porzellan u. s. w. Ich hörte, daß die Holländer einen sehr vortheilhaften Handel mit den japanischen lackirten Waaren auf den Malayischen und Moluckischen Inseln treiben.

Sowohl den Chinesen, als den Holländern, ist bloß der im südlichen Japan gelegene Hafen *Nangasaky* geöffnet: alle übrigen sind ihnen verschlossen. So wird auch im Handel oder vielmehr im Tausche der Waaren mit den Chinesen und Holländern von den Japanern immer eine und dieselbe Ordnung beobachtet. Läuft ein Schiff in *Nangasaky* ein, so werden nach Beendigung der gewöhnlichen Ceremonien und der gebräuchlichen Fragen, die Waaren ausgeladen. Dann untersuchen die kaiserlichen Beamten oder *Bracker*, denn der auswärtige Handel ist ein Monopol des Kaisers, die Güte und Menge der Waaren, halten unter sich Rath, und setzen den Preis dafür in den Waaren fest, die die Eigenthümer der Schiffe dagegen verlangen. Diese müssen sich dann entweder in die Vorschläge der Japaner fügen, oder ihre Waaren zurückführen; denn dinge ist unmöglich. Auf diese Art kauft der Kaiser durch seine Commissionaire ausländische Waaren, und verkauft sie im Großen an die japanischen Kaufleute, die dann im Kleinen mit ihnen handeln. Nach den hohen Preisen zu urtheilen, die man in Japan für die holländischen Waaren gibt, muß man glauben, daß entweder die Holländer ungeheuer dafür bezahlt werden, oder daß

der Kaiser und seine Kaufleute hohe Preise sehen; wahr-
scheinlich gewinnen alle Theile dabei.

VIII.

Bevölkerung und Kriegsmacht.

Japan hat schon seit zwei Jahrhunderten, außer selten vorkommenden Unruhen, weder äußere noch innere Kriege gehabt; Seuchen, Pest und andere Krankheiten, außer den Pocken und der Luffseuche, sind den Japanern unbekannt — daher kennen sie auch die Uebel nicht, die in andern Reichen der Volksvermehrung im Wege stehen, und sind besonders glücklich, daß der Hauptvertilger des Menschengeschlechts, der Krieg, seine verheerende Fackel bei ihnen nicht schwingt. Ein Reich, das einen ununterbrochenen Frieden und ein gesundes Klima genießt, muß volkreich seyn. Japan ist es. Die eigentliche Volksmenge von Japan zu erfahren, war mir jedoch unmöglich; denn die Japaner konnten nicht einmal sagen, ob die Regierung glaubwürdige Nachrichten über die Volksmenge habe. Sie hielten Volkszählungen für äußerst schwierig oder unmöglich; weil viele Millionen armer Leute keinen festen Wohnplatz haben, und in freier Luft, auf den Straßen, im Felde oder in den Wäl-

bern haufen. Um uns einen Begriff von der Volksmenge ihres Vaterlandes zu geben, zeigten uns die Gelehrten und unser Dolmetscher Leske eine Charte von Japan, die auf einem sehr großen, langen Bogen gezeichnet war. Auf dieser Charte standen nicht nur alle Städte, sondern auch die Dörfer, so daß man vor lauter Namen kaum das Papier sehen konnte. Sie zeigten uns auf dem Wege vom Mimai *) nach Eddo einen Ort, den sie Steppe nennen, weil ein benachbarter Fluß, bei starkem Regen, diesen Ort unter Wasser setzt und zum Bebauen untauglich macht. Diese japanische Steppe ist jedoch so unermesslich, daß die Sänfenträger, die zum Fortkommen der Reisenden dienen, wenn sie des Morgens ihre Wanderung beginnen, bis zum Mittag kein Dorf finden, und nachdem sie ausgeruht, bis zum Untergange der Sonne wieder in der Steppe reisen. Nach ihrer Art, in Sänften zu reisen, müssen sie durch zwei wüste Plätze kommen, von denen jeder ungefähr 18 Werste beträgt: und das nennen die Japaner Steppe! Auch zeigten sie uns einen Plan der Hauptstadt Eddo, und sagten uns, daß ein Mensch in einem Tage nicht von einem Ende derselben bis zum andern gehen könne. Als wir die Japaner um die Volksmenge in derselben fragten, behaupteten sie, daß sie über 10 Millionen enthalte, und ärgerten sich sehr, als wir daran zweifelten. Sie brachten uns den folgenden Tag einen Zettel von einem ihrer Beamten, der in Eddo bei

*) Mimai, eine Stadt an der Tzingarischen Meerenge, 200 japanische Ri (über 800 Werste) von Eddo. Reiset man von Matsmai in die Hauptstadt, so läuft man hier ein,

der Polizei gebient hatte. In diesem Zettel hieß es, daß die Stadt Eddo in ihren Hauptstraßen 280,000 Häuser habe *), und in jedem derselben 30 bis 40 Menschen wohnten. Gesezt, es sind 30, so muß die Zahl der Bewohner sich auf 8,400,000 belaufen. Rechnet man hierzu die Bewohner der kleinen Häuser und Hütten, diejenigen, die in freier Luft wohnen, die kaiserliche Garde, die Wachen der in der Hauptstadt befindlichen Fürsten, ihr Gefolge u. s. w., so muß die Zahl der Einwohner weit über zehn Millionen gehen. Als Beleg ihrer Behauptung führten die Japaner noch an, daß es in Eddo allein 36,000 Blinde gebe **). — Dage-

*) Japanisch: Sodo = Ye, d. h., Häuser, deren Façade auf die Straße geht. Man unterscheidet sie von den kleinen Häusern und Hütten, die nicht in den Straßen, sondern zerstreut in der Stadt umherliegen.

***) Zu den vielen sonderbaren Einrichtungen in Japan gehört auch die Klasse oder der Orden der Blinden, die im ganzen Reiche, mit Bewilligung der Regierung, in eine Gesellschaft vereinigt sind, die ihre Privilegien, Geseze und einen Befehlshaber hat, den sie Fürsten nennen. Diese haben Gehülfen, Schatzmeister u. s. w., die alle blind sind. Sie beschäftigen sich, ihren Fähigkeiten nach, mit verschiedenen Arbeiten, und liefern ihrem Fürsten das dafür gelöste Geld ab, welches in der allgemeinen Kasse aufbewahrt und nach den Regeln der Gesellschaft angewandt wird. Viele Blinde sind Aerzte, besonders in verschiedenen Krankheiten, von denen die Japaner sich in Badstuben heilen; andere sind Tonkünstler. Den Grund zur Stiftung der Gesellschaft der Blinden gab ein tapferer, japanischer Heerführer, der zur Zeit der Bürgerkriege seinen Fürsten und Wohltäter verlor, und von seinem Gegner gefangen genommen wurde. Der Sieger überhäufte diesen Heerführer mit Wohlthaten, und fragte ihn endlich, ob er ihm dienen wolle; allein jener antwortete, daß er zwar seine Gnade erkenne, daß er ihm

gen konnten wir nichts einwenden, und weder den Japanern Recht geben, noch ihre Aussagen widerlegen. Die Angaben können übrigens auch sehr wahr seyn, denn die Stadt kann dem Plane zufolge, und wenn man die engen Straßen berücksichtigt, vollkommen zehn Millionen enthalten, da der größte Durchmesser derselben über 8 japanische Ri, oder 32 bis 35 Werste beträgt. Leske versicherte uns, daß die Stadt, trotz der ungeheuern Größe, sich immer vergrößere, und führte als Beleg hiervon an, daß er während seines Aufenthalts in der Hauptstadt bei einem Kaufmanne gewohnt habe, der mit Steinen zu Fundamenten handelte, und einen beträchtlichen Absatz hatte; da aber die häufigen Feuerschäden in Eddo die Steine doch nicht zerstören können, so wurden sie ohne Zweifel zu neuen Gebäuden gekauft. — Die ungeheure Volksmenge in Japan zwingt arme Leute, oft ihre Kinder bei der Geburt zu tödten, wenn sie schwach oder verwachsen sind. Die Gesetze verbieten diese Ermordungen bei harter Strafe; allein die Regierung untersucht nie streng, woran die Kinder sterben, vielleicht aus politischen Gründen. So geschehen Verbrechen der Art, ohne daß die Eltern zur Verantwortung gezogen werden. — Uebrigens wird der Leser es

aber, weil er seinen vorigen Herrn und Wohlthäter ermordet habe, nicht nur nicht dienen wolle, sondern ihn auch nicht ansehen könne, ohne ein heißes Gefühl nach Rache zu fühlen. Daher wolle er sich der Mittel, die Rache auszuüben, berauben, und riß bei diesen Worten seine Augen aus dem Kopfe, und warf sie dem Sieger vor die Füße. Nach dem Tode dieses Helden stifteten seine Nachkommen den Orden der Blinden, der auch noch jetzt fort dauert.

mir nicht verdenken, daß ich die Bevölkerung Japans nicht aufs Gerathewohl angeben will. Dies ist unmöglich, wenn auch einige Reisebeschreiber keck die Bevölkerung eines Reichs nach der Menge Menschen, die sie in den Straßen der Städte sehen, durch welche sie reisen, bestimmen wollen! —

Der friedliche Zustand eines jeden Reichs hemmt die Fortschritte der Kriegskunst, besonders in Japan, wo die Gesetze fremde Erfindungen einzuführen verbieten, und die eigenen Verbesserungen aus Mangel an Erfahrung und Beschäftigung in der Kriegskunst nur sehr unvollständig sind. Auch erfordert es wenigstens ein Jahrhundert, um eine Neuigkeit in ihrem Kriegssystem einzuführen: strenge Beobachtung der alten Ordnung und Regeln ist ihre unveränderliche Taktik.

Ich habe schon früher erwähnt, daß der Stand der Soldaten erblich in Japan ist. Jeder muß beim Eintritt in den Dienst dem Kaiser einen Eid schwören, den er mit seinem Blute aus der rechten Hand unterzeichnet. Erhält er höhere Grade, so braucht er nicht mehr zu schwören. Es gibt in Japan kaiserliche und fürstliche Soldaten. Jeder Fürst ist verpflichtet, eine festgesetzte Zahl Truppen zu halten, und sie nach Gutdünken des Kaisers zu gebrauchen. Die Stärke der japanischen Kriegsmacht konnten wir nicht erfahren, ja wir wollten unsere Neugierde auch nicht zu weit treiben, um mit unsern ausgebreiteten Kenntnissen über Japan nicht unser Leben hindurch im japanischen Gefängnisse zu sitzen; denn die Japaner hätten unsere häufigen Fragen schlecht auslegen und glauben können, daß wir diese Nachrichten

sammeln, um ihnen zu schaden. Das Mißtrauen der japanischen Regierung zu den Europäern spricht sich noch mehr gegen die Russen, als Grenznachbarn aus.

Die japanische Kriegsmacht besteht aus Artillerie, Infanterie und Kavallerie. Letztere haben wir nicht gesehen, hörten aber, daß die besten Leute zu derselben gewählt würden. Sie haben kostbare Kleider und schöne Pferde, und sind mit Säbeln, Piken und Pistolen bewaffnet.

Die japanische Artillerie ist noch in der größten Unvollkommenheit. Sie ist jetzt fast in demselben Zustande, als sie in Europa zu der Zeit war, da man gegossene Kanonen zu gebrauchen anfing. Die in Japan gegossenen Kanonen sind von Kupfer, und im Vergleich mit dem Kaliber ungeheuer dick. Das Zündfeld wird zum Laden ausgeschraubt; daher laden die Japaner ihre Kanonen äußerst langsam, und schießen nicht eher, als bis alle Artilleristen sich ziemlich weit entfernt haben: dann zündet einer mit einem langen Luntenstocke. Sie können also beim Kanoniren durch den Lärm wohl Wilde in die Flucht jagen, doch nicht Europäer. Die Japaner haben keine Kanonen von großem Kaliber, doch gibt es bei ihnen holländische 18 und 24 Pfünder; eine solche sahen wir auf einer Batterie bei Chakodade. Außerdem gebrauchen sie noch kleine Falkonets, die aber wegen ihrer Dicke äußerst schwer sind; ihre Lafetten sind sehr schlecht und so schwer, daß man sie nur mit der größten Mühe bewegen kann. Die Japaner haben ihr eigenes Pulver, das aus denselben Bestandtheilen, wie das unsrige, besteht, ob aber in demselben Verhältniß, weiß ich nicht.

Ich vermuthete, daß sie zu viel Kohlen hineinthaten, denn der Rauch ist äußerst dick und schwarz. Es gelang uns nicht, ein japanisches Feuerwerk zu sehen, nach ihren Worten aber sind sie sehr geschickt in der Bereitung derselben. Sie beschrieben uns ihre verschiedenen Feuerwerke.

Die japanische Infanterie ist mit Flinten, Pfeilen und Piken bewaffnet: der Säbel und Dolch sind Waffen eines jeden Kriegers. Ihre Flinten und Pistolen haben kupferne, sehr schwere Läufe und kleine Kolben, die sie beim Schießen nicht an die Schulter legen, sondern nah an die rechte Backe halten, und dergestalt zielen. Statt des Feuersteins haben sie eine Lunte im Hahn, die sie, wenn es nöthig ist, anzünden; da man aber beim Laden des Gewehrs sehr vorsichtig seyn muß, damit das Pulver auf der Pfanne nicht zu früh zünde, so geht es mit ihrem Laden äußerst langsam.

Mit dem Pfeile wissen die Japaner besser umzugehen, als mit der Flinte; ihre Piken sind an langen Stangen befestigt, schwer und unbequem zu handhaben.

Die beständige Uniform des japanischen Soldaten besteht in dem kurzen Rocke, den ich früher unter dem Namen *Chauri* beschrieben habe; sie tragen ihn über ihre eigenen Kleider ohne Gürtel. Nur die kaiserlichen Soldaten haben seidene schwarze *Chauri* mit weißen Nähten auf Brust und Rücken. Alle Soldaten der regierenden Fürsten haben besondere Uniformen aus baumwollenem Zeuge, doch alle eines Schnittes. So tragen z. B. die Soldaten des Fürsten von *Nambu* hellblaue *Chauri* mit einem weißen Kreise auf dem Rücken, die

des Fürsten von Tjyngaru schwarze mit einem weißen Viereck u. s. w.

Die Staats- oder Festtags-Kleidung der Soldaten ist sehr kostbar: sie besteht in breiten Hosen und einem kurzen Rocke, der einem Mantelkragen gleicht; beides ist aus einem schönen seidnen Stoffe gefertigt, und mit Gold, Silber oder Seide gestickt. Diese Kleidungen sind von verschiedenen Farben. Sie werden in den kaiserlichen Zeughäusern aufbewahrt, und den Soldaten, wenn es nöthig ist, ausgetheilt. Als unsere Diana im Hafen von Chakodade lag, trugen alle Soldaten in der Stadt ihre Staatsröcke.

Die Kriegskleidung der japanischen Soldaten besteht aus kurzen und breiten Hosen, und einem breiten Kollet oder Jacke, über welche sie auf der Brust, dem Rücken und den Armen Panzer anlegen. Sogar die Beine, vom Gürtel bis zu den Knien, sind gepanzert. Ueber die Panzer tragen sie die oben beschriebenen Chauri, doch nicht in Schlachten. Auf dem Kopfe tragen sie große lackirte Hüte, die gleich den Panzern, aus Metall sind. Die Japaner gebrauchen auch Bisiere, um das Gesicht vor den feindlichen Hieben zu sichern. Die japanische Kriegskleidung ist im Ganzen schwer, und hindert den Soldaten mit der gehörigen Schnelle zu wirken.

Der Sold wird den Soldaten in Reiß bezahlt; nur die auf den Inseln Matsmai, Kunaschir, Iturup und Sachalin befindlichen erhalten einen Theil in Reiß, den andern in Geld. Den größten Theil des Reisses verkaufen sie gewöhnlich, um sich mit andern nöthigen Dingen zu versorgen. Die fürstlichen Soldaten sind bes-

fer bezahlt, als die kaiserlichen; dagegen haben letztere verschiedene Vorrechte.

Ich weiß nicht, ob es immer in Japan gebräuchlich ist, während unseres Aufenthalts auf der Insel Matsmai jedoch, wurden die Soldaten oft im Schießen mit Kanonen und Flinten geübt, und wer zweimal nach der Reihe ins Ziel traf, erhielt eine Geldbelohnung. Die Japaner versicherten uns, daß dies immer eine Regel bei ihnen sey. Ich glaube vielmehr, daß sie sich damals zum Kriege rüsteten, denn da sie uns hinterlistig gefangen hatten, so mußten sie erwarten, daß Rußland sich mit ihnen auf eine oder die andere Art verständigen müsse.

Es gibt in Japan keine bleibenden Heerführer; bricht ein Krieg aus, so ernennt der Kaiser die Haupt-Anführer, und die Fürsten bestimmen die übrigen. Dieser Gebrauch war früher, bis zu der Einführung der regulären Truppen, auch in Rußland üblich. Die japanischen Kriegsbefehlshaber werden im Allgemeinen *Taischo* genannt, und zu dieser Benennung, zur Bezeichnung des Ranges und der Macht, andere Namen beigefügt. Die Hauptanführer sind gewöhnlich Fürsten, die übrigen werden aus dem Adel und den Civil-Beamten gewählt. Daher kann man keine Vergleichung zwischen dem Range der Kriegs- und Civil-Beamten anstellen, wie das bei uns der Fall ist *).

*) Auch in einigen europäischen Staaten kann man diese Vergleichung nicht anstellen, z. B. in England, wo die Staats-secretaire, das erste Mitglied der Admiralität, der Schatzmeister und andere gar keinen Rang zu haben brauchen. In

In dem Ingenieurwesen sind die Japaner eben so unerfahren, wie in den übrigen Theilen der Kriegskunst. Die Festungen und Batterien, die wir bei ihnen sahen, sind so nährisch gebaut, daß die japanischen Ingenieure nicht nur nichts von den Regeln der Kunst wissen, son-

Japan dagegen haben alle Civil-Beamte einen Rang, den sie beibehalten, wenn sie ihres Amtes entlassen werden. Gebraucht man sie bei der Armee, so erhalten sie nach der Bestimmung des Kaisers oder der Fürsten ein Commando, wobei ihr Rang nicht berücksichtigt wird. Die Civil-Beamten nach den Gouverneuren folgen dergestalt auf einander:

1. *Sinmijagu*, Rätbe: sie sind Befehlshaber in den großen Städten der kaiserlichen Provinzen, außer denen, wo es *Bunjo's* gibt.
2. *Schrabijagu*, Gehülfen der *Sinmijagu*: aus ihnen werden die Richter in Civil- und Criminal-Sachen, und die Befehlshaber der kleinern Städte, Seehäfen und Grenzfestungen gewählt.
3. *Notozmi*, Schatzmeister der Provinz, unter dessen Obhut alle Kronsachen stehen.
4. *Schtotjagu*, Befehlshaber in kleinen Orten und Gehülfen der Befehlshaber in großen; auch andere minder wichtige Dinge werden ihnen anvertraut. Beamte dieses Ranges hatten die Aufsicht über uns, und wenn wir von einem Orte nach dem andern geführt wurden, so befehligten sie die Bedeckung.
5. *Saidschiu*, Secretaire oder Kanzleibefehlshaber.
6. *Saidschiu-Istomigada*, Gehülfen der Secretaire oder Untersecretaire.

Die ersten fünf Klassen haben das Recht, im Rathe des Gouverneurs zu sitzen, wenn über wichtige Dinge berathschlagt wird. Wurden wir beim Gouverneur verhört, so waren sie immer zugegen, und saßen ihrem Range nach. Außer diesen Klassen, haben die Japaner noch niederere, nicht nur unter dem Sergeanten (*Kumino-Kassira*), sondern auch unter den Soldaten (*Dossin*), als: die *Jamawari* (Waldknechte?), *Tagagada* (Falkenträger?) und andere.

bern daß es ihnen wahrscheinlich völlig an Erfahrung und gesundem Menschenverstande fehlt. Die Batterie, die den Eingang in den Hafen von Chakodade vertheidigen soll, ist mit Kanonen von sehr kleinem Kaliber versehen, und liegt auf einem Berge, der hundert und funfzig Faden perpendiculaire Höhe hat, und überdem ziemlich weit vom Ufer ist. Beim Anlegen dieser Batterie scheinen die japanischen Ingenieure nicht sowohl an die Vertheidigung des Hafens gedacht zu haben, als an die Artilleristen, um ihnen das Aussetzen zu erleichtern, im Fall der Feind eine Descente machen wollte.

Ehe die japanische Regierung ihren Unterthanen verbot, nach fremden Ländern zu schiffen (am Ende des 16ten Jahrhunderts), hatten die Japaner eine Flotte, die freilich einer europäischen wenig glich. Ihre Schiffe waren groß, nur mit wenigen Kanonen versehen, und konnten viele bewaffnete Leute fassen. Die Bauart derselben war aber keineswegs für den Ocean berechnet, und die Takelage war noch schlechter. Sie hatten, wie es auch jetzt noch auf den Rauffahrteischiffen gebräuchlich ist, nur einen großen Mast und ein ungeheures Segel. Jetzt hat Japan keine Kriegsschiffe mehr, außer einigen Lustjachten, die den regierenden Fürsten gehören. Rauffahrteischiffe dürfen keine Kanonen führen; dies Vorrecht haben bloß die Schiffe des Kaisers, die auch nur allein roth gefärbt seyn können. Wollte die japanische Regierung übrigens eine Kriegsflotte haben, so wäre es sehr leicht, eine nach europäischem Fuße zu bauen, und sie bis zur größten Vollkommenheit zu bringen. Sie brauchen bloß zwei bis drei gute Schiffsbaumeister und eini-

ge Seeofficiere ins Land zu rufen; denn sie haben gute Häfen, alle zum Schiffbau und zur Bewaffnung derselben nöthigen Materiale, eine Menge geschickter Zimmerleute und sehr behende und kühne Matrosen. Das Volk im Allgemeinen begreift leicht und ist gelehrig. Die japanischen Seefahrer, nach europäischem Fuße gemodelt, könnten in kurzer Zeit ihre Flotten den europäischen an die Seite setzen. Es erfordert nicht wenig Kühnheit, auf ihren jetzigen Fahrzeugen in See zu stechen: entfernt sie ein Sturm von der Küste, so zerbricht immer das Steuerruder und der Mast, und das Fahrzeug bleibt dann den Wellen und dem Winde überlassen. Die in den hiesigen Meeren herrschenden Winde wehen entweder von der japanischen Küste, oder längs derselben, daher haben die Seefahrer in jenem Falle in Angst und Verzweiflung bloß den Untergang im Meere, oder Schiffbruch an einer ihnen fremden Küste zu erwarten. Rettet sich einer, so kann er kaum hoffen, sein Vaterland wiederzusehen, da kein Land mit demselben in Verbindungen steht. Auf diese Art litten japanische Schiffe oft an den Küsten von Kamtschatka, und der aleutischen und kurilischen Inseln Schiffbruch; wahrscheinlicher ist es, daß viel mehr im Meere ihren Untergang finden. Wir waren oft Zeuge von der Behendigkeit der japanischen Matrosen; es ist bewundernswürdig, wie geschickt sie ihre großen Böte in den heftigen Brandungen und den reißendsten Strömen in den Mündungen der Flüsse, die ins Meer fallen, und wo Ebbe und Fluth heftig wirken, zu regieren wissen. Von solchen Matrosen kann man alles erwarten. — Für ihren gefährlichen und

mühsamen Dienst werden sie gut bezahlt; allein sie sind Verschwender, wie die englischen Matrosen, denn das Geld, das sie in vielen Monaten mit Gefahr ihres Lebens erwerben, vergeuden sie in einigen Tagen in Trinkhäusern und an Frauenzimmern, die ihre Reize feil bieten.

IX.

Völker, die den Japanern Tribut zahlen,
und Colonien.

Vor ungefähr zwei Jahrhunderten wurden die Koreer *) und die Bewohner der Liko-Inseln **) von den Japanern besiegt, erklärten sie abhängig, und verpflichteten sich einen Tribut zu zahlen, den die japanischen Kaiser auch jetzt jährlich erhalten. Dieser Tribut ist, nach den Worten der Japaner, sehr unbedeutend, und wird von den japanischen Kaisern nicht sowohl des Gewinns we-

*) Die Japaner nennen Korea eben so, die Bewohner Korea-sin.

**) In Japan nennt man diese Inseln Dschu-jin-kin. Sie liegen südlich von Japan unter 26° nördlicher Breite und 128½° östlicher Länge von Greenwich.

gen erhoben, als vielmehr um mit ihrer Macht zu prunken. Daher muß der Thronerbe des Herrschers von Korea auch immer am japanischen Hofe leben, und als Geißel für die Treue jenes Fürsten dienen. Die Japaner behandeln ihn gut, und lassen ihm alle seinem Range zukommende Ehre wiederfahren. An der Küste von Korea haben die Japaner eine Festung mit einer zahlreichen Garnison, um das Volk zu beobachten, welches in der japanischen Regierung um desto mehr Mißtrauen erregt, da es zu gleicher Zeit von den chinesischen Kaisern abhängig ist, und ihnen Tribut zahlt. Um sich gegen die Bewohner von Korea sicher zu stellen, halten die Japaner eine beträchtliche Armee auf einer Insel in Bereitschaft, die zwischen Japan und Korea liegt, und an der Süd-West Seite eine stark besetzte Stadt und einen guten Hafen hat. Auf dieser Insel befehligt ein *D bunjo*, der mit dem Gouverneur von *Watsmai* eines Ranges ist; die japanische Festung an der Küste von Korea ist ihm auch untergeben. Wenn die japanischen Kaiser auch nicht viel Vortheil von dem Tribute ziehen, den die Koreer ihnen zahlen, so ist der Handel mit ihnen für Japan doch äußerst vortheilhaft. Die Japaner erhalten aus Korea viele Arzneimittel, süße Kartoffeln, die Wurzel *Dschin-sen*, Elfenbein und verschiedene chinesische Produkte, und liefern dagegen gesalzene und getrocknete Fische, Muscheln, Seekohl und einige Erzeugnisse ihrer Fabriken.

Was die Bewohner der *Liko*-Inseln betrifft, so zahlen sie dem japanischen Kaiser nicht nur Tribut, sondern sind ihm auch völlig unterthan; denn obgleich sie

ihren Herrscher, ihre Religion und ein eigenes Oberhaupt derselben haben, und nach ihren eigenen Gesetzen gerichtet werden, so können sie doch nicht die mindeste Neuerung bei sich einführen, oder mit Ausländern in Verbindung treten, ohne die Erlaubniß der japanischen Regierung dazu erhalten zu haben.

Die Japaner sagten uns, daß die Liko-Inseln sehr bevölkert seyen, und einen beträchtlichen Flächenraum einnehmen. Die Likoer sind gutartig, sanft und furchtsam, und gleichen mehr den Chinesen als den Japanern. Ihre Sprache hat einige Aehnlichkeit mit der chinesischen. Die Inseln erzeugen viele Gewächse, die auch in Japan und China zu Hause sind. Die Japaner liefern ihnen Metall-Waaren, lackirtes Geschirr, gesalzene und getrocknete Fische, Seeohr, europäische Waaren, die ihnen die Holländer zuführen, und chinesische Produkte, und erhandeln dagegen Thee, Tabak, Seide, Baumwolle und einige Erzeugnisse ihrer Gewerbe.

Die Inseln Matsmai, Runaschir, Iturup und Sachalin kann man japanische Colonien nennen; doch zur Ehre der Japaner sey es gesagt, daß nicht Eroberungsgeist und Habsucht, sondern bloß Noth sie antrieb, sich auf fremden Boden niederzulassen. Vor ungefähr vierhundert Jahren kaufte ein japanischer Fürst von den Eingebornen von Matsmai einen Theil der südwestlichen Küste dieser Insel, der auch jetzt noch das japanische Land heißt, und in welchem man in den vielen japanischen Dörfern nicht eine Hütte findet, die einem Ureingebornen gehörte. Den übrigen Theil der Insel nennen die Japaner *Linu-kfuni* oder Land der

wahrscheinlich kein anderes Land, als ihre Inseln kannten, und selbst Kamtschatka und Japan für Eilande hielten *). Sich selbst nennen die Kurilen aller Inseln, Matsmai mit inbegriffen, *Linu*, was in ihrer Sprache manchmal Mensch bedeutet; um die Bewohner der verschiedenen Inseln von einander zu unterscheiden, fügen sie jenem Worte den Namen der Insel bei, z. B. *Kunafchiri-Linu*, *Iturpu-Linu* u. s. w., d. h. Leute von *Kunafschir*, *Iturup*. Als sie aber zum Erstenmal Fremde sahen, schienen sie zu zweifeln, ob es auch *Linu*, d. h. Leute wären, denn sie gaben ihnen diese Benennung nicht, sondern nannten sie nach den Namen der Ankömmlinge: *Rusko*, Russen, und *Nippono*, Japaner. Die Kurilen kennen nur diese zwei Völker. Die Sprache der Bewohner aller kurilischen Inseln, außer einigen Stämmen auf dem südlichen Theile vom *Matsmai*, ist gleich, einige Worte und die Benennungen der Dinge abgerechnet, die die nördlichen Kurilen zuerst von den Russen, und die südlichen von den Japanern erhielten, denn mit dem Gebrauch jener Dinge nahmen erstere auch die russischen, und letztere die japanischen Benennungen derselben an. Was die Bewohner der südlichen Hälfte von *Matsmai* betrifft, so bemerkt man, daß, obgleich viele fremde und besonders japanische Worte in ihrer Sprache gebräuchlich sind, die Ursprache

*) Die Bewohner der Inseln des Süd-Oceans haben bloß Namen für jede Insel, nicht für die Inselgruppe oder den Archipel, weil sie das Daseyn anderer Länder kaum vermuthen, ihre Inselgruppen also von andern nicht zu unterscheiden brauchen.

kurilisch war. Der Kurile Alexei, unser Gefährte in der Gefangenschaft, unterhielt sich oft mit ihnen, und obgleich er sie nur mit Mühe verstand, so traf es sich doch nie, daß er sie nach einiger Erklärung nicht begriffen hätte, mit Einem Worte, die Sprachen der Bewohner Matsmai's und der übrigen kurilischen Inseln gleichen sich viel mehr als die russische und polnische. Das Aeußere der Bewohner Matsmai's und der übrigen kurilischen Inseln zeigt deutlich, daß sie eines Stammes seyen; die Gesichtszüge, die außerordentlich bräunliche Farbe des mit Haaren bedeckten Körpers*), die schwarzen glänzenden Haare und der Bart, kurz alles deutet auf einen gemeinschaftlichen Ursprung. Der einzige Unterschied zwischen beiden besteht jetzt darin, daß die Ainu von Matsmai hübscher, stärker und behender sind, als die Kurilen, wozu vielleicht thätiges Leben und Ueberfluß an guter Nahrung viel beigetragen haben; denn seit vier Jahrhunderten handeln die Japaner mit ihnen, und führen ihnen nicht nur Reis, sondern auch Luxusartikel, als: Tabak, Sagi und andere Dinge zu. Die übrigen Kurilen dagegen, besonders die nördlichen, leben in Dürftigkeit, nähren sich von Wurzeln, See-thieren und wilden Vögeln, an denen sie zwar keinen Mangel leiden, allein Trägheit hindert sie oft, die nöthigen Vorräthe zu machen, daher bringen sie oft meh-

*) Die Russen nennen die Bewohner der nördlichen kurilischen Inseln Kurilen, die der südlichen behaarte Kurilen, weil ihr Körper ganz mit Haaren bedeckt ist. Die nördlichen Kurilen geben jedoch den südlichen hierin nichts nach. Unser Alexei, der von einer der nördlichen Inseln gebürtig war, war mehr behaart, als viele Bewohner von Matsmai.

rere Tage ohne Speise in Müßiggang und Schlaf zu. Sogar die Sitten zeugen dafür, daß die Ainu und Kurilen Ein Volk sind.

Die von Rußland abhängigen Kurilen sind zwar getauft, haben aber keinen andern Begriff von der Religion, als daß sie sich in Gegenwart von Russen kreuzigen, und vor den Heiligenbildern bücken müssen, die sie sonst wohl mit den Kreuzen in einen Winkel werfen, oder ihren Kindern zum Spielen geben. Sehen sie Russen, so legen sie ihre Kreuze an, und geben den Bildern den Ehrenplatz in ihren Erdhütten; übrigens kann man auch weder erwarten noch fordern, daß sie einer fremden Religion zugethan seyn sollten, in welcher sie niemand unterrichtet. Die Priester besuchen sie einmal im Jahr, und das nicht immer; von Russen sahen sie fast nur Promyschlenniks, rohe und dem Trunke ergebene Menschen, die ihnen durch ihre Aufführung und ihr grausames Betragen gegen sie keine vortheilhafte Meinung von ihrer Religion einflößen. Daher sind die Kurilen, obgleich sie sich vor den Russen stellen, als ob sie keine Religion, außer der christlichen kennen, doch ihrem alten Glauben zugethan. Unser Kurile Alexei wollte nicht bekennen, daß seine Landsleute die christliche Religion nicht sehr verehren, er sagte bloß, daß die Greise den Glauben ihrer Väter für den wahren hielten, und daß dieser dem der Bewohner Matsmai's, von welchem ich weiter unten reden werde, gleiche. In einem unaufgeklärten Volke werden junge Leute sicher dasjenige nicht achten, was alte verachten. In andern unnützen Dingen ahmen die Kurilen uns gern nach; so scherzen sie z. B. ihre Bärte, und tragen lange Zöpfe

Die *Uinu* *) dagegen tragen Bärte und scheren ihr Haar rund, wie die russischen Fuhrleute, nur etwas kürzer. Unsere *Kurilen* tragen russische Kleider von allen Schnitten, wie sie dieselben erhalten, für die *Uinu* hingegen bereiten die Japaner eine besondere Kleidung nach japanischem Schnitt aus einem Zeuge von Hanf, welches unserm groben ungebleichten Segeltuche gleicht. Die Ältesten erhalten baumwollene und seidene Kleider; zeichnet sich einer unter ihnen aus, so belohnt die japanische Regierung ihn mit einem kostbaren, mit Gold und Silber gestickten Kleide, oder mit Säbeln in silbernen Scheiden. Die *Kurilen* und *Uinu* schmücken sich gern mit Kleinigkeiten, die die erstern von uns, und die letztern von den Japanern erhalten; doch auch jetzt noch ist es bei ihnen gebräuchlich, daß die Frauenzimmer ihre Lippen und Augenbraunen blau färben. Auch in Höflichkeitsbezeugungen, Gesängen, Tänzen u. s. w. erkennt man den gemeinschaftlichen Ursprung der *Kurilen* und *Uinu*.

Als die Japaner die *Uinu* unterwarfen, ließen sie die wichtigsten Rechte der Menschen unangetastet: freie Uebung der Religion ihrer Voreltern, eigene Gesetze und Vollzieher derselben, eigene Kleidung und Gebräuche im gesellschaftlichen Leben. Sie erlaubten ihnen in besondern Dörfern unter der Verwaltung erwählter, und von den japanischen Beamten bestätigter Oberhäupter zu leben.

Die Regierung hat verordnet, daß die *Uinu* für keinen Japaner, selbst nicht für die Krone, ohne Zah-

*) So nenne ich die Bewohner der südlichen kurilischen Inseln, die von den Japanern abhängig sind, um sie von unsern *Kurilen* zu unterscheiden.

lung arbeiteten. Für jede Arbeit ist ein Preis festgesetzt, mit dem sie jedoch nicht zufrieden sind, weil er ihrer Mühe nicht entspricht.

Die Aïnu leben im Winter in Jurten oder Erdhütten, im Sommer in Strohthütten, in welchen sie weder Bänke noch Stühle haben, sondern auf dem Boden auf Gras oder japanischen Matten sitzen. Ihre Nahrung besteht in Reis, den ihnen die Japaner liefern, in Fischen, Seethieren, Seekohl, wilden Kräutern und Wurzeln. Viele haben, nach Art der Japaner, Gärten, andere beschäftigen sich mit der Jagd: sie erlegen mit Pfeilen und Spießern Bären, Hirsche und Hasen, fangen Vögel und essen auch Hunde. Die Aïnu sind überhaupt äußerst unrein. Wir sahen mehrmals mit Abscheu, wie sie kleine Thierchen aus den Haaren nahmen, und sie wie Nüsse zwischen den Zähnen zerknackten. Sie waschen Hände und Gesicht, oder den Körper nur dann, wenn sie einer Arbeit wegen ins Wasser gehen, die Kleider waschen sie niemals. Hierin sind sie also sehr von den Japanern verschieden.

Ihre Kleider, wie ich früher erwähnte, erhalten sie von den Japanern; im Winter aber tragen sie Pelze, die sie aus den Fellen der Thiere, die ihnen zur Nahrung dienen, besonders aus denen der Bären und Hunde bereiten, und das Fell auswärts tragen.

Polygamie ist bei ihnen erlaubt: sie haben zwei bis drei Weiber, und die Ältesten noch mehr. Trift es sich, daß ein Ältester mehrere Dörfer verwaltet, so hat er in jedem Dorfe eine Frau in Bereitschaft. Ihre Kinder lernen nichts, außer der Jagd und dem Fischfange, dem Schießen mit Pfeilen und der nothwendigen Hausarbeit.

Sie haben keine Schrift, also auch keine geschriebenen Gesetze, alles wird mündlich von einer Generation zur andern fortgepflanzt.

Sie leben in einer bewunderungswürdigen Eintracht unter einander, und sind überhaupt friedlich und gut-herzig, gastfreundlich, dienstfertig und höflich. Um zu grüßen, führen sie beide Hände mit ausgespreizten Fingern ans Gesicht, lassen sie langsam an den Bart herabsinken, biegen zu gleicher Zeit den Kopf etwas, sehen demjenigen scharf in die Augen, dem der Gruß gilt, und wiederholen ihn zwei- bis dreimal, wenn sie eine ehrwürdige Person grüßen. Der gänzliche Mangel an Schimpfworten in ihrer Sprache zeugt für die Sanftheit ihrer Sitten. Unsere Kurilen sagten uns, daß wenn sie sich über jemand ärgern, sie ihn einen ungeschickten oder unbeholfenen nennen; wollen sie ihn noch mehr schimpfen, so nennen sie ihn einen Narren; einen wahren Taugenichts nennen sie Hund. Ist ein Kurile so aus der Fassung, daß alles dies ihm nicht genügt, so nimmt er seine Zuflucht zu russischen Schimpfworten, die die Promyschlenniks bei ihnen eingeführt haben.

Sie sitzen auf dieselbe Art, wie die Japaner, d. h. mit kreuzweis unter einander geschlagenen Füßen, wie unsere Schneider. Sie sind große Liebhaber von Tabak und starken Getränken; den erstern verkaufen ihnen die Japaner in beliebiger Menge, letztere jedoch nur in bestimmtem Maße, welches niemand überschreiten darf, damit diese schädlichen Getränke nicht Krankheiten, Hader und Verbrechen unter ihnen erzeugen.

Die japanische Regierung erlaubt den Ainu nicht, Pulver und Feuertgewehre zu gebrauchen. Ihre Waffen

bestehen daher bloß in Säbeln, Speißen und Pfeilen. Letztere bestreichen sie manchmal mit dem giftigen Saft des Speerkrauts (*ranunculus flammula*), und dann pflegt die Verwundung tödtlich zu seyn.

Die *Ainu* haben kein fröhliches Aeußere, sondern scheinen mehr traurig und niedergedrückt, doch lieben sie Gesang und Tanz. Der erstere ist äußerst unangenehm, und der letztere besteht aus bloßen Verrenkungen des Körpers.

Sonne und Mond sind ihre Gottheiten. Sie haben aber weder Tempel noch Priester, oder irgend ein geistliches Gesetz. Sie glauben an zwei Geister, den guten und bösen. Den erstern rufen sie an, durch ein Bund Schoten, die sie auf ihren Wohnungen aufstellen. Sie beschäftigen sich so wenig mit ihrem Glauben, daß die Japaner lange nicht wußten, ob sie eine Gottheit hätten oder nicht.

Der Hauptvortheil, den die Japaner von den Niederlassungen auf den südlichen kurilischen Inseln und Sachalin ziehen, erwächst aus dem ergiebigen Fischfange. Man fängt in großer Menge an den Küsten: Heringe, Stockfisch, Makarel, Kischutsch, Neeka, Gorbuscha, Kunscha (Lachsarten), Golzy, Schollen und viele andere Fischarten, deren Namen mir unbekannt sind. Von Seethieren gibt es: Wallfische, Nordkaper, Meerschweine, Seelöwen, Seebären, Seeottern und Seehunde. Muscheln und Seeohl werden auch in großer Menge gesammelt. Unter den Muscheln gibt es eine Art, die unsere Kurilen *Baidarki* (Vöte) nennen, und die von den Japanern, Chinesen und Koreern sehr geschätzt werden,

da sie den Liebhabern des schönen Geschlechts als stärkendes Mittel dienen. Sie werden daher theuer verkauft.

Die Wälder auf Matsmai und den übrigen den Japanern gehörigen Inseln, bringen ihnen keinen geringen Vortheil, der sich in der Zukunft noch vermehren muß. Es wachsen hier: Eichen, Tannen, Fichten, der sogenannte riechende Baum (eine Art Cypresse), Birken, Linden, verschiedene Arten Pappeln, Ahorn, Ebereschen, Vogelkirschbäume und viele andere.

Von vierfüßigen Thieren gibt es auf diesen Inseln, und besonders auf Matsmai: Bären, Wölfe, Füchse, Hasen, Hirsche, wilde Ziegen, Zobel und Feldmäuse; im Sommer halten sich von Vögeln Gänse, Enten und Schwäne dort auf. Uebrigens findet man auch dieselben Arten gewöhnlicher und See-Vogel, als in Kamtschatka.

Die Japaner versicherten uns, daß die matsmaischen Berge Gold-, Silber und Blei-Minen enthalten, die Regierung es aber für nicht nöthig erachte, die ersten zwei zu bearbeiten; Blei erhalten die Japaner jetzt aus einem Bergwerke, welches westlich von der Stadt Matsmai in einer Entfernung von 18 japanischen Ri (oder 75 Werste) liegt.

Die Insel Sachalin nennen die Japaner Karafuta, weil sie auch so von den Eingebornen genannt wird; dem südlichen Ende von Sachalin geben diese den Namen Eschoka, was wahrscheinlich vielen Veranlassung gab, die ganze Insel so zu nennen. Bis zur Ankunft von La Peyrouse hatten die Japaner keine Befestigungen auf Sachalin, sondern besuchten es bloß, um mit den Eingebornen zu handeln. Als jener Seefahrer aber mit zwei Fregatten an der Küste erschien, fürchteten sie,

daß die Europäer sich niederlassen wollten, besetzten den südlichen Theil von Sachalin, und stellten der chinesischen Regierung die Gefahr vor, die sie bedrohe, wenn die Europäer hier ihre Nachbarn würden. Auf diese Art kamen beide Völker überein, die Insel unter sich zu theilen, um die Europäer zu verhindern, Besitz davon zu nehmen; seit der Zeit gehört der nördliche Theil den Chinesen, der südliche den Japanern.

Vom Klima, der Güte des Bodens und den Erzeugnissen von Sachalin, kann man fast dasselbe sagen, was ich von Matsmai anführte; auf Sachalin jedoch ist, seiner geographischen Lage nach, der Winter kälter und der Sommer schlechter, als auf Matsmai.

Die Japaner versicherten uns, daß die Bewohner der südlichen Hälfte von Sachalin, die die Japaner Karasta-Linu nennen, in vielem den Kurilen gleichen, und daß diese Gleichheit, besonders in der Sprache, darauf hindeute, daß beide einst ein Volk bildeten. Als ich La Peyrouse's Sammlung sachalinischer Worte mit meinem kurilischen Lexicon verglich, fand ich, daß durch eine außerordentliche Menge ganz gleicher Worte, die Behauptung der Japaner außer Zweifel gesetzt wird.

Die Bevölkerung der den Japanern unterworfenen kurilischen Inseln und Sachalins anzugeben, finde ich unmöglich, denn die Japaner, mit denen wir umgingen, wußten es selbst nicht, oder wollten es uns nicht sagen. Auf's Gerathewohl oder nach Muthmaßungen eine Zahl bestimmen, halte ich für thöricht. Dasselbe gilt auch von den Einkünften des japanischen Reichs.

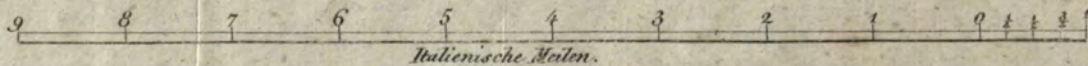


PLAN
 der an der südlichen Seite der kurilischen In-
 sel Kunaschir gelegenen
BAY DES VERRATHS.

*Also benannt vom Capitain Rakord nach der Gefangen-
 nehmung des Befehlshabers der Diana Capit. Golownin.*

Breite des Ankerplatzes 43° 44' 25" N.

*Länge des Ankerplatzes 145° 9' 46" 0.
 von Greenwich.*



zum II Theile gehörend.

B e r i c h t

des

Flott-Capitains Mikord

von

seiner Fahrt an den japanischen Küsten,

in

den Jahren 1812. und 1813.

und

von seinen Unterhandlungen mit den Japanern.

Es war den 11. July des Jahres 1811. um 11 Uhe
Vormittags, und wenn man nach altem Gebrauch das
Jahr mit dem September anfängt, auch im 11ten Mo-
nate, als jene unglückliche Begebenheit sich ereignete,
die aus dem Gedächtniß der Mannschaft der Diana
wohl unvergilgbar ist, und deren Rückerinnerung das
Herz mit Wehmuth füllt. Wie sehr uns die Gefangen-
nehmung des Capitains Golownin überraschte, ist
dem Leser bekannt. Sie stürzte uns in Kummer und
Verzweiflung, und zerstörte die reizende Aussicht, mit
der wir uns beim Anfange der Expedition geschmeichelt
hatten, nämlich, noch in diesem Jahre in unser Vater-
land zurückkehren zu können. Jetzt aber, da der harte
Schlag des Schicksals uns von unserm würdigen und
geliebten Anführer, von unsern theuren Gefährten ge-
trennt hatte, jetzt dachte niemand mehr an eine Rück-
kehr zu seinen Verwandten und Freunden. Wir setzten
unser Vertrauen auf Gott, und beschloffen einmüthig,
die japanische Küste nicht eher zu verlassen, bis wir un-
sere Gefährten, im Fall sie noch lebten, errettet, oder
wenn die Japaner sie schon getödtet, bis wir eine ge-
rechte Rache an ihren Mördern geübt hätten.

Als Capitain Golownin mit seinen Gefährten die
Diana verlassen hatte, verfolgte ich ihn mit dem Fern-

Besatzung der Diana betrug nur 51 Mann; daher waren wir viel zu schwach, um eine Landung unternehmen oder etwas Entscheidendes zur Befreiung unserer unglücklichen Gefährten wagen zu können. Der Verlust des geliebten und verehrten Anführers, der während einer langen gefahrvollen Seereise mit der größten Sorgfalt für das Wohl der Mannschaft gewacht hatte; der Verlust der übrigen Gefährten, die durch Hinterlist aus der Mitte ihrer Freunde gerissen und vielleicht auf eine grausame Art hingerichtet waren — dies erbitterte Alle auf der Diana bis zu einem hohen Grade. Jeder ward mit Heldenmuth beseelt; alle brannten vor Begierde die Stadt zu stürmen, um mit rächender Hand Freiheit zu bringen, oder die Treulosigkeit der Japaner zu züchtigen und rühmlich zu fallen. Mit diesen Leuten und solchen Gesinnungen war es nicht schwer, die Japaner nachdrücklich anzugreifen; allein dann wäre die Diana ganz ohne Schutz geblieben und hätte von ihnen verbrannt werden können. In diesem Falle wäre unser Schicksal in Rußland ganz unbekannt geblieben, und die eingesammelten Nachrichten über die südlichen kurilischen Inseln, so wie die, Zeit und Mühe kostende, Bestimmung ihrer geographischen Lage, wären unbenutzt verloren gegangen. — Wir entfernten uns vom Lande, und legten das Schiff in einer solchen Entfernung vor Anker, daß die feindlichen Kugeln es nicht erreichen konnten. Nun beschloßen wir unserm Kapitein zu schreiben, ihm unser Leidwesen über seinen Verlust und den unserer Gefährten zu bezeugen, und wie sehr das Betragen des Befehlshabers von Kunaschir alles Völ-

ferrecht verletze, und ihm zu melden, daß wir jetzt nach Dhotzk segelten, um der Regierung den Vorfall zu hinterbringen, und daß wir alle auf dem Schiffe bereit wären zu sterben, im Fall es kein anderes Mittel zu ihrer Befreiung gebe. Der Brief wurde von allen Offizieren unterschrieben und in das Lönnehen auf der Rhebe gelegt. Gegen Abend warpten wir uns noch weiter vom Lande, und brachten die Nacht unter den Waffen zu, um uns gegen Ueberfall zu sichern.

Am Morgen sahen wir durch die Fernröhre, daß die Einwohner ihre Habe auf Packpferden aus der Stadt schafften, wahrscheinlich weil sie fürchteten, wir möchten sie anzünden. Um 8 Uhr übernahm ich mit schwerem Herzen, als ältester im Range, durch einen von mir erlassenen Befehl, das Commando über das Schiff, und forderte von allen übrig gebliebenen Offizieren ein schriftliches Gutachten über die Mittel, die wir zur Befreiung unserer Kameraden anzuwenden hätten. Es wurde allgemein beschlossen, die Feindseligkeiten aufzugeben, die das Schicksal der Gefangenen nur verschlimmern und die Japaner vielleicht bewegen könnten, sie zu tödten, im Fall es noch nicht geschehen, und nach Dhotzk zu segeln, um der Regierung den Vorfall zu melden, und es ihr zu überlassen, die besten Mittel zu bestimmen, die Gefangenen zu befreien, wenn sie noch lebten, oder die Hinterlist und Verletzung alles Völkerrechts zu züchtigen, wenn sie ermordet wären.

Mit dem Anbruch des folgenden Tages schickte ich den Steuermannsgehülfen Srednoj ab, um in dem Lönnehen auf der Rhebe nachzusehen, ob man unsern

Brief herausgenommen habe. Er hatte es noch nicht erreicht, als er in der Stadt trommeln hörte und zurückkehren mußte, weil er befürchtete angegriffen zu werden. Wir sahen wirklich eine Baidare vom Ufer stoßen; allein sie kehrte bald zurück und ließ ein anderes Tönchen mit einem schwarzen Wimpel nach. Wir lichteten sogleich die Anker, um uns der Stadt zu nähern und ein Boot abzuschicken, jenes Tönchen näher in Augenschein zu nehmen, ob es nicht einen Brief oder sonst etwas enthalte, was uns über das Schicksal unserer Gefährten Aufschluß geben könnte; allein wir bemerkten bald, daß dieses Tönchen durch einen Strick am Ufer befestigt war und allmählig zurückgezogen wurde, um unser Boot dergestalt näher zu locken und sich denselben zu bemächtigen. Wir warfen sogleich wieder die Anker aus. Bei der geringsten Möglichkeit schmeichelten wir uns mit der Hoffnung, von dem Schicksale unserer unglücklichen Gefährten etwas zu erfahren, denn seit dem Augenblicke ihrer Gefangennehmung hatten wir nicht das mindeste von ihnen gehört. Von der einen Seite glaubten wir, daß die asiatische Rachsucht, bei so feindlichen Gesinnungen, die Gefangenen nicht lange verschonen würde; von der andern, daß die japanische Regierung, deren Weisheit jedermann preist, sich nicht an sieben Menschen rächen würde, die in ihre Gewalt fielen. Dergestalt in Ungewißheit schwebend, konnten wir nichts besseres ersinnen, als den Japanern zu zeigen, daß wir unsere Gefährten lebend glaubten, und uns nicht vorstellen könnten, daß das Leben der Gefangenen in Japan nicht minder erhalten werde, als in

den

den übrigen aufgeklärten Staaten. Ich schickte daher den Midshipman Filatow in ein auf dem Vorgebirge befindliches, verlassenes Dorf, mit dem Befehl, die den Offizieren gehörige und mit Aufschriften versehene Wäsche, Scheermesser und einige Bücher, und die Kleider der Matrosen in demselben zurückzulassen.

Den 14ten verließen wir mit schwerem Herzen die Bay, die mit Recht von den Offizieren der Diana Bay des Verraths genannt wurde, und steuerten gerade nach Dhotzk, immer von undurchdringlichen Nebeln umhüllt. Dies war die einzige Unannehmlichkeit, die wir auf unserer Fahrt hatten; die Winde waren günstig und gemäßigt. Der heftigste Sturm aber tobte in meiner Seele, als wir wegen zu schwacher Winde einige Tage im Angesichte der Küste von Kuna schir schiffen mußten! Ein schwacher Strahl von Hoffnung erheiterte mich oft; ich währte, daß wir von unsern Gefährten nicht auf immer getrennt wären, und besah vom Morgen bis zum Abend durch das Fernrohr die Küste, hoffend daß vielleicht einer derselben sich auf einem Rahne aus der Gefangenschaft gerettet habe. Als wir aber das Land aus dem Gesichte verloren, und im unermesslichen Ost-Ocean unsere Aussicht durch die dicken Nebel nur auf einige Faden beschränkt war, bemeisterten sich die finstersten Bilder meiner Seele. Ich bewohnte dieselbe Kajüte, die mein Freund Solown in fünf Jahre lang bewohnt hatte, und in welcher viele Dinge noch an demselben Orte standen, wie er sie am Tage seiner Fahrt an die unglückliche Küste geordnet hatte; alles dies erinnerte lebhaft an seine Gegenwart. Die Offiziere

re, die mit Berichten zu mir kamen, nannten mich oft aus Gewohnheit bei seinem Namen, und erneuerten durch diesen Irrthum jedesmal den Kummer, der mir und ihnen Thränen auspreßte. Welche Marter! Vor Kurzem, dacht' ich, unterhielt ich mich noch mit ihm von der Möglichkeit, das gute Vernehmen mit den Japanern wieder herzustellen, welches ein unbesonnener Mensch zerstört hatte, und in dieser Hoffnung freuten wir uns, unserm Vaterlande nützlich seyn zu können: doch das Schicksal hatte es anders beschlossen! Golownin saß nun mit zwei ausgezeichneten Offizieren und vier Matrosen bei einem Volke gefangen, welches man in Europa nur durch seine grausamen Verfolgungen gegen die Christen kennt. Peinliche Muthmaßungen über meiner Gefährten Schicksal brachten mich während der Reise fast bis zur Verzweiflung.

Nach einer glücklichen Fahrt von 16 Tagen stieg endlich Schoßk vor uns aus dem Meere. Die neuerbaute Kirche ist höher und hübscher als alle übrigen Gebäude *). Die niedrige Erdzunge, oder vielmehr die Sandbank, auf welcher die Stadt erbaut ist, sieht man vom Meere ganz zuletzt.

Um schneller Nachricht aus dem Hafen zu haben, ließ ich beim Aufziehen der Flagge eine Kanone lösen, und in Erwartung eines Lotsen beilegen. Bald darauf schickte uns der Hafen-Commandeur den Lieutenant

*) Schon sehr lange hatten wir den Trost entbehrt, ein Gotteshaus zu sehen. Der Anblick desselben hat für jeden Seefahrer, besonders den unglücklichen, etwas erbebendes, und nimmt ihn für die Bewohner des neuen Hafens ein.

Schachow mit dem Auftrage, uns den besten Ankerplatz anzuweisen. Nachdem ich das Schiff vor Anker gelegt, fuhr ich nach Ochotzk und stattete dem Hafen-Commandeur, Capitain Minizky, mit dem auch Solownin, seitdem wir zusammen auf der englischen Flotte gedient hatten, durch enge Freundschaftsbande verknüpft war, Bericht ab von dem Unglücke, welches wir an der japanischen Küste erlitten. Er nahm den aufrichtigsten Theil an unserm Leidwesen, und erleichterte einigermassen durch seinen weisen Rath und Hülfe den Kummer, den mir der Gedanke verursachte, daß die höchste Behörde nach meinem Berichte im ersten Momente vielleicht schließen könnte, daß ich nicht alles that, was in meinen Kräften stand, um Solownin zu befreien.

Da mein Aufenthalt in Ochotzk während eines langen Winters für den Dienst ganz unnütz war, so reiste ich mit Bewilligung des Capitains Minizky im September nach Irkuzk, mit der Absicht, von da nach Petersburg zu gehen, um dem Seeminister den Vorgang der Sachen zu berichten, und seine Entscheidung zu einer Reise nach den japanischen Küsten zu erlangen, um unsere Landsleute aus der Gefangenschaft zu reissen.

Hiermit endete eine Fahrt, die so viele Mühe und Opfer gekostet hatte, und die wir mit dem tröstlichen Gedanken bestanden, daß wir, die Befehle der Regierung erfüllend, neue Kenntnisse von entfernten Orten verbreiteten, und nach unserer Rückkehr im Kreise unserer Freunde ausruhen könnten — doch alle Hoffnungen wurden zerstört!

Ich mußte in einem Winter die Reise nach St. Petersburg und zurück nach Schotzk beenden, daher war ich genöthigt, um keine Zeit zu verlieren, von Jakutzk (wo ich am Ende des Septembers anlangte) zu Pferde nach Irkutzk zu reisen, was ich in 56 Tagen vollbrachte. Dieser Ritt war 3000 Werste lang. Ich muß jedoch gestehen, daß diese Landreise die schwierigste von allen Reisen war, die ich bisher bestanden: das vertikale Stoßen des Pferdes ist für einen Seemann, der an das Wiegen der Wellen gewohnt ist, äußerst martervoll. Da ich sehr eilte, so wagte ich es manchmal, zwei große Stationen, jede von 45 Wersten, in einem Tage zurückzulegen, dann waren aber auch alle Knochen wie zermalmt, und selbst die Kinnbacken versagten ihren Dienst. Ueberdem ist der Herbstweg von Jakutzk nach Irkutzk, auch nur zu Pferde zu machen und äußerst gefährlich. Man reist meistens auf Fußstegen auf steilen Abhängen, die die Ufer der Lena bilden. An vielen Stellen bedecken sich die von ihnen herabströmenden Bäche mit sehr glattem Eise, von den Bewohnern der Lena Nakiyen genannt, und da die jakutzkischen Pferde gewöhnlich nicht beschlagen sind, so fallen sie fast immer auf dem Eise. Einst bemerkte ich einen gefährlichen Nakiyen nicht, und da ich ziemlich schnell ritt, so stürzte ich vom Pferde, konnte meine Füße nicht aus den Steigbügeln befreien, rollte mit dem Pferde den Abhang hinab, und bezahlte meine Unvorsichtigkeit mit einer Beschädigung am Fuße. Ich danke der Vor-
 sehung, daß ich nicht mit dem Halse hatte büßen müssen. Ich rathe jedem, der auf diesem Eiswege zu

Pferde reisen muß, sich nicht in Gedanken zu vertiefen, denn die dortigen Pferde haben die üble Gewohnheit, immer den Abhang hinaufzuklettern, kommen sie dann auf einen Klippen, so kann man im Fall eines Sturzes mit dem Pferde den Gedankenschweren Kopf nicht verbürgen.

Bei meiner Ankunft in Irkutsk wurde ich vom Civil-Gouverneur Nicolai Iwanowitsch Treskin, bei dem ich mich in Abwesenheit des General-Gouverneurs von Sibirien meldete, sehr freundlich aufgenommen. Er zeigte mir an, daß er durch den Befehlshaber von Dchozk meinen Bericht von dem unglücklichen Vorfall schon längst erhalten, und denselben an die höchste Behörde abgesandt habe, mit der Anfrage, Schiffe nach den japanischen Küsten zu schicken, um Golownin und seine Gefährten zu befreien. Dieser unerwartete, für mich sehr günstige Umstand (denn deshalb allein hatte ich die mühsame Reise von Dchozk nach St. Petersburg unternommen) bewog mich, in Irkutsk zu bleiben und eine höhere Entscheidung abzuwarten. Indes beschäftigte sich der Gouverneur, der sehr an dem Unglücke Golownins Theil nahm, mit mir, um einen Plan zu der Expedition zu entwerfen, der auch bald dem sibirischen General-Gouverneur, Iwan Borissowitsch Pestel, zur Genehmigung zugeschickt wurde. Die sehr wichtigen politischen Begebenheiten waren Ursache, daß die Bestätigung des Monarchen nicht erfolgte; allein mir wurde Allerhöchst vorgeschrieben, nach Dchozk zurückzukehren, auf der Diana die unbeeendigten Untersuchungen fortzusetzen und zu gleicher Zeit auf der Insel

Kunafschir Nachricht von dem Schicksale unserer Landsleute einzuziehen.

Im Laufe des Winters wurde der den Lesern aus Golownins Erzählung bekannte Japaner Leonsaimo auf besonderes Ansuchen des Gouverneurs nach Irkutsk gebracht, und sehr liebreich von letzterem aufgenommen. Man gab sich alle mögliche Mühe, ihn von den freundschaftlichen Gesinnungen unserer Regierung zu der japanischen zu überzeugen. Er verstand russisch genug, um uns zu verstehen, schien ganz überzeugt und versicherte uns, daß alle Russen in Japan lebten und alles friedlich endigen würde. Mit diesem Japaner reiste ich nach Ochotzk zurück, nicht zu Pferde, sondern in bequemen Wintertibitten auf der glatten Lena bis Jakutsk, wo wir im Ausgange des März ankamen. Um diese Jahreszeit blüht in allen von der Natur begünstigten Ländern der Frühling; hier aber herrschte noch der Winter, und so streng, daß das Eis, welches die armen Bewohner statt der Scheiben in den Fenstern gebrauchen, noch nicht durch Marienglas ersetzt war, was beim Anfange des Thauwetters gewöhnlich der Fall ist, und der Weg nach Ochotzk war noch mit so tiefem Schnee bedeckt, daß die Reise zu Pferde ganz unmöglich war. Das Abthauen des Schnees abzuwarten, dazu hatte weder ich, noch mein Japaner Geduld genug, wir traten daher unsere Reise auf Rennthieren an, und hatten ihre Besitzer, die guten Tungusen, zu Führern. Ich muß diesem schönen und nützlichen Thiere Gerechtigkeit widerfahren lassen: das Reiten auf demselben ist viel angenehmer, als auf dem Pferde; das Rennthier läuft sanft, ohne zu

stossen, und ist so zahm, daß es, wenn man herabfällt, wie eingewurzelt stehen bleibt. Das widerfuhr uns in den ersten Tagen sehr oft, weil die kleinen schwankenden Sättel ohne Steigbügel sehr unbequem sind, und ganz auf den vordern Schulterblättern liegen, da das Rennthier auf der Mitte des Rückens gar keine Schwere tragen kann.

Bei meiner Ankunft in Ochotsk fand ich das Nöthigste an der Schaluppe ausgebessert; alle nothwendigen Reparaturen zu bewerkstelligen, war wegen der vielen Schwierigkeiten, die der Fluß Chota verursacht, unmöglich gewesen. Ungeachtet dieser Hindernisse aber, gelang es uns mit Hülfe des thätigen Hafen-Commandeurs Minisky, die Schaluppe in solchen Stand zu setzen, wie es nur in den besten Häfen des russischen Reichs hätte geschehen können, daher halte ich es für nöthig, ihm, der viel zum Unternehmen und zur glücklichen Beendigung der Reise beitrug, meinen Dank öffentlich abzustatten. Um die Mannschaft der Diana zu vermehren, fügte er derselben einen Unteroffizier und 10 Mann ochotskischer Seesoldaten bei, und überließ mir zur größern Sicherung der Reise, eins der ochotskischen Transportschiffe, die Brigg Sotik, auf welchem der Lieutenant Filatow, einer meiner Offiziere, zum Befehlshaber ernannt wurde. Aus meinem Commando trat der Lieutenant Jakuschkin, der nun auf einem andern ochotskischen Transportschiffe Paul, welches mit Proviant nach Kamtschatka segelte, befehligte.

Den 18. July 1812. war ich fertig zum Segeln, und nahm sechs Japaner an Bord, die an der Küste

von Kamtschatka Schiffbruch gelitten hatten, um sie in ihr Vaterland zurückzuführen *). Um 3 Uhr den 22sten July stachen wir mit der Brigg Sotik in See. Meine Absicht war, auf dem kürzesten Wege nach Kunaschir zu segeln, d. h. durch den Kanal Pico oder die Meerenge De Fries. Auf der Reise bis Kunaschir ereignete sich nichts merkwürdiges, außer daß wir einmal in großer Gefahr waren. Den 27. July um Mittag heiterte sich der Himmel so auf, daß wir unsern Standpunkt gut bestimmen konnten. Wir befanden uns um Mittag 37 Meilen südlich von der Insel St. John, die von dem Commodore Billings auf seiner Reise von Ochotk nach Kamtschatka auf dem Schiffe Slawa Rossii entdeckt wurde. Die geographische Lage derselben nach astronomischen Beobachtungen ist äußerst richtig vom Capitain Krusenstern bestimmt. Man kann überhaupt sagen, daß alle Orte, deren Lage dieser geschickte Seefahrer bestimmte, eben so wohl zur Berichtigung der Chronometer dienen können, als die Sternwarte von Greenwich. Wir zweifelten daher nicht im mindesten an unserer wahren Lage in Beziehung dieser Insel, da auch um Mittag unser Standpunkt mit ziem-

*) Der Schiffbruch dieser Japaner an der Küste von Kamtschatka erfolgte in demselben Jahre, als unsere Landsleute hinterlistig in Japan gefangen genommen wurden, und sonderbar genug, von der ganzen Mannschaft des japanischen Schiffs hatten sich gerade eben so viele gerettet, als Russen gefangen saßen. Da wir jetzt nach den japanischen Küsten segelten, so hielten wir, nach europäischer Sitte, einen Austausch für möglich; der Leser wird aber in der Folge sehen, wie sehr die japanischen Gesetze hierin von den unstrigen abweichen.

licher Genauigkeit bestimmt war. Ich nahm also eine solche Richtung, daß wir 10 Meilen von der Insel vorbeisegeln mußten, und befahl durch ein Signal der Brigg *Sotik*, eine halbe Meile von uns zu halten. Meine Absicht war, wenn das Wetter es erlaube, die Insel *St. John*, die selten von den ochotskischen Transporten und den Compagnieschiffen gesehen wird, da sie nicht auf ihrem Wege von Kamtschatka nach Ochotsk liegt, zu untersuchen.

Um Mitternacht, den 28. July blies der Wind bei dickem Nebel, durch welchen wir um 2 Uhr ungefähr 20 Faden vor uns einen hohen Felsen erblickten. Unsere Lage in diesem Moment war sehr gefährlich. Mitten im Ocean so nah an einer schroffen Klippe, an welcher das Schiff jeden Augenblick zertrümmern konnte, war nicht an Rettung zu denken. Doch rettete uns die Vorsehung vom bevorstehenden Untergange. Wir wandten sogleich und verringerten den Lauf des Schiffs, und obgleich wir der Gefahr nicht ganz zu entfliehen meinten, so verminderten wir doch den Schaden, den das Schiff beim Anstoßen an den Felsen erleiden mußte. Der Vordertheil stieß bloß leicht an, und da wir gegen Süden einen Durchgang erblickten, so benutzten wir ihn und segelten diesen und noch andere Felsen glücklich vorbei. Nachdem wir diese Pforte passirt, minderten wir wieder unsern Lauf, überließen uns der Strömung und erreichten durch eine andere Meerenge, zwischen neuen Steinen, eine gefahrlose Tiefe. Nun vermehrten wir die Segel und entfernten uns von diesem gefährlichen Orte. Der Brigg *Sotik* gab ich durch ein Nebel-Signal

Nachricht von der nahen Gefahr, allein sie hatte das uns drohende Verderben vermieden, da sie unter dem Winde von uns hielt.

Um 4 Uhr verzog sich der Nebel, und wir sahen die Größe der Gefahr, der wir entgangen waren. Die ganze Insel St. John mit den sie umgebenden Felsen zeigte sich deutlich. Sie hat ungefähr eine Meile im Umfange und gleicht mehr einem aus dem Meere hervorragenden kegelförmigen Felsen, als einer Insel. Im Osten, in ihrer Nähe, liegen vier große Steine; durch welche von ihnen uns aber der Strom durchführte, konnten wir wegen des dichten Nebels nicht bemerken. Beim Erblicken dieser furchtbaren, mitten im Ocean sich aus den Wellen erhebenden Klippen ergriff uns ein noch größerer Schrecken, als in der vorigen verhängnisvollen Nacht: die Gefahr, der wir ausgesetzt waren, ging durch die plötzlich gemachte Wendung so schnell vorüber, daß Furcht vor dem unausbleiblichen Untergange, wenn das Schiff anstieß und zertrümmerte, nicht einmal aufkeimen konnte. Als wir aber den Felsen so nahe umschifften, daß man hätte hinüberspringen können, stieß das Schiff dreimal heftig auf den Grund. Ich muß gestehen, daß dies meine ganze Seele erschütterte. Das Geräusch der sich am Felsen brechenden Wellen übertäubte jedes Commando auf dem Schiffe, und mein Herz erstarb, wenn ich daran dachte, daß bei einem allgemeinen Schiffbruche auch die Japaner, die als Mittel zur Befreiung unserer Gefährten dienen sollten, untergehen mußten. Außer der Insel St. John sahen wir bei erheitertem Wetter zu unserer größten Freude

auch die Brigg *Sotif* nahe bei uns. Bald darauf umhüllte uns wieder ein dichter Nebel, und unsere Aussicht ward auf einige Faden beschränkt. Nach diesem gefährlichen Vorfalle begegnete uns außer den auf dem Meere durch widrige Winde verursachten Hindernissen nichts merkwürdiges. Den 12. August um 3 Uhr Nachmittags erblickten wir das erste Land: den nördlichen Theil der Insel *Urup*. Widrige Winde und Nebel erlaubten uns vor dem 15ten nicht, die Straße *De Fries* zu passiren, und dieselben Hindernisse hielten uns noch 13 Tage in der Nähe der Inseln *Iturup*, *Schikotan* und *Kunaschir* auf, so daß wir nicht früher, als den 28. August in der Bay des *Berraths* einliefen.

Nachdem wir alle Befestigungen des Hafens beobachtet hatten und auf Schußweite bei denselben vorbeigefegelt waren, bemerkten wir eine neue doppelte Batterie von 14 Kanonen. Die Japaner in der Niederlassung verhielten sich ganz ruhig und es wurde nicht auf uns geschossen. Von der Seeseite war alles mit gestreiftem Zeuge verhängt, so daß man nur die Dächer der hohen Häuser sehen konnte; die Böte waren alle auf Trockene gezogen. Alles hatte den Anschein, daß die Japaner sich in besseren Vertheidigungsstand gesetzt hatten; daher gingen wir zwei Meilen vom Lande vor Anker. Ich habe schon früher erwähnt, daß an Bord der *Diana* unter den Japanern sich einer, Namens *Leonsaimo*, befand, der etwas russisch verstand. Er war vor sechs Jahren durch den Lieutenant *Chwostow* aus Japan geschleppt worden. Vermitteltst dieses Menschen

wurde an den Befehlshaber der Insel ein kurzer Brief japanisch aufgesetzt, dessen Inhalt aus einem Schreiben des irkutskischen General-Gouverneurs genommen war *).

Beim Uebersetzen dieses Schreibens entlarvte Leonfaimo, auf den ich beim thätigen Mitwirken zu unserm Besten, meine Hoffnung gegründet hatte, seine ganze Lücke. Einige Tage vor unserer Ankunft in Kunaschir hat ich ihn, die Uebersetzung anzufangen; allein er erwiederte immer, daß das Schreiben zu lang sey und er es nicht übersetzen könne. „Ich, sprach er in seinem gebrochenen Russisch, werde auslegen, was ihr mir sagt und einen kurzen Brief schreiben; bei uns schwer einen langen Brief schreiben, die Japaner nicht lieben Complimente; die Sache selbst muß man schreiben, bei uns Chinesen so schreiben und ganz den Verstand verlieren.“ Nach dieser japanischen Moral mußte ich dar-

*) Der Gouverneur setzt in diesem Schreiben die Ursachen auseinander, weshalb die Diana an den japanischen Küsten landete, und nachdem er das verrätherische Verfahren bei der Gefangennehmung des Capitains Solownin beschrieben, schließt er folgendermaßen: „Ungeachtet dieses unerwarteten und feindseligen Verfahrens, schicken wir alle Japaner, die an der Küste von Kamtschatka Schiffbruch litten, auf Befehl unsers großen Kaisers in ihr Vaterland zurück. Möge dies als Beweis dienen, daß von unserer Seite nicht die mindeste feindliche Absicht zum Grunde lag, und wir sind überzeugt, daß der Capitain Solownin und die übrigen Gefangenen, als völlig unschuldig, entlassen werden. Wenn aber, wider alles Erwarten, unsere Gefangenen nicht in Freiheit gesetzt werden sollten, weil entweder die japanische Regierung es noch nicht erlaubt hat, oder andere Ursachen da sind, so werden im künftigen Sommer wieder Schiffe kommen, um sie zurückzufordern.“

ein willigen. Am Tage unserer Ankunft rief ich ihn in die Kajüte und forderte den Brief. Er reichte mir einen ganz beschriebenen halben Bogen Papier. Da man in der japanischen Zeichenschrift mit einem Buchstaben eine ganze Phrase ausdrücken kann, so mußte dieser Brief eine umständliche Beschreibung alles dessen enthalten, was er seiner Regierung anzeigen wollte, also konnte er nicht vortheilhaft für uns seyn. Ich sagte ihm sogleich, daß der Brief für uns zu lang sey, und daß er sicher viel vom Seinigen beigefügt habe, und forderte, daß er ihn uns russisch, so gut es gehe, vorlesen möge. Ohne sich gekränkt zu fühlen, erklärte er, daß er eigentlich drei Briefe geschrieben habe: einen über unsere Sache, den andern über den Schiffbruch der Japaner in Kamtschatka, und den dritten über seine in Rußland ausgestandenen Drangsale. Hierauf zeigte ich ihm an, daß für jetzt bloß der Brief über unsere Sache nöthig sey, die beiden andern aber auf eine andere Gelegenheit verspart werden könnten; wolle er jedoch durchaus seine Briefe jetzt abfertigen, so müsse er mir Abschriften davon lassen. Er schrieb sogleich und ohne Widerrede unsern kurzen Brief ab, die übrigen aber ließ er nach und sagte, daß es schwer sey, schnell abzuschreiben. — Wie kann es schwer seyn, fragte ich, da du es selbst geschrieben hast? — Uergerlich rief er aus: „Nein, lieber will ich es zerbrechen!“ Mit diesen Worten ergriff er ein Federmesser, schnitt den Theil des Papiers, auf welchem die zwei Briefe waren, ab, steckte es mit einer höhnischen Miene in den Mund, kauete und verschluckte es in meiner Gegenwart nach einigen Secunden. Was

es enthielt, blieb ein Geheimniß. Und diesem listigen, übelgesinnten Japaner mußte ich nothgedrungen trauen! Ich mußte mich nun davon zu überzeugen suchen, ob er auf dem übriggebliebenen Blättchen wirklich unsere Angelegenheit darstelle. Während der Reise hatte ich mich oft über verschiedene Gegenstände, Japan betreffend, mit ihm unterhalten, und hatte viele japanische Worte aufgezeichnet; aus bloßer Neugier und damals ohne alle Absicht hatte ich gefragt, wie einige russische Familiennamen, und unter andern auch der meines unglücklichen Gefährten, Wassili Michailowitsch Solownin, geschrieben würden. Ich bat ihn nun, mir in seinem Briefe die Stelle zu zeigen, wo Solownins Name stand, und nachdem ich die Schriftzeichen verglichen hatte, überzeugte ich mich, daß wirklich Rede von ihm sey. Ich trug einem unserer Japaner auf, diesen Brief dem Befehlshaber der Insel persönlich zu überreichen; deshalb setzten wir ihn unserm Ankerplatze gegenüber ans Ufer. Sogleich umgaben ihn behaarte Kurilen, die wahrscheinlich, im hohen Grade versteckt, unsere Bewegungen beobachteten. Unser Japaner ging mit ihnen nach der Niederlassung, und kaum hatte er sich dem Thore genähert, als man von den Batterien auf uns zu feuern anfang. Ich fragte Leonsaïmo, weshalb man schösse, da man sehe, daß nur ein Mensch vom russischen Schiffe sich der Niederlassung nähere? Er antwortete: „in Japan gebietet das Gesetz also; tödtet keinen Menschen, schießen ist aber nöthig.“ Dieses unergründliche Betragen der Japaner zerstörte die wieder aufkeimende Hoffnung in mir, eine Unterhandlung mit ihnen anzuknüpfen. Bei

unserm ersten Erscheinen hatte man nicht auf uns gefeuert; der Empfang unseres Parlementsairs stürzte mich wieder in Verzweiflung. Auf dem Schiffe wurde nicht die geringste Bewegung gemacht, und das Boot, welches den Japaner ans Land gesetzt hatte, lag wieder neben uns. Am Thore umringten unsern Japaner eine Menge Menschen, und wir verloren ihn bald aus dem Gesichte. Drei Tage verstrichen in vergeblicher Erwartung seiner Rückkehr.

Während dieser ganzen Zeit beschäftigten wir uns bloß damit, vom Morgen bis zum Abend durch die Fernröhre zu sehen, so daß nichts vom Orte, wo wir unsern Japaner ausgesetzt hatten, bis zur Niederlassung uns entgehen konnte. Oft täuschte uns die Einbildung, und mit Entzücken riefen wir aus: unser Japaner kommt! Des Morgens beim Aufgange der Sonne, wenn die gebrochenen Strahlen in der dicken Luft die Gegenstände außerordentlich vergrößern, schienen uns am Ufer mit ausgebreiteten Flügeln herumhüpfende Raben, Japaner in ihren breiten Röcken. Sogar Leonsa imo legte Stunden lang das Fernrohr nicht aus der Hand und schien sehr unruhig, als Niemand aus der Niederlassung sich blicken ließ, die für uns ein verschlossenes Grab blieb.

Beim Einbruche der Nacht hielten wir uns immer schlagfertig auf dem Schiffe. Die tiefe Stille wurde bloß durch die Signale unserer Schildwachen unterbrochen, die, in der ganzen Bay wiederhallend, unsere Feinde benachrichtigten, daß wir nicht schliefen. Da wir Wasser brauchten, so schickte ich Bote mit bewaffneten

Leuten nach einem Glüfchen, um die Fässer zu füllen, und ließ zu gleicher Zeit einen andern Japaner ans Land setzen, damit er dem Befehlshaber berichtete, weshalb vom russischen Schiffe Bote ans Land gefahren wären. Ich wünschte, daß Leonfaimo ein kurzes Zettelchen deshalb schriebe; allein er erwiederte: „daß er, da auf den ersten Brief keine Antwort erfolgt sey, nach den japanischen Befehlen es nicht mehr wage zu schreiben;“ er rieth mir jedoch einen russischen Brief abzufertigen, den der Japaner übersetzen konnte, was ich auch that. Nach einigen Stunden kehrte dieser Japaner zurück und berichtete, daß er dem Befehlshaber vorgestellt worden sey und ihm den Brief übergeben, er ihn aber nicht angenommen habe. Darauf sagte ihm unser Japaner, daß vom russischen Schiffe Leute ans Land gekommen wären, um die Wasserfässer zu füllen; wogegen der Befehlshaber erwiederte: „gut, laß sie Wasser nehmen, du aber kehre zurück!“ mehr sagte er nicht und ging weg. Unser Japaner war zwar einige Zeit unter den behaarten Kurilen gewesen, da er aber ihre Sprache nicht verstand, so hatte er nichts erfahren können. Die Japaner, die in einiger Entfernung von ihm standen, durften sich ihm nicht nähern, und endlich führten ihn Kurilen fast mit Gewalt zum Thore hinaus. Der Japaner gestand mir offenherzig, daß er gewünscht hätte, am Lande zu bleiben, und den Befehlshaber mit thränendem Auge gebeten habe, ihm zu erlauben, nur eine Nacht dort zuzubringen; allein es wurde ihm mit Härte abgeschlagen. Aus diesem Verfahren gegen unsern armen Japaner schlossen wir, daß auch der erste nicht besser empfangen

wor.

worden war, und da er wohl gefürchtet haben mag, ohne Nachricht über unsere Gefangenen aus Schiff zurückzuführen, so war er wahrscheinlich in die Gebirge geflüchtet, oder hatte in einem andern Dorfe auf der Insel eine Zuflucht gesucht. Da ich die Wasserfässer gern in einem Tage füllen lassen wollte, so ließ ich um 4 Uhr Nachmittags die übrigen ans Land schicken. Die Japaner, die uns unaufhörlich beobachteten, fingen an von den Batterien blind zu schießen, als die Bote sich dem Ufer näherten. Da ich alles vermied, was ihnen unangenehm seyn konnte, so befahl ich sogleich durch ein Signal allen Bötten, zurückzuführen. Die Japaner hörten sogleich auf zu schießen. Während unsers sieben-tägigen Aufenthalts in der Bay des Verraths sahen wir deutlich, daß die Japaner durch ihr Benehmen zeigten, wie groß ihr Mißtrauen gegen uns sey, und daß der Befehlshaber der Insel auf eigenen Antrieb, oder auf Befehl der Regierung sich in keine Unterhandlungen mit uns einlassen wolle. Wir schwebten in der größten Ungewißheit, auf welche Art wohl etwas von dem Schicksale unserer Gefangenen zu erfahren sey. Im vorigen Jahre hatten wir in einem Fischerdorfe die Sachen, die diesen Unglücklichen gehörten, zurückgelassen; gern wollten wir uns nun davon überzeugen, ob die Japaner sie weggenommen hätten. Ich befahl deshalb dem Lieutenant Gilatow, Befehlshaber der Brigg *Sotik*, unter Segel zu gehen und mit bewaffneten Leuten das Dorf zu untersuchen. Als die Brigg sich dem Lande näherte, wurde von den Batterien geschossen; allein wegen der großen Entfernung war nichts zu befürchten.

Nach einigen Stunden berichtete mir der Lieutenant Filatow, daß er nichts von den Sachen der Gefangenen in dem Dorfe gefunden habe. Wir hielten dies für eine gute Vorbedeutung, und der Gedanke, daß unsere Gefährten noch lebten, erheiterte uns alle. Den Tag darauf schickte ich den Japaner wieder ans Land, um den Befehlshaber zu benachrichtigen, weshalb die Brigg nach dem Fischerdorfe gesegelt sey. Ich übergab ihm zugleich ein kurzes japanisches Briefchen, welches ich Leonsaimo zu schreiben nur mit großer Mühe bewegen konnte. Es enthielt den Vorschlag, daß der Befehlshaber der Insel mir auf einem Boote zu einer Unterhandlung entgegen fahren sollte. Ich wollte in demselben Briefchen noch umständlicher beschreiben, weshalb eins unserer Böte im Fischerdorfe landete, allein der unerträgliche Leonsaimo blieb unerbittlich. Der abgesandte Japaner kehrte den folgenden Tag früh Morgens zurück, und durch Leonsaimo erfuhren wir von ihm, daß der Befehlshaber das Briefchen angenommen und bloß geantwortet habe: „der russische Capitain möge zur Unterhandlung nach der Stadt kommen.“ Das glich zu sehr einer abschläglichen Antwort, und thöricht wäre es gewesen, der Einladung zu folgen. Auf den Bericht, weshalb unsere Leute im Fischerdorfe landeten, antwortete der Befehlshaber: „Was für Sachen? Sie wurden ja damals schon zurückgegeben.“ Diese zweideutige Antwort zerstörte den tröstlichen Gedanken, daß unsere Gefährten noch lebten. Unser Japaner war wie der vorige aufgenommen worden: er hatte nicht einmal in der Niederlassung schlafen dür-

fen, und die Nacht im Grase gegenüber unserm Ankerplatze zugebracht. Unterhandlungen dieser Art durch unsere Japaner, die kein russisch verstanden, fortzusetzen, schien mir ganz zwecklos; auf unsere japanischen Briefe hatten wir bis jetzt vom Befehlshaber noch keine Antwort erhalten: es blieb uns also wieder nichts übrig, als diese Küsten in der martervollsten Ungewißheit zu verlassen. Den Japaner Leonsaimo, der russisch verstand, zu Unterhandlungen mit dem Befehlshaber ans Land zu schicken, wollte ich ohne die größte Noth nicht thun, da ich befürchtete, daß wenn man ihn am Lande zurückhielt, oder er selbst nicht zurückkehren wolle, wir in ihm unsern einzigen Dolmetscher verlieren würden; daher beschloß ich folgenden Versuch zu machen. Ich hielt es für thunlich und rechtmäßig, ohne gerade den Frieden mit den Japanern zu brechen, eins ihrer Fahrzeuge, die durch die Meerenge segelten, anzuhalten und ohne Gewalt zu gebrauchen, von dem Anführer desselben auszuforschen, was aus unsern Gefangenen geworden sey? Hierdurch konnten wir uns aus unserer unthätigen Lage reißen, und eine zweite Fahrt nach Kunaschir, die nicht viel mehr Erfolg versprach, vermeiden; denn die Erfahrung hatte uns völlig überzeugt, daß alle bis jetzt angewandten Mittel, unsern Zweck zu erreichen, fruchtlos geblieben waren. Zum Unglück ließ in drei Tagen kein Schiff sich in der Meerenge blicken, und wir glaubten schon, daß bei den Japanern die Schifffahrt, wegen der Herbstzeit, für dies Jahr beendigt sey. Unsere letzte Hoffnung, die gewünschten Nachrichten zu erhalten, beruhte jetzt auf Leonsaimo; um ihn

auszuforschen, erklärte ich ihm zuerst, er solle an seine Familie schreiben, denn wir würden Morgen segeln. Sein Gesicht veränderte sich, und mit erzwungener Höflichkeit dankte er mir für die Benachrichtigung; indem er sagte: „gut, ich werde bloß schreiben, daß man mich zu Hause nicht mehr erwarten solle;“ nun fuhr er mit Hitze fort: „man kann mich tödten, aber in See gehe ich nicht mehr, ich sehe, es bleibt mir nichts übrig, als unter den Russen zu sterben.“ Ein Mensch mit solchen Gefinnungen konnte von keinem Nutzen für uns seyn; seine Erbitterung, wenn man seine sechsjährigen Leiden in Rußland berücksichtigt, war jedoch gerecht. Ich befürchtete, er möchte in einem Augenblick von Verzweiflung sich das Leben nehmen, und mußte mich daher entschließen, ihn ans Land zu setzen, damit er dem Befehlshaber unsere Lage in einem wahren Lichte darstellen und ihn zu einer Unterhandlung überreden möchte. Als ich Leonsaimo den Vorschlag that, schwor er, falls der Befehlshaber ihn nicht mit Gewalt zurückhielte, sogleich mit den eingezogenen Nachrichten an Bord zurückzukehren. Um mich gegen den erstern Fall zu sichern, gebrauchte ich folgende Vorsichtsmaßregel: ich fertigte mit Leonsaimo einen der Japaner ab, der schon am Lande gewesen war, und gab ersterem drei Zettel mit: auf dem erstern stand: „Capitain Golownin und die übrigen sind in Kuna schir.“ Auf dem zweiten: „Capitain Golownin und die übrigen sind nach Matsmai, Mangasaki, Eddo geführt.“ Auf dem dritten: „Capitain Golownin und die übrigen sind getödtet.“ Ich bat Leonsaimo, im Fall der Befehlshaber ihn

nicht zurücklasse, den, den eingegangenen Nachrichten entsprechenden Zettel, mit seinen Bemerkungen versehen, dem ihn begleitenden Japaner abzugeben.

Den 4. September setzten wir sie ans Land; am folgenden Tage sahen wir sie zu unserer größten Freude aus der Niederlassung zurückkehren und schickten sogleich ein Boot nach ihnen. Wir schmeichelten uns mit der Hoffnung, daß Leonsaimo endlich eine gute Botschaft überbringen möchte. Da wir sie durch die Fernröhre beobachteten, bemerkten wir, daß der Japaner ablenkte und sich im hohen Grase verbarg; auf dem Boote kehrte bloß Leonsaimo zurück. Als ich ihn fragte, wo der andere Japaner geblieben sey, erwiederte er, er wisse es nicht. Indesß war jeder erpicht auf die Neuigkeiten, die er uns brachte; er äußerte aber den Wunsch, sie mir in der Kajüte mitzutheilen, wo er in Gegenwart des Lieutenants Rudakow zu erzählen anfing, mit welchen Schwierigkeiten er zum Befehlshaber gelangt sey, der ihn sogleich fragte: „warum der Capitain des Schiffs, um Rath zu halten, nicht ans Land gekommen sey?“ Leonsaimo antwortete: „das weiß ich nicht; mich hat er aber jetzt zu euch gesandt, um zu erfahren, wo Capitain Solownin und die übrigen Gefangenen wären?“ Zwischen Furcht und Hoffnung erwarteten wir die Antwort des Befehlshabers auf diese Frage; Leonsaimo stockte jedoch und fragte, ob ich nicht übel gegen ihn verfahren würde, wenn er die Wahrheit redete. Nachdem ich ihm die Versicherung des Gegentheils gegeben hatte, gab er mit folgenden Worten die Schreckensbotschaft: „Capitain Solownin und die übrigen sind

getödtet! Diese Nachricht rührte Alle wie ein Donnerschlag, und nur mit kochendem Blute sah jeder nach der Küste, wo das Blut unserer Freunde vergossen war. Da ich gar keine Befehle darüber hatte, wie in einem solchen Falle zu verfahren sey, so erkannte ich es für gesetzmäßig, eine unsern Kräften angemessene gerechte Rache an den Bösewichtern zu nehmen, und war fest überzeugt, daß unsere Regierung diese Frevelthat nicht ungerügt lassen würde. Ich bedurfte bloß eines glaubwürdigeren Beweises, als Leonsaimos Worte. Deshalb schickte ich ihn nochmals ans Land, um von dem japanischen Befehlshaber ein schriftliches Zeugniß zu fordern. Dem Leonsaimo und den übrigen vier japanischen Matrosen wurde völlige Freiheit versprochen, im Fall wir die Feindseligkeiten beginnen wollten. Indes befahl ich auf beiden Schiffen, alles zu einem Ueberfalle in Bereitschaft zu halten.

Leonsaimo wollte denselben Tag zurückkehren, allein wir sahen ihn nicht. Den folgenden Tag ließ er sich auch nicht sehen; also war seine Rückkehr sehr zweifelhaft. Um uns von der schrecklichen Gewißheit des Todes unserer Gefährten, die jedoch durch Leonsaimos Ausbleiben, zu unserm Troste, unzuverlässig geworden war, zu überzeugen, hatte ich den festen Entschluß gefaßt, die Bay nicht eher zu verlassen, als bis sich eine günstige Gelegenheit zeigte, einen Japaner am Lande oder auf einem Fahrzeuge zu ergreifen, um von ihm die Wahrheit zu erforschen.

Den 6ten September des Morgens erblickten wir eine japanische Baidare. Ich schickte den Lieutenant

Rudakow mit zwei Böten ab, um sie zu nehmen. Die beiden Officiere Sredny und Saweljew hatten sich freiwillig erboten, Theil an dieser ersten Feindseligkeit zu nehmen. Die Böte kehrten bald mit der Baidare zurück, deren sie sich am Ufer bemächtiget hatten. Die auf derselben befindlichen Japaner waren geflüchtet; nur einer derselben und ein behaarter Kurile wurden vom Herrn Saweljew im Schilf gefangen; allein es war auch nicht das mindeste aus ihnen heraus zu bringen. Redete ich sie an, so fielen sie sogleich auf die Knie, und beantworteten alle meine Fragen mit che, che! Keine Liebkosungen vermochten aus ihnen redende Thiere zu machen. Gott, dachte ich, auf welche Art werden wir uns endlich mit diesem unerklärbaren Volke verständigen?

Früh am folgenden Morgen sahen wir ein großes japanisches Schiff nahe bei der uns gegenüber liegenden Küste in die Bay laufen. Ich schickte demselben unsere Böte mit bewaffneten Leuten, unter dem Commando des Lieutenants Filatow entgegen, mit dem strengen Befehl, nicht Gewalt zu gebrauchen, sondern wo möglich durch bloßen Schreck das Schiff anzuhalten und den Befehlshaber desselben zu uns an Bord zu bringen. Nach einigen Stunden sahen wir, daß unsere Böte ohne bemerkbare Gegenwehr das japanische Fahrzeug nahmen und es zu uns bugsirten. Der Lieutenant Filatow berichtete mir bei seiner Ankunft, daß er Anfangs auf dem japanischen Schiffe viele, und wie es schien, bewaffnete Leute gesehen habe, und da sie auf die gemachten Signale die Segel nicht streichen wollten, so war

er genöthigt gewesen, einige Mal in die Luft schießen zu lassen. Nun strichen die Japaner die Segel, und da das Ufer sehr nahe war, so stürzten sich einige ins Wasser, um ans Land zu schwimmen: einigen gelang es, andere wurden von unsern Ruderern aufgegriffen, die übrigen ertranken. Ueberhaupt waren 60 Mann Japaner an Bord gewesen. Bald darauf führte man den Befehlshaber zu mir: sein kostbares seidenes Gewand, der Säbel und andere Auszeichnungen deuteten darauf, daß er ein angesehenener Mann war. Ich rief ihn sogleich zu mir in die Kajüte. Er machte mir, seiner Sitte gemäß, eine tiefe Verbeugung, und setzte sich auf meine Einladung mit ruhiger und heiterer Miene auf einen Stuhl. Aus den von Leonsaimo erlernten japanischen Worten bildete ich einige Fragen und erfuhr, daß er Takatai-Kachi hieße, und ein Sindofnamotsch, d. h. Befehlshaber und Besitzer einiger Schiffe sey. Er besaß deren zehn, und segelte mit seinem Schiffe von der Insel Iturup nach dem matsmaischen Hafen Chakodade; die Ladung bestand in getrockneten Fischen, und widrige Winde hatten ihn gezwungen, in diese Bay einzulaufen. Damit er schneller verstehen möchte, was es mit uns für eine Bewandniß habe, gab ich ihm die Abschrift des japanischen Briefes zu lesen, den Leonsaimo an den Befehlshaber der Insel geschrieben hatte. Nachdem er ihn durchgelesen, sagte er plötzlich: „Capitain Moor und fünf Russen befinden sich in der Stadt Matsmai.“ Darauf fing er an zu erzählen, in welchem Monate sie Kuna schir verließen, durch welche Städte sie geführt wurden, und wie lange sie in jedem

Orte lebten; ja er gab sogar den Wuchs und andere Kennzeichen des Herrn Moor an. Nur der Umstand, daß er nicht das mindeste von Herrn Colownin erwähnte, ließ uns die Freude nicht in vollem Maße genießen. Es war sehr natürlich, daß ein gefangener Japaner aussagen mußte, daß unsere Gefährten lebten, allein wie konnte er so plötzlich alle Ausführlichkeiten ersinnen? Von der andern Seite war auch Leonsaimo's Betragen schwer auszulegen: was hatte ihn bewegen können: uns eine so traurige Lüge zu hinterbringen? War es der noch nicht erloschene Funke von Rache gegen die Russen, für die Gewaltthaten Chwostows an den japanischen Küsten? Fürchtete er uns anzuzeigen, daß unsere Gefährten lebten, damit wir ihn nachher nicht auf dem Schiffe zurückhalten möchten, so konnte er ja noch den ersten Tag mit dem ihn begleitenden Japaner einen Zettel schicken und selbst am Lande bleiben. Uebrigens hatte der türkische Befehlshaber der Insel dem Leonsaimo vielleicht wirklich zur Antwort gegeben, daß unsere Gefangenen getödtet seyen, und sein Ausbleiben war allein der Furcht vor unsern Leuten zuzuschreiben, die durch die Nachricht von dem Tode ihrer Gefährten aufs äußerste gereizt waren.

Obgleich aus allen Muthmaßungen nichts Bestimmtes hervorging, so konnte man doch mit großer Zuverlässigkeit schließen, daß unsere Gefangenen lebten, und ich konnte bei diesen Umständen an keine Feindseligkeiten mehr denken; allein die Schiffsequipage, die die erste Nachricht von dem Tode ihres Anführers, der Officiere und ihrer Kameraden nicht vergessen konnte, war nicht

zu beruhigen. Einige erklärten dem wachthabenden Officiere, daß sie in dem japanischen Befehlshaber denselben Beamten erkennen, der sich auf der Insel Iturup befand, als die Herren Moor und Nowisky zum ersten Mal Japanern begegneten. Letzterer bestätigte, daß er eine große Ähnlichkeit zwischen beiden finde, und sich sehr wohl erinnere, das Moors Name vor dem japanischen Beamten aufgeschrieben wurde. „Folglich,“ sagten die Matrosen, die sich auf meinen Befehl auf der Schanze versammelt hatten, „kann man sich nicht wundern, daß er immer von Hrn. Moor spricht, ohne unseres Commandeurs zu erwähnen; unsere Gefangenen sind sicher getödtet, und wir sind alle bereit, unser Blut zu vergießen, wenn Rache an den Bösewichtern geübt werden soll.“ — Obgleich ich mich im Innern herzlich über diese Anhänglichkeit freute, so erklärte ich ihnen doch, daß jetzt mehr Wahrscheinlichkeit da sey, daß unsere Gefangenen lebten, und daß unsere Regierung, wenn sie sich wirklich von der Frevelthat überzeuge, ohne Zweifel uns wohl Gelegenheit verschaffen würde, unsern Eifer zu zeigen.

Nun beschloß ich, alle Feindseligkeiten aufzugeben, und mit dem uns von der Vorsehung zugesandten japanischen Befehlshaber Takatai-Kachi *) zum Ueberwintern nach Kamtschatka zu segeln, wo ich von ihm vielleicht mehr über das Schicksal unserer Gefährten und von den Absichten der japanischen Regierung erfahren

*) Später erfuhren wir, daß er ein sehr reicher und angesehener Kaufmann war.

konnte. Er schien mir nicht von der Art Japaner zu seyn, wie wir sie bis jetzt gesehen hatten, sondern höhern Ranges, daher konnte er in den Angelegenheiten seines Vaterlandes mehr erfahren seyn. Ich erklärte ihm, daß er sich zur Reise nach Rußland bereit halten sollte, und führte die Ursachen an, die mich bewogen, so zu handeln. Er verstand mich sehr wohl, und unterbrach mich mehrmals, wenn ich anführte, daß der Capitain Golownin, Moor und die übrigen nach der Erklärung des Befehlshabers der Insel getödtet wären, mit den Worten: „Es ist nicht wahr, Capitain Moor und fünf Russen leben, sind gesund und halten sich in der Stadt Matsmai auf, wo sie unter der Aufsicht von zwei Beamten sogar spazieren können.“ Auf meinen Vorschlag, uns nach Rußland zu folgen, antwortete er mit einer bewunderungswürdigen Ruhe: „gut, ich bin bereit!“ und bat bloß, daß man ihn in Rußland nicht von mir trennen möchte, was ich ihm auch versprach, und daß man ihn im künftigen Sommer nach seinem Vaterlande zurückkehren ließe. Er versöhnte sich nun gänzlich mit seinem Schicksale. Da die noch auf dem Schiffe befindlichen vier Japaner, ohne russisch zu verstehen, uns von keinem Nutzen seyn konnten, und überdem auch vom Scorbut angefallen waren, so hielt ich es für besser, sie der Gefahr, in Kamtschatka zu überwintern, nicht auszusehen, und ihnen dasselbe Glück zu Theil werden zu lassen, dessen ihre Gefährten schon genossen. Wir versorgten sie mit dem Nöthigen und setzten sie am Lande aus. Sie werden, glaubte ich, ein dankbares Gefühl für uns beibehalten, und unter ihren

Landsleuten eine bessere Meinung von den Russen verbreiten.

Statt der freigelassenen vier Japaner, beschloß ich, eine gleiche Anzahl von dem japanischen Schiffe zu nehmen, unter dem Vorwande, daß sie ihrem Befehlshaber zur Bedienung nöthig seyen, und schlug diesem vor, aus seinen Matrosen vier wählen zu lassen, die zu uns an Bord kommen müßten. Statt einzuwilligen, bat er mich, nicht Matrosen zu nehmen, da sie dumm wären, die Russen außerordentlich fürchteten, und sich sehr grämen würden. Diese inständigen Bitten erschütterten meine Ueberzeugung ein wenig, daß unsere Gefährten sich in Matsmai befänden; daher erklärte ich in einem entscheidenden Tone, daß ich vier Mann von seinem Schiffe haben müsse. Nun bat er mich, zugleich mit ihm dahin zu fahren. Als wir anlangten, versammelte er die ganze Schiffsequipage in seiner Kajüte, setzte sich mit kreuzweis geschlagenen Füßen auf ein langes Kissen, das auf einer einfachen, reinen Matte lag, und lud mich ein, mich neben ihm zu setzen. Die Matrosen standen alle auf den Knien vor ihm. Er hielt eine lange Rede und erklärte, daß einige von ihnen auf dem russischen Schiffe mit ihm nach Rußland segeln müßten. Nun kam es zu einer rührenden Scene: viele der Matrosen näherten sich dem Befehlshaber gebückt und zischelten ihm mit bemerkbarer Seelenangst etwas zu: alle schwammen in Thränen, und selbst der Befehlshaber, der bis jetzt unerschütteret geblieben war, wurde erweicht. Ich war unentschlossen, ob ich meinen Vorsatz ausführen sollte; die Nothwendigkeit erforderte es, damit ich von jedem ein-

zeln die Bestätigung, daß unsere Gefangenen sich wirklich in Matsmai aufhielten, erlangen könnte. Zu meinem Troste hatte ich in der Folge keinen Grund, es zu bereuen; denn der japanische Befehlshaber, den sein Stand an eine besondere Lebensart gewöhnt und der asiatische Luxus verzärtelt hatte, wäre ohne seine Japaner vielem Ungemache ausgesetzt gewesen: zwei derselben verrichteten wechselseitig immer den Dienst bei ihm. Nun bat ich den Befehlshaber, da er gehörig begriffen hatte, weshalb ich ihn nach Rußland führte, und welche Nachrichten wir vor seiner Ankunft durch Leonsaimo von dem Befehlshaber der Insel von dem Schicksale unserer Gefährten erhalten hatten, jenem ausführlich über alles zu schreiben. Er setzte in meiner Gegenwart einen sehr langen Brief auf, befragte mich ausführlich über alle Umstände, wie unser Schiff hieße, wenn wir in Kunaschir angekommen, wer Leonsaimo sey u. s. w.

Takatai-Kachi zog nun mit seinen erwählten Matrosen zu uns ans Schiff, als ob es das seinige gewesen sey, gar nicht mit der Miene eines Gefangenen, den man weit wegführte. Wir thaten unser Möglichstes, um die Japaner zu überzeugen, daß wir sie für ein friedliebendes Volk hielten, mit welchem das gute Vernehmen nur durch einige unangenehme Vorfälle unterbrochen wäre. An diesem Tage besuchte uns, auf meine Einladung, vom japanischen Schiffe ein Frauenzimmer, die unzertrennliche Gefährtin Takatai-Kachis auf seinen Reisen von Chakodade, seinem Wohnorte, nach Iturup. Sie war neugierig, unser Schiff und die fremden Leute zu sehen, noch mehr aber das freundliche

Benehmen und die Liebkosungen ihrer Feinde, wofür sie uns hielt. Nicht weniger interessant war es für uns, ein japanisches Frauenzimmer zu sehen. Bei ihrer Ankunft auf dem Schiffe schien sie außerordentlich furchtsam: ich bat Kachi, sie zu mir in die Kajüte zu führen, und nahm sie selbst an die andere Hand. In der Thür wollte sie nach japanischer Sitte ihre Strohschuhe ablegen; da in der Kajüte aber weder Teppiche noch Matten waren, so gab ich ihr durch Zeichen zu verstehen, daß sie diese Höflichkeit unterlassen könne. Beim Eintritt legte sie beide Hände flach nach außen auf den Kopf, und verbeugte sich tief; ich führte sie zu einem Lehnstuhle, und Kachi zeigte ihr, daß man sich darin setzen müsse. Für diese unerwartete Besucherin befand sich zum Glück ein junges, ziemlich hübsches Frauenzimmer, die Frau unseres Unterchirurgen, am Bord. Als die Japanerin sie erblickte, schien sie Muth zu fassen und wurde lustiger: die Bekanntschaft zwischen beiden war bald gemacht. Unsere Russin bemühte sich, sie mit dem zu unterhalten, was fast allen Weibern gefällt, sie zeigte ihr nämlich ihren Puz. Die Japanerin, wie es schien, eine Dame nach der Mode, besah alles mit der größten Neugier; einige Kleidungsstücke legte sie an, und bezeigte ihre Verwunderung durch ein angenehmes Lächeln. Am meisten fiel ihr aber die weiße Farbe unserer Russin auf, sie führte die Hände an ihr Gesicht, als ob sie zweifelte, daß es ihre natürliche Farbe sey, und rief oft lächelnd: *io oi, io oi*, d. h. hübsch! hübsch! Als ich bemerkte, daß die Japanerin sich in ihrem neuen Puz gefiel, hielt ich ihr einen Spiegel vor.

Sie erstaunte über die Verschiedenheit ihrer Gesichtsfarbe von der unserer Russin, die gerade hinter ihr stand, und schob den Spiegel mit den Worten: wari, wari, d. h. nicht hübsch, nicht hübsch! zurück. Sie hatte im Gegentheil ein recht angenehmes Aeußere, ihr Gesicht war bräunlich und lang, mit regelmäßigen Zügen, der Mund klein mit glänzenden schwarz lackirten Zähnen; die Augenbraunen eng, schwarz, wie mit dem Pinsel gezogen, überwölbten zwei flammende nicht tief liegende Augen von derselben Farbe; das schwarze, in Form eines Turbans gekämmte Haar, hatte keinen andern Puz, als schildpattne Kämmе. Sie war mittelmäßig von Wuchs, dünn und wohlgebaut. Ihre Kleidung bestand aus sechs seidenen, dünn wattirten, unsern Schlafrocken ähnlichen, breiten Kleidern, von denen jedes sehr niedrig mit einer Binde umgürtet war. Vom Gürtel bis nach unten saßen die Kleider sehr straff, das obere war von schwarzer Farbe, die übrigen verschiedenfarbig. Ihre Sprache war schleppend, die Stimme hatte etwas melancholisches; dies alles, verbunden mit einer guten Physionomie, machte einen angenehmen Eindruck. Sie schien ungefähr 18 Jahr alt zu seyn. Wir bewirtheten sie mit gutem Blüthenthee und Pfefferkuchen; sie aß und trank mit großem Vergnügen. Beim Abschiede wurden ihr einige Geschenke gemacht, mit denen sie sehr zufrieden war. Ich rieth unserer Russin, sie zu küssen; als sie ihre Absicht merkte, begegnete sie ihrem Kusse und lachte viel. Sie fuhr in derselben Baidare ans Land, die dem Befehlshaber der Insel den Brief Kachis überbrachte.

Ich glaubte, daß wenn der Befehlshaber der Insel

eine Erklärung erhielt, weshalb wir das japanische Schiff langehalten hatten, so würde er eine schriftliche Antwort an mich, oder wenigstens an Takatai-Kachi schicken, und hoffte sogar, daß Leonsaimo, der vielleicht zurückgehalten war, zum Dolmetschen zu uns geschickt werden würde. Allein ganz wider unser Erwarten mußten wir vermuthen, daß die japanische Regierung dem Befehlshaber verboten hatte, in Unterhandlungen mit uns zu treten, denn statt der Antwort wurde den folgenden Tag auf unser Boot, das vom Lande mit Wasser zurückkehrte, aus vier Kanonen mit Kugeln geschossen. Ungeachtet dessen veränderte ich meinen alten Vorsatz nicht, nach Kamtschatka zu segeln, und dort von Kachi mehr zu erfahren, da ich durch ein zu vor-eiliges Unternehmen die Hauptsache nicht zu verderben wünschte.

Der Wind wurde günstig, und ich befahl, das Signal zur Lichtung der Anker zu geben. Früher hatte mich Takatai-Kachi gebeten, seinen Matrosen zu erlauben, unser Schiff zu besuchen. Ich willigte gern ein, und nun kamen sie alle der Reihe nach zu uns an Bord; sie waren neugierig, den Gebrauch eines jeden für sie neuen Dinges kennen zu lernen, und bewunderten am meisten unsere Takelage, das kühne Klettern auf den Mastkorb und über denselben. Ich ließ sie in meine Kajüte führen, wo sie dieselben Ehrfurchtsbezeugungen machten, als ob ich zugegen gewesen wäre. Dort reichte man ihnen in silbernen Schälchen russischen Branntwein, der sie dreister und fröhlicher machte. Sie fingen an, durch Zeichen sich mit unsern Matrosen zu unterhalten,

halten, bewunderten unsere tuchenen Kleidungen, die glänzenden Knöpfe und farbigen Halstücher, die sie von unsern Matrosen gegen japanische Kleinigkeiten eintauschten. Takatai-Kachi bemerkte auf dem Verdeck einige leere Fässer, und schlug vor, sie auf seinem Schiffe mit Wasser füllen zu lassen; seine Matrosen fuhren sogleich damit ab, und brachten sie mit gutem frischen Wasser gefüllt zurück. Es war erfreulich, Leute, die wir noch vor kurzem für unsere Feinde hielten, so freundschaftlich mit uns umgehen zu sehen. Diese guten Japaner fuhren, nachdem sie Abschied von uns genommen hatten, singend an ihr Schiff zurück.

Gegen Abend gingen die Schaluppe und die Brigg in See; von allen Batterien wurde sogleich mit Kugeln auf uns geschossen, weil man wahrscheinlich vermuthete, daß wir uns mit feindlichen Absichten nähern wollten. Wegen der weiten Entfernung konnten wir über diese Kanonade nur lachen; auch der japanische Befehlshaber stimmte mit ein und sagte: Kunaschir ist ein schlechter Ort für die Russen, Mangasaki ist besser. Wegen widrigen Windes mußten wir den folgenden Tag, fünf Meilen von der Festung, im Meerbusen vor Anker bleiben, und sahen durch die Fernröhre, ob die ans Land geschickte Baidare nicht nach dem japanischen Schiffe zurückkehrte. Allein Kachi sagte: so lange das russische Schiff die Insel nicht ganz verläßt, wird die Baidare in der Festung zurückgehalten werden. Den 17ten September lichteten beide Schiffe die Anker, und fingen an zu laviren, die Richtung gerade nach Kamtschatka nehmend. Auf dieser Reise litten wir viel von heftigen

Stürmen, die in der späten Jahreszeit hier, wie überall unter einer hohen Breite, äußerst gefährlich sind. Den 12ten waren wir in großer Gefahr: nur die Vorsehung vermochte es, uns vom unausbleiblichen Verderben zu retten. Um Mittag fing ein heftiger Wind an zu wehen, der nachher zu einem furchtbaren Sturme anwuchs. Eine Gruppe niedriger, zwischen Matsmai und Eschikotan liegender Inseln befand sich unter dem Winde. Es schien, daß das Schiff die großen Segel gut vertrage, und wir gingen rasch vorwärts; allein ungeachtet alles dessen trieb uns die Strömung bemerkbar auf jene Inseln. Wir konnten nicht hoffen, daß, bei den ungeheuern, vom offenen Ocean rollenden Wogen, unsere Anker halten würden, und waren in der größten Gefahr Schiffbruch zu leiden. Mit jeder Minute zeigte uns das Senkblei, wie sehr wir uns den gefährlichen Inseln näherten. Um $3\frac{1}{2}$ Uhr Nachmittag hatte die Tiefe von 18 Faden bis auf 13 abgenommen, und wir wurden seitwärts ans Land getrieben. In dieser dringenden Lage entschlossen wir uns, das letzte Rettungsmittel zu ergreifen: wir warfen einen Anker aus. Als er aber nicht hielt, und die Tiefe wieder um zwei Faden abnahm, warfen wir auf einem sandigen Grunde mit Steinen den zweiten aus. Dennoch wurde das Schiff von den heftigen Wellen auf die Seite geneigt, und die Anker schleppten auf dem Grunde. Nun ließen wir die Stangen und alle Raen herab, und zum Glück faßten die Anker. So rettete uns die Vorsehung zum zweiten Mal vom augenscheinlichen Untergange.

Da der Befehlshaber des japanischen Schiffes mit

mir in einer Kajüte wohnte, so hatte ich oft Gelegenheit, mich mit ihm zu unterhalten. Lange bestrebte ich mich, vom Capitain Golownin etwas von ihm zu erfahren; er hörte mit Aufmerksamkeit zu, wenn ich seinen Namen und Rang nannte, antwortete aber immer: ich weiß nichts. Da ich wußte, wie schwer die russischen Namen den Japanern auszusprechen waren, so verdrehte ich Golownin's Namen auf alle Art, und wurde endlich zu meiner größten Freude überrascht, als er mit Entzücken: Choworin wiederholte und sagte: „ich habe gehört, daß er auch in Matsmai sich aufhalte. Die Japaner halten ihn für einen russischen Danmio“ (d. h. großen Beamten). Nun erzählte mein guter Japaner, wie diejenigen, die Golownin gesehen hatten, ihn beschrieben: er sey groß von Wuchs, ernst von Ansehen, nicht fröhlich wie Capitain Moor, und rauche nicht gern Tabak, obgleich man ihm vom allerbesten gäbe. Moor, fuhr er fort, raucht gern ein Pfeifchen, und versteht ziemlich gut japanisch. Diese wahrhafte Beschreibung einiger Eigenheiten unserer Gefährten befreite uns von allem Zweifel, und wir dankten der Vorsehung, die uns in diesem Japaner einen so fröhlichen Boten gesandt hatte. Ueberdem freute ich mich auch, daß ich nichts Feindseliges gegen die Japaner unternommen hatte, was die falschen und tückischen Berichte Leonfaimo's fast erforderten. Ich erfuhr, daß unser Gefangene alle Jahre mit Waaren von Niphon nach der Insel Iturup segele, und von dort diesmal mit Fischen zurückkehrte; ich wunderte mich aber sehr, daß er Leonfaimo gar nicht kannte. Da

ich glaubte, daß ich den Namen nicht recht ausspreche, so zeigte ich ihm den von Leonsaimo mit eigener Hand in meinem Taschenbuche aufgeschriebenen Namen und Geburtsort, Matsmai. Nachdem Kachi gelesen hatte, sagte er, daß es einen Kaufmann dieses Namens nie auf Iturup gegeben habe; er kenne die jetzigen und vorigen alle, und nannte sie mir. Nun fiel es mir ein, alle Namen, die Leonsaimo angenommen hatte, zu wiederholen, als: Nagatschewa, Tomogero, Chorodsi. Beim letzten rief Takatai-Kachi mit Bewunderung und lachend aus: Chorodsi kenne ich und der hat sich in Rußland für einen Djagoda ausgegeben? Ja, sagte ich, auch hörten wir von ihm, daß er ein großes Vermögen besitze. Er hat nie eine Waidare besessen, erwiederte mein Japaner; sein früherer Stand war der eines Banin, d. h. Aufseher über die Fischereien, und da er gut schrieb, so besorgte er die Correspondenz; gebürtig ist er aus dem Fürstenthume Nambu, nicht aus Matsmai, und zur Frau hat er die Tochter eines behaarten Kurilen. Er sprach die letzten Worte mit Verachtung aus, und führte die Hand an den Hals, um anzudeuten, daß dem Leonsaimo, wenn man in Japan erführe, daß er sich für einen Beamten ausgegeben, der Kopf abgehauen werden würde.

— Nach dieser Entdeckung war es klar, daß die von uns zu dem Befehlshaber der Insel gesandten Japaner seinen tückischen und rachsüchtigen Eingebungen Gehör gegeben hatten. Uebrigens hatte ich das Ausbleiben des Japaners mit dem Briefe, und die Flucht desjenigen, der Leonsaimo ans Land begleitete, mit Unrecht der Furcht

aus Schiff zurückzukehren, beigeschrieben. Nach Takatai-Kachis Aussage verbietet ein Gesetz, japanische Unterthanen, die über ein Jahr im Auslande lebten, bei ihrer Rückkehr ins Vaterland zu ihren Familien zu lassen; sie werden nach Eddo geschickt, wo ihr Betragen untersucht wird, und wo sie, wie ich glaube, ohne Hoffnung bleiben, die Ihrigen wiederzusehen. Unsere Japaner waren nur ein Jahr in Kamtschatka gewesen, also kann man ihre Flucht bloß dieser Ursache beilegen.

Nachdem wir uns von den stürmischen japanischen Küsten entfernt hatten, hatten wir auf der Höhe der kurilischen Inseln, im Angesicht der nach der Fregatte des berühmten La Peyrouse benannten Meerenge, die Bussole, so heiteres Wetter, daß wir einige astronomische Beobachtungen machen konnten. Wir segelten absichtlich durch diese breite Straße ins Ochotskische Meer, und gingen, nachdem wir die westlichen Küsten einiger Inseln, die nördlich von dieser Straße liegen, untersucht hatten, durch einen neuen Kanal zwischen den Inseln Koikoke und Matou wieder in den Ost-Ocean. Da diese Straße auf keiner Seecharte benannt ist, so gaben wir ihr zu Ehren unseres unglücklichen Capitains, der der Zweck unserer Reisen geworden war, den Namen Solowin.

Den 22sten September entdeckten wir die Höhen der erloschenen Vulkane von Kamtschatka, die schon mit Schnee bedeckt waren; in den Thälern war es noch grün und die Temperatur ziemlich warm. Unser Kachi gestand, daß er auf seinen Reisen nach Iturup und Urup um diese Jahreszeit dort mehr Schnee gesehen

habe, und die Kälte fühlbarer sey. Wir näherten uns mit günstigem Winde der Bay Awatscha, und hofften den folgenden Tag in den Peter-Pauls-Hafen einzulaufen; allein der Wind veränderte sich, und trieb uns wieder in See, und nach den größten Gefahren hätten wir in einer sehr dunkeln Nacht fast Schiffbruch gelitten. Wir gelangten nicht eher als den 2ten October in den Hafen, wo wir drei Schiffe fanden: ein Transportschiff mit Proviant von Ochotsk und zwei Schiffe unter amerikanischer Flagge, die Hrn. Dobel, Bürger der vereinigten amerikanischen Staaten, gehörten. Beide Schiffe hatten in Canton und Manilla, wo sie auf der Reise nach Kamtschatka einliefen, Ladungen eingenommen, die Hrn. Dobel gehörten. Er selbst befand sich als Capitain auf einem der Schiffe, und hatte die gute Absicht, den Handel zwischen China und andern benachbarten reichen Ländern mit Kamtschatka wieder anzuknüpfen. — Meine größte Sorge war, unsern guten Japaner so bald wie möglich aus Land zu schaffen, da er äußerst betrübt und von der gefahrvollen Seereise angegriffen schien. Später erfuhr ich die wahre Ursache von ihm. Als wir die Glückwünsche der zu uns an Bord gekommenen Officiere und Freunde annahmen und der überstandenen Reise uns erfreuten, fing unser Japaner an, über sein Schicksal bekümmert zu werden. Er glaubte, daß wir ihn in eben so strengem Gewahrsam halten würden, als man unsere Gefährten in Japan hielt. Wie groß war sein Erstaunen, als er mit mir nicht nur in demselben Hause, sondern in denselben Zimmern einquartiert wurde!

Nachdem den 12ten October am Schiff ein Dankfest für die dreimalige Rettung vom Untergange gefeiert worden war, zogen Officiere und Matrosen ans Land.

So endete unsere erste Fahrt nach den japanischen Küsten zur Befreiung Solownins und seiner Unglücksgefährten. Die Frucht derselben war, daß wir von unserm Gefangenen Takatai - Kachi erfahren hatten, daß die Unsrigen lebten. Viel war dadurch gewonnen, und reichlich waren unsere Mühseligkeiten belohnt.

Takatai - Kachi, der zwanzig Jahr lang in allen Häfen seines Vaterlandes einen ausgebreiteten Handel getrieben hatte, was seine Kenntniß in der Schifffahrt bestätigte, mußte seiner Regierung bekannt seyn. Sein edles Benehmen bewies, daß er zur aufgeklärten Klasse von Leuten gehörte. Zu meinem Troste sah ich, als Urheber seiner jezigen Lage, nicht den mindesten Kummer in ihm. Er nährte sich im Gegentheil mit der Hoffnung, daß er bei seiner Rückkehr im Stande seyn würde, zu beweisen, daß unsere Regierung gegen die japanische gar keine feindlichen Absichten hege, und verbürgte sein Leben dafür, daß vermittelst einer Gesandtschaft nach Nangasaky, die Befreiung unserer Gefangenen sicher erfolgen müsse. Es war mir in diesem Augenblick äußerst unangenehm, nicht den in Irkutsk befindlichen japanischen Dolmetscher bei mir zu haben, der erst im künftigen Sommer in Kamtschatka ankommen konnte. Das Verlangen, sich beiderseits zu verständigen, war jedoch so groß, daß Kachi und ich eine Sprache bildeten, in der wir uns sogar von abstracten Gegen-

ständen unterhalten konnten. Ich zählte ihm alle Mißverständnisse und Fehler her, die die Ursache der Unzufriedenheit der Japaner waren, das Fehlschlagen der Gesandtschaft nach Rangasaky u. s. w. Takatai-Kachi sagte mir, daß alle Bewohner Japans, bei der Nachricht von der Ankunft der russischen Gesandtschaft in Rangasaky, und daß mit Rußland Handelsverbindungen angeknüpft werden sollten, sehr erfreut waren, beim gänzlichen Bruche mit dem Gesandten aber sehr auf die Regierung schmähten. Oft rief unser Kachi, wenn er von diesen Gegenständen sprach, aus: „In meinem Unglücke erkenne ich Gottes Hand, die mich als ihr Werkzeug gebrauchen will. Ohne besondere Ursachen lief ich in Kunaſchir ein, nachdem ich fünf Jahre dort nicht gewesen war, und bewog euch, den Entschluß, die Festung zu überfallen, aufzugeben; folglich rettete ich einigen Duzend Russen und einigen Hunderten Japaner das Leben. Dieser Gedanke belebt mich, und ich hoffe, trotz der Schwäche meiner Gesundheit, das rauhe Klima von Kamtschatka auszuhalten.“ Die Aufmerksamkeit, die jeder Russe ihm erwies, wirkte so sehr auf diesen edeln Menschen, daß er Tag und Nacht nur darauf sann, wie er in seinem Vaterlande das Volk, dessen Gefangener er jetzt war, in einem wahren Lichte darstellen könne, nicht wie früher in Rußland gewesene Japaner gethan hatten. Da er viel tiefer dachte, als seine Vorgänger, so sah er, daß der Vortheil seines ihm theuern Vaterlandes es erheischte, daß der zwischen Rußland und Japan zufällig entstandene Zwiespalt friedlich geschlichtet werde. Er sah wohl ein, daß sein Va-

terland bei einem gänzlichen Bruche den Kürzern ziehen müsse, und bestrebe sich daher, uns die Ursache der Feindseligkeiten der Japaner begreiflich zu machen, und ihre unabänderlichen Gesetze und Sitten zu erklären, aus Unkunde welcher jeder Ausländer sie sehr falsch beurtheilen müsse. Er versicherte, daß die Japaner gar nicht die Absicht hätten, Haber mit einem benachbarten großen Staate anzufangen; allein Feindseligkeiten, die vor einigen Jahren von Russen auf den japanischen Küsten verübt waren, veranlaßten sie freilich, die Russen als Feinde anzusehen, was allerdings nicht geschehen wäre, wenn Japan, gleich andern Staaten, mit den benachbarten Regierungen in Verbindung stände. Aus dieser Ursache eben hatten sie nicht erfahren können, daß die Schiffe unter russischer Flagge die Feindseligkeiten ganz ohne Wissen der Regierung verübt hatten; die Gewaltthaten von Seiten der Japaner, die übrigens in ganz Japan für unrechtmäßig erkannt wären, seyen bloß auf den Wunsch begründet, eine Erklärung von der russischen Regierung zu erhalten. Ich bin überzeugt, fuhr er fort, daß ein bloßes Zeugniß des irkutskischen Gouverneurs, daß die Regierung keinen Theil an den Unthaten Chwo stow s habe, hinreichend seyn wird, den Gefangenen die Freiheit zu verschaffen. — Alles was der gute und ehrliche Kachi sagte, waren nicht leere Worte, die ihm zur Erhaltung seiner Freiheit dienen sollten; er war vielmehr, wie der Erfolg lehrte, das Werkzeug zur Beendigung der Zwistigkeiten zwischen beiden Staaten, durch die Herausgabe der Gefangenen, und zur Festsetzung einiger, zwar nicht wichtigen, aber

doch gegen die Grundgesetze Japans gemachten Punkte. Ich schrieb dem Befehlshaber von Dchoſſ ausführlich hierüber, und ersuchte ihn, ein officiellcs Schreiben vom irkuzlischen Gouverneur an den Bunjo von Matsmai zu bitten, welches ich von Dchoſſ abholen wollte. Takatai-Kachi versprach diesen Brief persönlich dem Gouverneur von Matsmai zu übergeben, und nach Kunaſſir (wo er ausgesetzt werden sollte) eine entscheidende Antwort und Nachricht von unsern Gefangenen zu bringen. Dies war der Plan für die nächste Reise.

Bis zur Mitte des Winters befand sich Kachi sehr wohl, allein der Tod zweier von seinen Matrosen wirkte heftig auf ihn: er wurde nachdenkend, traurig, klagte über seine schwache Gesundheit, versicherte dem Arzt, daß er den Scorbut in den Füßen habe, und behauptete, daß es ihm das Leben kosten würde. Die wahre Ursache seines Kummers war aber der Wunsch, schneller in sein Vaterland zurückzukehren, und die Furcht, in Dchoſſ zurückgehalten zu werden. Er offenbarte mir seinen Verdacht. Da ich einsah, daß von der Rückkehr Kachis sowohl die Befreiung der Unsrigen, als auch vielleicht die Einleitung einer Handelsverbindung abhinge, so beschloß ich, ohne eine Antwort aus Irkuzſ abzuwarten, ihn nach Japan zurückzuführen. Als ich ihn hiervon benachrichtete, rief er seine übrigen zwei Matrosen zu sich, theilte ihnen die fröhliche Neuigkeit mit und bat, daß ich ihn mit den Matrosen allein lassen möchte. Ich glaubte, daß der fromme Kachi ohne Zeugen zu Gott beten wolle, allein bald darauf trat er mit seinen Matrosen in Staatskleidung und seinen Sä-

bel an der Seite zu mir in die Kajüte und fing an, mir seine Dankbarkeit zu bezeugen. Ich wurde durch diese Scene tief gerührt, und betheuerte dem guten Japaner, daß ich mein Versprechen halten würde.

Im April, als ich damit beschäftigt war, das Schiff in reisefertigen Stand setzen zu lassen, erhielt ich vom irkutischen Gouverneur den Auftrag, die Allerhöchst neubestätigte Verwaltung von Kamtschatka als Befehlshaber in Ausführung zu bringen, und überließ während meiner Abwesenheit dies Geschäft dem Lieutenant Kuda-kow *).

Den 6ten Mai war das Eis durchgehauen, und das Schiff wurde in die Bay Awat sch a gezogen; den 23sten Mai stachen wir in See. Nach einer sehr glücklichen Fahrt von zwanzig Tagen warfen wir in der Bay des Verraths, in einer gleichen Entfernung von der Festung, wie im vorigen Sommer, die Anker aus. Auf Takatai, Kachi's Rath wurde den zwei Matrosen befohlen, bereit zu seyn, ans Land zu fahren. Die Niederlassung war wie vorher mit gestreiftem Zeuge behängt, aus den Batterien wurde nicht aufs Schiff geschossen, und am ganzen Ufer war nicht die mindeste Bewegung sichtbar.

*) Seine Stelle auf der Diana vertrat der Lieutenant Filatow, der die Brigg Sotik befehligt hatte. Die Brigg wurde im vorigen Herbst durch einen heftigen Sturm bei der Insel Kunaschir von uns getrennt, und litt an der Küste von Kamtschatka Schiffbruch. Die Mannschaft und ein Theil der Ladung wurde durch Hrn. Filatows Thätigkeit gerettet.

Als das Boot, welches die beiden Japaner ans Land führen sollte, fertig war, kamen sie zu mir in die Kajüte, um mir für ihre Befreiung ihre Erkenntlichkeit zu bezeugen, und von Takatai-Kachi sich Aufträge an den Befehlshaber der Insel zu verschaffen. Bei dieser Gelegenheit äußerte ich, daß ich von den Matrosen erwartete, daß sie vom Befehlshaber von Kunaschir eine Antwort bringen würden, was unsere Gefangenen machten, und fragte Kachi, ob er für ihre Rückkehr bürgte. „Nein,“ antwortete er. — Warum nicht, fragte ich, sind dir denn die Gesetze deines Volks nicht bekannt? — „Ja wohl, aber nicht alle.“ — Ist es so, erwiederte ich, mich zu den Matrosen wendend, so erklärt dem Befehlshaber von Kunaschir in meinem Namen, daß wenn er euch am Lande zurückhält, und mir keine Nachricht von dem Schicksale unserer Gefährten sendet, ich euren Befehlshaber mit mir nach Schoßk führen werde, von wo noch in diesem Sommer einige Kriegsschiffe herkommen werden, um mit bewaffneter Hand die Befreiung der Gefangenen zu fordern. Ich gebe ihm bloß drei Tage Zeit zur Antwort. — Bei diesen Worten veränderte sich Takatai-Kachi im Gesichte, doch sagte er ziemlich gefaßt: „Befehlshaber des Kaiserlichen Schiffs! (so redete er mich bei wichtigen Gelegenheiten an) du sprichst mit Hitze, deine Sendung an den Befehlshaber von Kunaschir durch meine Matrosen enthält viel, nach unsern Gesetzen aber sehr wenig; du drohst vergebens mich nach Schoßk zu führen. Wenn der Befehlshaber für gut findet, meine Matrosen am Lande zu behalten, so können weder zwei noch zwei tausend Matrosen mich

ersehen. Ueberdem thue ich dir kund, daß es nicht in deiner Macht steht, mich nach Ochogt zu führen; doch hiervon nachher, sage mir jetzt nur, ob du wirklich entschlossen bist, meine Matrosen unter diesen Bedingungen ans Land zu lassen?“ „Ja, erwiederte ich, als Commandeur eines Kriegsschiffs kann ich bei diesen Umständen und nach den mir auferlegten Instructionen nicht anders handeln.“ — „Gut,“ antwortete er, „so erlaube mir, meinen Matrosen die letzte nothwendige Instruction zu geben, und dem Befehlshaber von Runaschir mündlich von mir Nachricht geben zu lassen, denn den versprochenen Brief werde ich jetzt nicht mit ihnen abschicken.“ Er setzte sich etwas zurecht, nahm eine ernste Miene an und fuhr fort: „du kannst japanisch genug, um alles zu verstehen, was ich meinen Matrosen in klaren Worten sagen werde. Ich will nicht, daß du den Verdacht auf mich werfest, daß ich böse Absichten haben könnte.“ — Die Matrosen, die auf den Knien saßen, näherten sich ihm gebückt und hörten aufmerksam zu. Zuerst unterrichtete er sie vom Ceremoniel, welches sie zu beobachten hatten, wenn man sie dem Befehlshaber von Runaschir vorstellte; dann erzählte er nach der Reihe her, wann sie aufs russische Schiff gebracht wurden, wie man sich ihrer dort angenommen, wann sie Kamtschatka erreicht, daß sie mit mir in denselben Zimmern gewohnt hätten und gut verpflegt wurden, daß die beiden Japaner und der behaarte Kurile, trotz aller Sorgfalt des Arztes starben, daß das Schiff, wegen seiner Krankheit, jetzt eilig nach Japan gesegelt sey u. s. w. Er wiederholte ihnen mehrmals, daß sie alles

ohne Fehler vor dem Befehlshaber von Kunaschir her-
sagen möchten, und schloß mit dem größten Lobe von
mir. Endlich betete er schweigend vor seinem Heiligen-
bilde, welches er einem der Matrosen übergab, um es
seiner Frau zuzustellen; auch gab er ihm seinen großen
Säbel, den er den väterlichen nannte, weil er sei-
nem Sohne und Nachfolger eingehändig werden sollte.
Nun stand er auf, und bat mich mit ruhiger, ja hei-
terer Miene um Brantwein, um seine Matrosen beim
Abschiede zu bewirthen. Er trank mit ihnen und beglei-
tete sie aufs Verdeck, ohne ihnen andere Aufträge zu
geben. Sie fuhren auf unserm Boote ans Land, und
gingen ungehindert in die Festung.

Die Abschiedsscene Kachi's und seiner Matrosen,
und die bedeutenden Worte: „es wird nicht in deiner
Macht stehen, mich nach Schost zu führen,“ setzten
mich in große Verlegenheit. Die Rückkehr der japani-
schen Matrosen schien mir ganz unzuverlässig; ich konn-
te den erbitterten Japaner wohl als Geißel zurückhalten,
allein die Ausführung seines verwegenen Plans konnte
ich nicht verhindern. Ich konnte mich lange nicht ent-
schließen, ihn ans Land zu lassen, denn durch ihn ver-
loren wir die letzte Hoffnung zur Befreiung der Unsrigen;
allein nachdem ich alles reiflich erwogen, sah ich, daß
ich zum letzten Mittel schreiten müsse. Ueberdem nahm
ich mir vor, wenn Kachi nicht an Bord zurückkehrte,
selbst nach der Niederlassung zu gehen. Da ich etwas
japanisch konnte, so wäre es nicht schwer gewesen, mich
verständlich zu machen, auch konnte das Schicksal unse-
rer Gefährten, wenn sie noch lebten, dadurch nicht

verschlimmert werden; hatte man sie getödtet, so wäre die ganze Sache und mein Leiden beendigt gewesen. Ich theilte dem ältesten Officier meine Absicht mit, um ihm frühzeitig einige Instructionen über Dienstpflichten zu geben, die ich nicht beendigt hatte. — Nun erklärte ich unserm Japaner, daß er ans Land fahren könne, wenn es ihm beliebt, denn ich verlasse mich ganz auf seinen Edelmuth, und setzte hinzu, das sein Ausbleiben mir das Leben kosten würde. — „Ich verstehe,“ erwiederte er, „du kannst ohne ein schriftliches Zeugniß über das Schicksal der Gefangenen nicht nach Dchozk zurückkehren, auch ich kann meine Ehre nicht beslecken, lieber verliere ich das Leben. Ich danke dir für dein Zutrauen, ich hatte aber auch früher nicht die Absicht, mit meinen Matrosen an einem Tage ans Land zu fahren, das ist nach unsern Gesetzen nicht anständig; morgen früh aber, wenn es dir gefällt, laß mich ans Land setzen.“ — „Ich fahre selbst mit,“ erwiederte ich. „So sind wir denn wieder Freunde,“ rief er mit Entzücken aus, „jetzt will ich dir erklären, was das Abschicken meines Heiligenbildes und des väterlichen Säbels bedeutete; zuvor aber muß ich dir mit derselben Offenherzigkeit, mit der ich nun fast ein Jahr lang immer mit dir gesprochen habe, dir erklären, daß deine mündliche Vorschast an den Befehlshaber von Runaschir sehr beleidigend für mich war. Deine Drohungen über die Ankunft von Kriegsschiffen in diesem Sommer gingen mich nichts an; als du aber deinen Vorsatz erklärtest, mich nach Dchozk zu führen, sah ich, daß du in mir einen Betrüger zu finden glaubtest, wie in Chorodsi. Ich gestehe, daß

ich kaum glauben konnte, daß diese meine Ehre befleckenden Worte von dir ausgesprochen wurden. Sonderbar ist, daß du in dreihundert Tagen mir nichts im Zorne gesagt hast, da ich, bei meinem hitzigen Temperamente, oft und fast ganz ohne Ursache in Zorn gerieth; heute, bei einer so wichtigen Gelegenheit, liebest du den Zorn Oberhand über deine Vernunft nehmen, und hättest mich dadurch in einem Augenblicke zu einem Uebelthäter und Selbstmörder machen können. Unsere National-Ehre erlaubt es einem Menschen von meinem Stande nicht, in einem fremden Lande Gefangener zu seyn, und dazu wolltest du mich machen, da du die Absicht hattest, mich nach Dchoyk zu führen. Nach Kamtschacka reiste ich mit dir meinem Wunsche gemäß, wovon ich unserer Regierung auch Bericht abstatete; nur die Matrosen gingen wider ihren Willen. Die Uebermacht war damals auf deiner Seite, allein mein Leben war immer in meiner Hand. Jetzt kann ich dir immer das Geheimniß meiner Absichten offenbaren: ich war fest entschlossen, da ich dich unerschütterlich fand, einen Selbstmord an mir zu begehen. Als Beweis der Ausführung desselben, schnitt ich den Haarbüschel von meinem Kopfe, und legte ihn in das Kästchen meines Heiligenbildes. Dies bedeutet nach unsern Sitten, daß derjenige, von dem die Haare kommen, sein Leben mit Ehren geendet, d. h. sich den Bauch aufgeschlitzt habe. Die Haare werden mit eben den Feierlichkeiten zur Erde getragen, als ob es der Leichnam selbst wäre. Da du mich Freund nennst, so will ich dir nichts verhehlen: meine Erbitterung ging so weit, daß ich sogar dich und
deinen

deinen ältesten Officier ermorden, und es nachher der Mannschaft selbst anzeigen wollte!“ — Was für empörende Begriffe von Ehre! Die Japaner halten eine solche That für äußerst rühmlich; das Andenken des Helden wird verherrlicht, und die Ehre erstreckt sich auch auf seine Familie. Handelt er anders, so werden seine Kinder aus ihrem Geburtsorte vertrieben.

Mit solchen furchtbaren Gedanken hatte in einer Kajüte mit mir ein Mensch gewohnt, den ich als meinen aufrichtigen Freund ansah und ruhig schlief! Sehr erfreut, der drohenden Gefahr entronnen zu seyn, sagte ich ihm, daß ich mich wundere, daß er seine Rache so beschränkt habe, da er durch Anzündung der Pulverkammer uns Alle auf einmal vernichten konnte? „Euch alle in die Luft zu sprengen?“ sagte er, „nein mein Freund; ich wußte es wohl, aber was wäre das für Kühnheit gewesen? Nur feige Seelen rächen sich auf so hinterlistige Art; du glaubst vielleicht, daß ich dich im Schlafe morden wollte, da ich dich als einen tapfern Mann kenne? Ich hielt es für überflüssig, mich darüber zu erklären; nein, ich wäre offen zu Werke gegangen!“ Nach diesem offenherzigen Geständnisse wurde er in meinen Augen noch schätzenswerther.

Den folgenden Tag fuhr ich mit meinem versöhnten Japaner ans Land. Nahe beim Ufer sahen wir zwei Japaner aus der Festung kommen, die wir zu unserer größten Freude bald für unsere japanischen Matrosen erkannten. Wir erwarteten sie beim Flüschen, gegenüber welchem unser Schiff lag. Sie berichteten ihrem Herrn, daß sie vom Befehlshaber von Kunaschir sehr gut

aufgenommen wurden, und daß auf meine Anfrage, die Wasserfässer beim Flüschen zu füllen, die Erlaubniß unter der Bedingung zugestanden sey, daß unsere Matrosen nicht auf die andere Seite des Flüschen, gegenüber der Niederlassung, kämen. Es befanden sich unfertwegen drei angesehenene Beamte in der Niederlassung, von denen die zwei ältesten Kachi's Freunde waren. Mehr hatten die Matrosen uns nicht mitzutheilen, außer daß der Befehlshaber der Insel unsern Kachi bald zu sehen wünsche. Von den Geschenken, die ich den japanischen Matrosen gemacht hatte, hatten sie einige Kleinigkeiten mit ans Land genommen; der Befehlshaber von Kuna-schir hatte alles besichtigt, den Matrosen aber nicht erlaubt, sie zu behalten. Daher brachten sie alles in einem Bündelchen zurück. Ich hielt dies für eine feindselige Handlung; allein Takarai-Kachi beruhigte mich mit der Versicherung, daß die Annahme von Geschenken durch ein Gesetz verboten sey.

Einer der Matrosen reichte mir hierauf ein Kästchen, welches der Befehlshaber mir mit Papieren aus Mats-mai schickte. — Voller Freude hoffte ich Briefe von unseren gefangenen Freunden darin zu finden, und wollte es sogleich öffnen; allein der verständige Kachi hielt mich davon ab und sagte: „mäßige deine Neugier! in diesem Kästchen müssen wichtige Papiere von unserer Regierung an die Eurige seyn!“ — Er nahm das Kästchen von mir, und bezeugte demselben seine Ehrerbietung, indem er es dreimal auf den Kopf hob und sagte: „alles begünstigt uns, ich sage uns, weil ich mich, meinem Gefühle nach, für einen halben Russen ansehe. Gut

wird es seyn, wenn du mir erlaubst, das Kästchen dem Befehlshaber zurückzubringen; morgen kehre ich damit zurück, so fordert es unsere Sitte.“ Es erhoben sich Zweifel in mir, doch in demselben Augenblick entschloß ich mich, seinem Rathe zu folgen. Nun schied ich von meinem japanischen Freunde — und reichte ihm die Hälfte meines zerschnittenen weißen Schnupstuches, sagend: wer mein Freund ist, der bringt mir nach einem, zwei, oder höchstens drei Tagen die andere Hälfte meines Tuches. Mit fester Stimme erwiderte er, daß nur der Tod ihn abhalten könne, dies zu erfüllen. „Nicht nach einem Tage,“ fuhr er fort, „sondern Morgen früh kehre ich ans Schiff zurück, erlaube nur meinen Matrosen, jetzt mit mir zu gehen.“ Ich willigte ein und kehrte an Bord zurück, wo ich die Nacht über alles streitfertig halten ließ. —

Am andern Tage berichtete man mir, daß zwei Japaner aus der Niederlassung kämen, und daß einer mit etwas Weißem winkte. Ich erkannte unsern guten Kachi, und schickte sogleich ein Boot nach ihm, auf dem er mit einem seiner Matrosen an Bord kam, und die freudige Nachricht brachte, daß Briesen aus Matsmai zufolge, alle Russen, außer dem Steuermann, sich wohl befänden; letzterer war gefährlich krank gewesen, hatte keine japanischen Aerzte zu sich gelassen, und zehn Tage keine Speise genossen; jetzt aber befand er sich besser. In der Kajüte gab mir Kachi den aus Matsmai erhaltenen japanischen Brief mit der russischen Uebersetzung, der sich in dem obervähnten Kästchen befand. Ich meldete dem Befehlshaber von Kunaschir den Em-

pfang durch einen Brief, den Kachi übergeben wollte, und that, seinem Rathe zufolge, den Vorschlag, gerade nach Chakodade zu segeln, wenn er zwei Japaner zu uns schicken wolle, vermittlest deren wir bei unserer Ankunft in Chakodade die ersten Unterhandlungen anknüpfen könnten. Takatai-Kachi übernahm es, den Brief dem Befehlshaber zu verdolmetschen, und wir setzten ihn gegen Abend ans Land. Am folgenden Tage kam er, trotz des stürmischen Wetters, zu uns an Bord, und erklärte mir, daß der Befehlshaber von Kunaschir meinen Vorschlag in Betreff der zwei Japaner, die mir nach Chakodade folgen sollten, für rechtmäßig halte, selbst aber es nicht bewilligen könne, sondern meinen Brief mit einem Berichte an den matsmaischen Gouverneur abfertigen wolle, dem er auch meinen ersten Brief am Tage unserer Ankunft in Kunaschir zugeschickt habe, denn in Matsmai befänden sich Dolmetscher der russischen Sprache. Die Post von Kunaschir nach Matsmai kehrt, nach der Versicherung unseres Freundes Takatai-Kachi, in zwanzig Tagen zurück. Bei so günstigen Umständen beschloß ich, die Entscheidung des matsmaischen Gouverneurs abzuwarten, dem meine Briefe ohne Zweifel verdolmetscht wurden, die Antworten auf dieselben also sehr wichtig seyn mußten. Wir wünschten die Zwischenzeit bis zur Ankunft der Post nützlich anzuwenden, und die Bay des Verraths genau zu untersuchen; ich bat daher den Befehlshaber von Kunaschir um die Erlaubniß, in Bötten in der Bay umherzufahren. Er bat aber unsern Freund Kachi, uns höflich zu erklären, daß dies gegen seine Vorschriften

sey, und daß unsere Bote nicht weiter als das Flüsschen, und zwar nur unter der vorigen Bedingung fahren könnten. Wir mußten uns damit begnügen, daß die abschlägliche Antwort wenigstens auf eine höfliche Art gemacht wurde. Indeß fuhr Takatai-Kachi, der einen so lebhaften Theil an uns nahm, fort, uns alle drei Tage zu besuchen. Seine guten Matrosen brachten uns manchmal in seinem Namen frische Fische, die ich jedesmal unter die Mannschaft vertheilen ließ. Als Bezahlung durften sie nichts annehmen, und immer entschuldigte sich Kachi wegen des unergiebiges Fanges. Wir hatten auch wirklich die ganze Zeit über nur sieben- zehn Fische erhalten.

Jeder seiner Besuche war ein Fest für uns. Den ersten machte er den 14ten July. Traulich mit ihm plaudernd, sagte ich ihm, daß ich mehrmals das matsmaische Schreiben mit Aufmerksamkeit durchgelesen hätte, und mich sehr wundere, daß man in demselben der vorjährigen Begebenheit, d. h. das Aushalten seines Schiffes und seiner Reise nach Kamtschatka, gar nicht erwähne. Er erwiderte, daß er sich auch wundere, und nannte dies Versähen seiner Regierung Lissingi, ein vielbedeutender japanischer Ausdruck. Nach einigem Nachdenken fuhr er jedoch fort: „nein! die Regierung hat doch kein Versähen begangen, indem sie euer feindliches Benehmen nicht berücksichtigte. Nach unsern Gesetzen waret ihr berechtigt, feindlich zu verfahren, da man euch den Tod der Gefangenen anzeigte; ja selbst wenn ihr mich und viele Leute auf dem Fahrzeuge getödtet hättet, so hätte die Regierung, da sie jetzt zu einer

Versöhnung geneigt ist, doch keine Rücksicht davon genommen. Ueberdem habe ich heute, mit dem Befehlshaber redend, erfahren, daß Choro dsi euch nicht betrogen habe; sondern daß der vorige Befehlshaber, der sich auch jetzt hier befinde, ihm wirklich zur Antwort gegeben habe, daß alle getödtet seyen, weil er vor Begier brannte, Chwostow's Gewaltthaten zu rächen, und den Augenblick mit Ungeduld erwartete, wo ihr die Festung angreifen würdet. Die ganze Besatzung, dreihundert Mann Japaner stark, hatte geschworen, mit den Waffen in der Hand zu sterben; sie hatten sich lebendig begraben, d. h. ihre Haarbüschel abgeschnitten, und sie in einem Kasten in Papier gewickelt, mit dem Namen eines jeden eingepackt, um sie beim Ueberfalle sogleich nach Mats mai zu schicken. Ich kenne auch eure Entschlossenheit, fuhr er fort; es wäre ein furchtbares Blutbad geworden. Das Uebergewicht eurer Artillerie hätte euch den Sieg gegeben, doch hättet ihr ihn nicht lange benutzen können; denn nur auf eine wunderbare Art wären einige von euch entkommen, indem die Japaner aus Erfahrung wissen, wie sehr die Eurigen den Branntwein lieben, und beschlossen hatten, ihn zu vergiften.“

Nachdem wir uns ziemlich lange unterhalten hatten, erklärte er mir, wie sehr der Befehlshaber bedauere, daß er uns jetzt nichts gutes zur Nahrung schicken könne. Doch hatte er, obgleich die Zeit des Fischfanges noch nicht eingetreten war, zwei Böte deshalb abgefertigt, und Takatai-Kachi versprach, trotz unsern Bitten, sich nicht so sehr zu beunruhigen, selbst mit dem glück-

lichen Fange zu kommen. „Die Erstlinge, sagte er, werden Freunden, wofür ich euch erkenne, immer persönlich überreicht.“ Er schied von uns und fuhr ans Land, wo er vom Flüschen bis zur Festung noch wenigstens zwei Werste zu Fuß gehen mußte.

Den folgenden Tag kam er wegen des schlechten Wetters nicht zu uns; allein am 16ten kam er schon so früh, daß die Wachen ihn nicht eher gewahr wurden, als er schon am Flüschen unser Boot erwartete, was mir sehr unangenehm war. Als er an Bord kam, entschuldigte ich mich, daß er einige Zeit hatte warten müssen, denn wir hätten uns kaum vorstellen können, daß er seine Ruhe so wenig schätze. Er gestand mir offenherzig, daß er empfindlich sey. „Von der Niederlassung an, sagte er, schwenkte ich unaufhörlich ein weißes Tuch, und wäre das Boot noch länger ausgeblieben, so wäre ich zurückgekehrt. — (Der Alte war sehr ehrgeizig, ich mußte daher die Wachen in seiner Gegenwart ausschelten). Du wunderst dich, fuhr er fort, daß ich so früh auf bin; der Befehlshaber hielt mich davon ab, allein ich muß Wort halten. Der gestrige Tag war äußerst unangenehm für mich. Ich wartete bis zum Abend auf die Rückkehr der Fischer, daher war es zu spät zu euch zu kommen. Ich konnte nicht ruhig schlafen, da ich mein Versprechen nicht gehalten hatte; ich stand vor Sonnenaufgang auf, trank eilig Thee und verließ mit dem gestrigen Fange, der, wie du siehst, nur aus vierzehn Fischen besteht, die Niederlassung. Heute werde ich das Vergnügen haben, frische Fische mit dir zu essen, die ich am Lande noch nicht

gekostet habe.“ Wie konnte ich dem gutem Kachi für seinen Eifer danken! Wir sind Freunde, sagte ich ihm, und verstehen einander! Das Mittagsmahl wurde früher aufgetischt, als gewöhnlich, denn er äußerte oft, daß er hungrig sey. Er setzte sich mit uns an den Tisch: Fisch mit japanischem Reis gekocht war die einzige Schüssel. Er aß ungewöhnlich viel. Ich hatte auch lange keinen so schmackhaften Fisch gegessen, den, statt aller Saucen, japanische Freundschaft würzte. Nach Tische tranken wir die Gesundheit unsers guten Kachi, und brachten ihn gegen Abend wieder ans Land.

Den 18ten besuchte er uns wieder und beklagte sich sehr über lange Weile am Lande, und schlechte Kost vom Commissionair der Kaufmannschaft, die diese Insel gepachtet hatte. Er hatte mit dem Commissionair deshalb einen Wortwechsel gehabt, und vom Befehlshaber der Insel dreißig Kurilen und Bauholz erbeten, womit er sich ein Häuschen erbauet hatte, in welchem er mit seinen zwei Matrosen sehr ruhig lebte. Von dem Commissionair und der Kaufmannschaft sprach er mit Verachtung, und schloß mit dem japanischen Sprichworte: viel Hochmuth, wenig Geld. Den 20sten Juli berichtete man mir, daß man unsern Taischo kommen sehe: unter diesem Namen war er mehr unter den Matrosen bekannt. Im japanischen heißt Taischo ein Commandeur. Im Anfange unserer Bekanntschaft nannte er mich so, ich erwiderte die Höflichkeit, und seit der Zeit betitelten wir uns beide Taischo. Ich schrieb seinen frühzeitigen Besuch bloß der Langenweile zu, und bezeugte ihm nicht einmal meine Verwunderung darüber, daß er

so schnell zu uns zurückkehre. Wir gingen in die Kajüte, und nachdem er sich neben mir gesetzt, nahm er Papiere aus seinem Busen hervor mit einer Miene, die nichts besonderes weissagte. „Jetzt eben, sagte er, brachte man aus Matsmai diesen unversiegelten Brief, die Aufschrift ist, wie es scheint, russisch. Der Lieutenant Filatow, der neben uns stand, sah die Unterschrift des Briefes und rief mit Entzücken: die Hand unseres Wassili Michailowitsch!“ Von Freude überwältigt nehme ich schweigend vom Taischo den Brief, erkenne Golownins Hand, glaube nach der äußern Größe des Briefes eine weitläufige Beschreibung der zweijährigen Gefangenschaft zu finden, und lese beim Entfalten nur folgende Zeilen:

„Wir alle, Officiere, Matrosen und der Kurile „Alexei leben und befinden uns in Matsmai.“

Den 10ten Mai 1813.

Wassili Golownin.

Fedor Moor.

Diese erfreulichen Zeilen, die alle bisherigen Zweifel vernichteten, wurden auf der Schanze von mir der ganzen Mannschaft vorgelesen. Um sich besser zu überzeugen, lasen viele Matrosen selbst, und erkannten die Hand ihres angebeteten Befehlshabers, wofür sie dem ehrwürdigen Takatai-Kachi ihre Dankbarkeit bezeugten. Ich ließ Brantwein unter die Mannschaft vertheilen, um auf die Gesundheit der Freunde zu trinken, die wir im vergangenen Jahre für erschlagen hielten, und für die wir auf derselben Küste unser Leben aufopfern wollten.

Bei dieser Gelegenheit theilte mir der Taischo eine freudige Neuigkeit mit, die ihn betraf. Er hatte von seinem Sohne aus Chakodade einen Brief bekommen, und zwar auf folgende Art. Nach den japanischen Gesetzen darf keiner, der aus fremden Ländern heimkehrt, mit andern Umgang haben. Der Befehlshaber der Insel ließ ihn zu sich kommen, um ihm den Brief an uns zur Bestellung zu geben; seinen Brief ließ er, im Zimmer auf und nieder gehend, zufällig aus der Tasche fallen, und gab dem Takatai-Kachi Zeit, ihn aufzuheben; der verständige Taischo bemerkte ihn sogleich, und steckte ihn zu sich. In diesem Briefe benachrichtete ihn sein Sohn, daß die Handelsgeschäfte gut gingen, und daß die Zahl seiner Schiffe sich durch zwei neue vermehrt habe. Seine Mutter und Gattin, an deren Leben er verzweifelt hatte, befanden sich wohl; allein letztere hatte das Gelübde gethan, zu dem vornehmsten Heiligen von Japan zu wahlfahrten. Auf dieser Pilgrimschaft war sie jetzt begriffen. Ein reicher Mann, sein treuer Freund, erhielt kaum die Nachricht seines Unglücks, als er sein ganzes Vermögen unter die Armen vertheilte, und sich im Gebirge als Einsiedler niederließ. — Welch ein Beispiel von echter Freundschaft! Aufgeklärte Europäer! ihr kennt die Japaner bloß als heimtückisch, listig, rachsüchtig, kalt gegen alles Gefühl von Freundschaft; — ihr irrt. Es gibt Leute in Japan, die den Namen Mensch im edeln Sinne des Wortes verdienen, und National-Tugenden, die wir nachzuahmen uns nicht schämen dürften. Ich sagte dem guten Kachi: „du bist ein reicher Mann, denn du hast so einen Freund.“ —

Ja, ich bin glücklich, erwiederte er, ich habe zwei Freunde. — Zwei! rief ich, welche Menge! dieser Gedanke gefiel ihm außerordentlich. — In demselben Briefe wurde gesagt, daß seine Freunde in vielen Kirchen wegen seiner glücklichen Rückkehr Dankfeste feierten. Der Sohn schloß den Brief damit, daß Kachi der Gegenstand aller Gespräche in ganz Japan sey, und die allgemeine Meinung gewesen sey, daß wenn Gott ihm das Leben in Rußland erhielt, er sicher zurückkehren würde, und glückliche Veränderungen in Japan erfolgen müßten. Er selbst war von seiner Rückkehr so überzeugt, daß er diesen Brief frühzeitig nach Kunaschir abfertigte, um ihn bei seiner Ankunft zu trösten.

Dieser Tag war der froheste meines Lebens. Bei der Abfahrt unseres japanischen Freundes ans Land, bezeugte die Mannschaft den Wunsch, ihm ein Hurrah zu bringen, was auch geschah.

Den 26sten Juli brachte Takatai-Kachi uns die Nachricht, daß die Post aus Matsmai angekommen sey, und daß in Folge unseres Briefes der erste Beamte nach dem matsmaischen Gouverneur auf einem kaiserlichen Fahrzeuge mit dem Kurilen Alexei und einem der gefangenen Russen hieher kommen würde. Nach Kachi's Meinung konnte der Russe kein Officier seyn, wie wir glaubten, sondern ein Matrose. Das Fahrzeug mußte heute oder morgen ankommen. Nach einigen Stunden bemerkten wir, daß ein Fahrzeug auf die Bay zusteuere, und Kachi erkannte es nach dem rothen kugelförmigen Zeichen am Segel für ein kaiserliches. Der Rumpf war roth angestrichen, der Bord mit gestreiftem Zeuge be-

hängen, am Steuerruder wehten drei Flaggen mit verschiedenen Zeugen, und standen vier Piken, an deren Spitzen schwarze Bänder flatterten. (Nach der Zahl dieser Piken erkennt man in Japan den Rang desjenigen, vor dem sie getragen werden.) Aus der Niederlassung fuhren dem kaiserlichen Fahrzeuge Vaidaren unter Flaggen entgegen, die es dann ans Land bugfürten. Da die Finsterniß einbrach, so konnten wir nicht sehen, mit welchen Feierlichkeiten man dem angekommenen Beamten empfing. Takatai-Kachi versprach, ehe er ans Land fuhr, den andern Tag zu kommen, und uns die Ursache anzugeben, weshalb der Beamte die Reise hieher gemacht habe.

Am folgenden Morgen sahen wir ihn mit jemandem kommen. Wir erkannten Kachi sogleich an dem weißen Luche, welches er an den Säbel gebunden hatte. Den andern konnten wir auch nicht lange verkennen, denn da sie neben einander gingen, so verschwand oft hinter seiner großen Gestalt unser klein gewachsene aber große Freund Kachi: es war einer der gefangenen Matrosen. Ich kann die rührende Scene kaum beschreiben, die hier vorging. Ein Theil der Mannschaft war gerade beim Flößchen beschäftigt, die Wasserfässer zu füllen. Unser Matrose ging neben Takatai-Kachi, als er aber näher kam, und auf der andern Seite seine alten Kameraden erkannte, so war er in drei großen Schritten am Flößchen, und ließ unsern kleinen Kachi wenigstens neun japanische Schritte zurück. Unsere Matrosen, überrascht durch seinen Anblick, vergaßen die gemachte Bedingung, und wateten ans andere Ufer, um ihren

Kameraden christlich zu umarmen. Der Officier, der das Commando am Lande hatte, berichtete mir, daß sie lange den gefangenen Matrosen nicht erkennen konnten, so sehr hatte seine Gesundheit gelitten! Da er schon am Ufer war, riefen alle: Simonow (so hieß er)! Er zog den Hut ab, verbeugte sich und konnte kein Wort hervorbringen; nur heiße Thränen rollten ihm über die Backen. Diese Scene erneuerte sich, als er an Bord kam. Als ich ihn begrüßt hatte, erkundigte ich mich nach dem Befinden der übrigen Gefangenen in Matsmai. „Gott sey Dank, erwiederte er, sie leben, doch sind sie nicht ganz gesund, der Steuermann besonders ist gefährlich krank.“ Ich durfte meine Neugierde durch Fragen über meinen Freund Solownin nicht befriedigen, da ich sah, wie ungeduldig die Mannschaft darauf wartete, Simonow zu umhalsen.

Ich ging mit Takatai-Kachi in die Kajüte. Er erklärte mir, daß der angekommene Beamte Takahassi-Sampen ihm aufgetragen habe, mir etwas mitzutheilen; er zog sein Taschenbuch hervor und las folgendes: „Takahassi-Sampen bezeugt dem Befehlshaber von Kamtschatka seine Ehrerbietung und benachrichtigt ihn, daß in Folge seines nach Matsmai gesandten Briefes, der Dbunjo-Sama (Gouverneur) ihm vorgeschrieben habe, nach Kunaschir zu reisen, wo auf einem russischen Kriegsschiffe der Befehlshaber von Kamtschatka angekommen sey, um dieser hohen Person die schuldige Achtung zu erweisen, und wegen Befreiung der Russen zu unterhandeln. Takahassi-Sampen bedauert sehr, daß die japanischen Gesetze

ihm nicht erlaubten, hier persönliche Zusammenkünfte mit dem Befehlshaber von Kamtschatka zu haben. Er nimmt großen Theil an den Beschwerden, denen die Officiere und Mannschaft des Kriegsschiffs bei der wiederholten Fahrt nach Kunaſchir unterworfen wären, bedauere sehr das Vorgefallene, und habe mit Erlaubniß des matsmaischen Gouverneurs einen der gefangenen Russen mitgebracht. Um seine Landsleute mehr von allem zu überzeugen, ist es diesem erlaubt, täglich ans russische Schiff zu fahren, jedoch mit der Bedingung, zur Nacht nach der Niederlassung zurückzukehren. Takahassi-Sampen bittet den Befehlshaber von Kamtschatka, den zu den Unterhandlungen Bevollmächtigten Takatai-Kachi wie ihn selbst aufzunehmen, da er erklärt habe, daß er sich mit ihm leicht unterhalten könne.“ — Nun folgten die officiellen Punkte:

1) Wir sollten, unserem officiellen Schreiben gemäß, der japanischen Regierung ein Zeugniß mit der Unterschrift und den Siegeln zweier Befehlshaber zustellen, daß Chwoſtow ohne Wissen und Willen der Regierung die Gewaltthaten auf den kurilischen Inseln und Sachalin verübt habe.

2) Es ist bekannt, daß Chwoſtow durch seine Feindseligkeiten die Ruhe des Volks störte, und sich das Recht anmaßte, über den Reis und die verschiedenen Waaren, die Privatleuten gehörten, zu verfügen, indem er alles nach Schozok wegführte. Darunter befand sich auch unsere Kriegsmunition, bestehend aus Panzern, Pfeilen, Flinten und einigen Kanonen. Was die erstern von Chwoſtow genommenen Artikel betrifft, so

schließt die japanische Regierung, daß sie längst unbrauchbar geworden seyen; allein letztere können ihrer Natur nach nicht ganz verderben, also müssen sie der japanischen Regierung erstattet werden; denn in der Folge der Zeit könnte man diese Dinge für Trophäen halten, die Rußland durch das Recht der Eroberung erhalten habe. Da sie aber durch den Gebrauch nicht bald abgenutzt werden, so befinden sie sich jetzt vielleicht auch nicht in Dchoßk, und es möchte schwer seyn, sie wieder zu sammeln, daher wäre die japanische Regierung, den jetzigen Umständen gemäß, zufrieden, wenn der Befehlshaber von Dchoßk ein Zeugniß gebe, daß keine von den Sachen, die Chwo stow von den kurlischen Inseln und Sachalin wegführte, nach strengem Suchen sich in Dchoßk befänden.

Man muß hier bemerken, mit welcher Feinheit und Höflichkeit die japanische Regierung zu verstehen gibt, daß sie vom Japaner Leonsaimo wisse, was man mit dem von Chwo stow weggeführten Gute angefangen habe.

3) In Betreff der im vorigen Jahre vorgefallenen Begebenheit, deren im Briefe des Befehlshabers von Kamtschatka erwähnt wird, wird angezeigt, daß, die damaligen Umstände berücksichtigend, das Verfahren des Commandeurs des russischen Kriegsschiffs nach den japanischen Gesetzen von der Regierung als rechtmäßig erkannt, und daher in dem officiellen Schreiben desselben gar nicht gedacht wird. Daß Takatai-Kachi, Befehlshaber des japanischen Schiffes, wider seinen Willen nach Kamtschatka geführt worden sey, davon wisse die

japanische Regierung nichts, denn in dem vom Fna-
motsch Takatai-Kachi erhaltenen Berichte steht,
daß er freiwillig auf dem russischen Kriegsschiffe mit
vier Matrosen und einem Kurilen, die jedoch wider Wil-
len gingen, nach Kamtschatka reise.

4) Zum Schlusse hofft Takahassi-Sampen,
daß es dem russischen Kriegsschiffe noch in diesem Jahre
möglich seyn werde, mit dem von der japanischen Re-
gierung geforderten Zeugnisse und Erklärungen von Dchozk
nach Chakodade zu kommen, wo er und Koodsi-
moto-Chiogero, ein anderer Beamte, den Befehls-
haber von Kamtschatka erwarten würden, um die Zeug-
nisse mit den gesetzlichen Feierlichkeiten in Empfang zu
nehmen. Er versicherte, daß sie in Eddo die Befrei-
ung der gefangenen Russen betreiben würden, und wünsch-
te dem russischen Schiffe eine glückliche Reise und schnel-
le Rückkehr nach Chakodade.

Hiermit endete der ehrwürdige Takatai-Kachi
seine Sendung, und ich, von Ungeduld gefoltert, allein
mit dem Matrosen, ging in eine andere Kajüte, wohin
ich ihn kommen ließ. Er überzeugte sich erst, daß wir
allein waren, und fing an seinen Kragen aufzutrennen,
von wo er einen künstlich gefalteten, dünnen, ganz be-
schriebenen Bogen Papier hervorlangte, und ihn mir
mit den Worten reichte: „hier ist ein Brief von Wassi-
li Michailowitsch, den ich vor den listigen Japanern
glücklich verborgen habe. Er enthält eine Beschreibung
unserer Leiden und Rathschläge, wie Sie zu verfahren
haben.“ Ich lief diesen, wie es schien, besetzten Brief
einige Mal mit den Augen durch, allein die heftige
Gei-

Geistesbewegung, theils aus Furcht etwas Schreckliches zu erfahren, theils aus Ueberraschung, hinderte mich am Lesen. Bei dem Briefe befanden sich auch einige Papierschnittchen, die vom Herrn Ehlebnikow bewunderungswürdig fein beschrieben waren. Nachdem ich etwas zu mir selbst gekommen war, las ich und sah mit Freuden, daß die Unglücklichen Hoffnung hatten, ihr Vaterland wiederzusehen.

Hier ist eine treue Copie des Briefes von Herrn Solownin.

„Theuerster Freund Peter Iwanowitsch!“

„Es scheint, daß die Japaner anfangen, unsere Sache zu begreifen und sich davon überzeugen, daß unsere Regierung nur friedliche Absichten habe, und Chwostow eigenmächtig und zur größten Unzufriedenheit des Kaisers verfahren sey; sie fordern aber ein formelles Zeugniß von einem Gouverneur oder Befehlshaber mit dem Kronssiegel. Ich habe Hoffnung, daß wenn sie Rußlands friedliche Gesinnungen sehen, sie sich in Handelsverbindungen einlassen werden, denn sie kennen jetzt das heimtückische Verfahren der Holländer: wir haben sie von dem Briefe unterrichtet, den die Engländer aufgingen, in welchem die holländischen Dolmetscher damit prahlen, daß es ihnen gelungen ist, in Nangasaky zwischen Resanow und den Japanern einen Zwiespalt zu verursachen. Tretet ihr mit den Japanern in Verkehr, so seyd vorsichtig und unterhandelt nicht anders, als auf Bötten auf Schußweite vom Lande. Aergert euch nicht über die Saumseligkeit der Japaner im Antworten; wir wissen, daß bei ihnen die geringsten Sachen, die in

Europa in einem oder zwei Tagen beendigt werden, Monate lang dauern. Ueberhaupt rathe ich, vier Dinge nicht aus den Augen zu lassen: Vorsicht und Geduld, Höflichkeit und Offenherzigkeit.

Von eurer Klugheit hängt nicht nur unsere Befreiung, sondern auch der Vortheil des Vaterlandes ab; ich hoffe daß durch unser jetziges Unglück Rußland diejenigen Vortheile wieder erlangen werde, die es durch den Unsinn eines Menschen verlor. Nehmen die Sachen aber, wider alles Erwarten, eine andere Wendung, so erfahrt ihr hierüber meine Meinung von den Matrosen, und berichtet darüber der Regierung. Die Umstände erlaubten es nicht, ihm mehr Papiere anzuvertrauen, daher konnte ich auch dem Minister nicht schreiben. Doch wißt, wo die Ehre des Kaisers und der Vortheil des Vaterlandes es erheischt, da schätze ich mein Leben keinen Kopfen hoch, ihr braucht mich also nicht zu schonen. Jetzt, nach 10 oder 20 Jahren zu sterben ist einerlei. Nach meiner Meinung ist es auch einerlei, in der Schlacht oder durch Frevlers Hand zu fallen; im Meere zu ertrinken oder ruhig im Bette zu sterben. — Tod bleibt immer Tod. Ich bitte Dich, lieber Freund, schreibe in meinem Namen an meine Brüder und Freunde. Vielleicht gewährt das Schicksal es mir, sie noch zu sehen; vielleicht auch nicht; sage ihnen, daß sie sich im letztern Falle nicht betrüben sollten, und daß ich ihnen Gesundheit und alles Glück wünsche. — Erlaube, um Gottes Willen, Niemandem an uns zu schreiben oder etwas zu schicken, damit man uns hier nicht mit Fragen peinige; schreibe mir nur selbst ein Briefchen.

über deinen Entschluß. Dem zu euch geschickten Matrosen gebe aus meinem Eigenthum 500 Rubel *). Grüße die Herren Officiere und die Mannschaft herzlich von mir; ich fühle und danke euch alle für die großen Beschwerden, die ihr zu unserer Befreiung aussteht. Lebe wohl, lieber Freund! und ihr alle, geliebten Freunde, lebt wohl! Vielleicht ist dies mein letzter Brief an euch. Seyd gesund, zufrieden und glücklich.“

Den 10ten April 1813.

In der Stadt Chakodade im
japanischen Gefängnisse.

Euer ergebener

Wassili Solownin.

In diesem Briefe rieth mir also Herr Solownin, der scheinbaren Aufrichtigkeit der Japaner nicht zu trauen, und instruirte überdem den Matrosen, mir zu wiederholen, was ich, im Fall alles fehlschläge, gegen die Japaner zu thun hätte. Allein der gute Kerl von einem Matrosen war so entzückt, sich aus dem Gefängnisse unter seine Gefährten versetzt zu sehen, daß er die ganze Zeit über wie halbverrückt war. So viel ich ihn auch bat, mir Herrn Solownins Instruction zu wiederholen, so antwortete er doch immer bloß dasselbe: „Alles, worüber ihr mich befragt, steht in dem Briefe von Wassili Michailowitsch,“ und wie ein Kind schluchzend, rief er immer: „ich allein bin aus dem japanischen Gefängnisse heraus, und dort leiden sechs der Unserigen. Ich fürchte, daß die listigen Japaner, wenn ich

*) Hr. Solownin glaubte nämlich, daß Simonow befreit sey und nach Rußland zurückkehre.

nicht bald zurückkehre, übel mit ihnen verfahren möchten.“ So viel von unserm guten aber dummen Boten.

Da ich mich auf unsern treuen Mittler Takatai-Kachi, wie auf einen Felsen stützen konnte, so brauchte ich mich nicht mit unnützer Vorsicht gegen die Japaner zu schirmen; daher war mir Golownin's Brief bloß in der Rücksicht von Nutzen, weil ich aus demselben ersah, was die japanische Regierung eigentlich von der unsrigen forderte, und das war schon sehr viel gewonnen. Nachdem ich meine Reugier durch Fragen über unsere unglücklichen Gefährten befriedigt hatte, setzten wir unsern Takatai-Kachi und den Matrosen gegen Abend ans Land. Ich bat ersteren, dem Takahasshi-Sampen mitzutheilen, daß das russische Schiff, falls der Wind es erlaubte, morgen nach Schosk abgehen würde, und daß wir uns bestreben würden, noch in diesem Sommer mit allen erforderlichen Zeugnissen nach Chakodade zu kommen. Insbesondere bat ich ihn, dem Takahasshi-Sampen unsere Erkenntlichkeit zu bezeugen, für seine guten Gesinnungen und die vergönnete Zusammenkunft mit dem gefangenen Matrosen.

Am folgenden Tage, den 29sten Juli, nahmen wir gänzlich Abschied von ihnen. Bei dieser Gelegenheit brachte Takatai-Kachi für die Mannschaft dreihundert Fische mit. Ich bedauerte sehr, daß er von den Geschenken, die wir ihm machen wollten, nichts annahm, als etwas Zucker, Thee und Franzbranntwein, ja er ließ sogar seine ganze Habe am Schiffe, äußernd, daß wir uns in Chakodade bald wieder sehen würden. — „Dort, sagte er, werde ich ungehindert das

Glück haben können, die Sachen, die ihr mir als Zeichen der Freundschaft anbietet, anzunehmen, hier aber würde es nach unsern Gesetzen sehr viel Schwierigkeiten machen, da man von der geringsten Sache Rechnung ablegen muß. Ich erwiederte ihm, daß ich in diesem Falle auf die Annahme der Geschenke nicht beharren könnte, allein er solle sein Eigenthum nehmen, da es auf der See stündlichen Gefahren unterworfen sey. — „Wie kann dich das, rief er aus, bei diesem sichtbaren Schutze des Himmels beunruhigen? Zissei, Zissei Taischo, fuhr er mit einer bedeutenden Miene fort, d. h. kleinmüthiger, kleinmüthiger Taischo, es bleibt noch Zeit genug zu einer glücklichen Fahrt, überdem seyd ihr weise Männer und versteht den Himmel zu beschauen, d. h. astronomische Beobachtungen zu machen; was ist da zu fürchten? Deine Miene gefällt mir nicht; dich beunruhigt, wie ich sehe, nicht meine Habe, die ich unter die Matrosen vertheilen wollte, sondern du zweifelst, ob du die Sache in diesem Sommer mit Erfolg beendigen kannst, ich muß also glauben, daß deine Matrosen, die noch kein volles Zutrauen zu mir haben, wirklich meinen können, daß ich meine Sachen in der Absicht unter sie vertheile, um sie nicht mehr zu sehen, also lassen wir diese Kleinigkeiten bis aufs Wiedersehen in Chakodade; Ten Taischo! d. h. vertraue auf Gott, Taischo! Der scharffinnige und edelmüthige Kachi hatte sich in seinen Ruthmaßungen nicht geirrt. Der Leser kann wohl denken, daß ich Ursache hatte, mich zu beunruhigen. Nachdem wir Kachi ans Land gesetzt hatten, lichteteten wir trotz dem widrigen Winde

die Anker, um das Weite zu suchen. Ein guter Wind begünstigte uns bald, und nach einer glücklichen Fahrt von 15 Tagen gingen wir in Schokk vor Anker.

Ich stattete dem Commandeur des schozkischen Hafens Bericht ab, von unserer glücklichen Fahrt nach den japanischen Küsten und den Verhandlungen. Bald erhielt ich von ihm das von der japanischen Regierung geforderte Zeugniß und einen Brief vom irkuzkischen Gouverneur an den Obunjo von Matsmai, mit einer Auseinandersetzung alles dessen, was unsere Sache betraf. Ueberdem kam der aus Irkutsk geschickte Japaner Kisselew als Dolmetscher der japanischen Sprache zu uns an Bord.

Wir blieben 18 Tage auf der Rhebe von Schokk, und beschäftigten uns die Zeit über den nöthigen Proviant an Bord zu schaffen, und das Schiff, das sehr beschädigt war, auszubessern. Den 11ten August waren wir zur dritten Reise nach den japanischen Küsten fertig, und feierten in der Hoffnung, die Befreiung unserer unglücklichen Gefährten zu vollenden, ein Dankfest mit Wasserweihe, wobei wir zu Ehren unseres Monarchen alle Kanonen donnern ließen. Der Schall tönte im Herzen eines jeden wieder, und erhöhte das Gefühl von Liebe zu dem, der, mit den wichtigsten Angelegenheiten Europa's beschäftigt, dennoch einige unglückliche Unterthanen nicht vergessen hatte *).

*) Wir erfuhren, daß der Kaiser befohlen hatte, aus diesen 10,000 Werste von der Hauptstadt entfernten Häfen, eine Expedition zur Befreiung Solownins auszurüsten.

Unter den Besuchenden befanden sich an diesem Tage der Commandeur des Hafens, Herr *Minizky* mit seiner liebenswürdigen Gattin *Jewjenia Nikolajewna*; deren Theilnahme sie bewogen hatte, sich der Gefahr auszusetzen, die im vergangenen Jahre ihrem Gatten fast das Leben gekostet hätte, da auf der hiesigen offenen Rhede die See sehr hoch geht. Sie war die erste und letzte russische Dame, die das Schiff mit ihrem Besuche beehrte; daher hat sie ein völliges Recht auf unsere Erkenntlichkeit, die ich ihr hiermit im Namen aller abstatte. Während des Gottesdienstes war das Schwanken des Schiffes so stark, daß fast alle Gäste, außer der jungen Heldin, seekrank wurden. Sie schien im Namen aller gefühlvollen Russinnen zu beten, die bei der Nachricht von unserm Unglücke einen lebhaften Theil daran genommen hatten.

Die längs der Halbinsel *Sachalin* herrschenden Südwinde erlaubten uns nicht eher, als nach 20 Tagen die Küsten der Insel *Matsmai* zu erblicken. Die *Vulkans-Bay*, an welcher der von mir gewählte sichere Hafen *Edomo* liegt, erreichten wir den 10ten September. Wir sahen auf dem nächsten Vorgebirge Gebäude und Menschen. Noch sechs Stunden guten Wind und wir wären im Hafen eingelaufen; allein auf dem Meere läßt sich nichts bestimmen! Zur Nacht verstärkte sich der widrige Wind, der endlich zu einem Sturme anwuchs und uns von der Küste entfernte. Die Merkmale dieses Sturms überzeugten uns, daß die Periode der *Equinoctial-Stürme* eingetreten sey, die an

diesen Küsten, wie bekannt, heftiger als sonst irgendwo wüthen. Wir fingen an, an der Möglichkeit zu zweifeln, in diesem Herbst in einen japanischen Hafen einzulaufen, und ich beschloß in diesem Falle nicht nach Kamtschatka zurückzukehren, wo man wegen des langen Winters zu viel Zeit verliert, sondern auf drei Monate nach den Sandwichs-Inseln zu segeln, bis die Schifffahrt an den nördlichen japanischen Küsten wieder möglich wird. Nachdem ich meine Absicht den Officieren mitgetheilt hatte, beschloß ich noch bis zum ersten October an diesen Küsten zu verweilen; daher war es nöthig, die Wasserportionen zu vermindern, eine Maßregel, der sich jeder auf dem Schiffe freudig unterwarf. Allein zum Glück hielten die Stürme nur zwölf Tage an, und sanfte wechselnde Winde ließen uns, nach Art der Seefahrer, die erlittenen Beschwerden bald vergessen. Nur eine traurige Begebenheit störte unsere Ruhe. Wir hatten das Unglück einen unserer erfahrensten und besten Matrosen zu verlieren, der beim Einziehen der Segel, während eines heftigen Windstoßes, einen Schlag erhielt, und an dem, als er herabgelassen wurde, alle ärztliche Hülfe fruchtlos war. Er athmete nicht mehr. Der Arzt hätte in dem Momente hinauffklettern müssen; zum Unglück aber hatte der unsrige in der Armee gedient, und war an solche vertikale Spaziergänge nicht gewöhnt, übrigens ein geschickter und dienstfertiger Mann *). Der Tod dieses braven Matrosen war in un-

*) Es war nicht mehr derselbe Arzt, der die Reise aus Kronstadt mit uns gemacht hatte: dieser war Krankheits halber nach Petersburg zurückgekehrt.

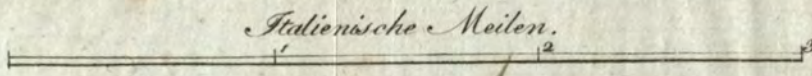
Plan
des Hafens Edermo,
von den Japanern

Edomo genannt
und an der N.W. Seite der Vulcans-Bay
gelegen.

Hier lag die Kaiserl. Schaluppe Diana im
Jahr 1813 unter dem Commando des
Capit. Ribord vor Anker.

VULCANS
BAY

Wichtige
zur Zeit der Ebbe.



Breite des Ankerplatzes. 42° 21' 15" N.
Länge 146° 56' 0."

ferer traurigen Lage ein harter Schlag für uns. Beim Herabsenken des Leichnams ins Meer, konnte ich, da ich die ganze Mannschaft in Thränen schwimmen sah, mich dessen auch nicht erwehren. Diesen Tribut waren wir unserm sechsjährigen Dienstgefährten schuldig: und Welch ein Dienst! Der Leser weiß, daß unsere Bahn nicht mit Rosen bestreut ist; nur wenige können begreifen, wie eng das Freundschaftsband auf einem Schiffe unter Leuten ist, die von Freunden und Verwandten auf so lange Zeit getrennt sind.

Den 22sten, beim Einlaufen in die Vulkans-Bay, erblickten wir um 9 Uhr Morgens drei Baidaren, die zu uns ans Schiff ruderten. Ich schickte ihnen den Lieutenant Filatow entgegen, der bald mit ihnen zurückkehrte. Es befanden sich sechzehn Japaner auf den Baidaren. Auf unsere Einladung kamen sie ohne weiteres zu uns aufs Verdeck. Aus ihren Antworten auf unsere Fragen: wo sich ein Hafen befände, erfuhren wir, daß zwei Werste von hier hinter dem Vorgebirge einer liege, der Sangara heiße und 20 Faden Tiefe habe. Sie waren bloß aus Neugierde an Bord gekommen, um ein ausländisches Schiff zu sehen. Da wir die Absicht hatten, nach dem Hafen Edomo zu segeln, in welchem der Capitain Broughton im Jahr 1796. gewesen war, so wünschten wir, daß sie uns dahin begleiteten; allein sie weigerten sich, es zu thun, da sie wahrscheinlich keine Vorschriften darüber hatten, und verließen uns bald darauf. Nach Broughtons Beschreibung aber hofften wir den Hafen selbst aufzufinden. Es erhob sich ein Wind von Osten, und wir richteten

unsern Lauf nach Edomo. Um Mittag erblickten wir gerade vor uns ein ziemlich großes Dorf, und auf einer Höhe eine Batterie, die mit baumwollenem Zeuge behängt war. Es ruderte vom Dorfe eine Baidare zu uns, auf der sich dreizehn behaarte Kurilen (Uinu) befanden. Unter ihnen befand sich auch ein Japaner, Namens Leso, einer der Diener Takatai-Kachi's, der mit ihm in Kamtschatka gewesen und von uns in Kunaschir im Sommer ans Land gesetzt worden war. Leso erklärte, daß in Folge der in Kunaschir getroffenen Uebereinkunft, er vom matsmaischen Gouverneur abgeschickt sey, um das Schiff als Lootsmann nach Chakodade zu führen. Ueberdem war ihm befohlen worden, zu fragen, ob wir etwas bedürften? und uns zu versichern, daß der hiesige Befehlshaber den Auftrag habe, uns mit allem zu versorgen; da wir aber bloß frisches Wasser bedürften, so fertigten wir auf der Baidare bloß 50 leere Fäßchen ab, mit der Bitte, sie mit frischem Wasser an Bord zu schicken. In einer Tiefe von 11 Faden warfen wir auf einem leimigen Grunde die Anker aus.

Am folgenden Morgen ruderte aus Edomo dieselbe Baidare mit denselben Leuten zu uns an Bord. Man brachte auf derselben die gefüllten Fäßchen und überdem frische Fische und Kettige, als Geschenk vom Befehlshaber. Wir schickten noch 20 Fäßchen nach Wasser ans Land, und ließen dem Befehlshaber für seine Geschenke danken. Gegen Abend brachte man uns das frische Wasser an Bord. Wir benutzten das heitere

Wetter und besserten die Takelage aus, die sehr von den Stürmen gelitten hatte.

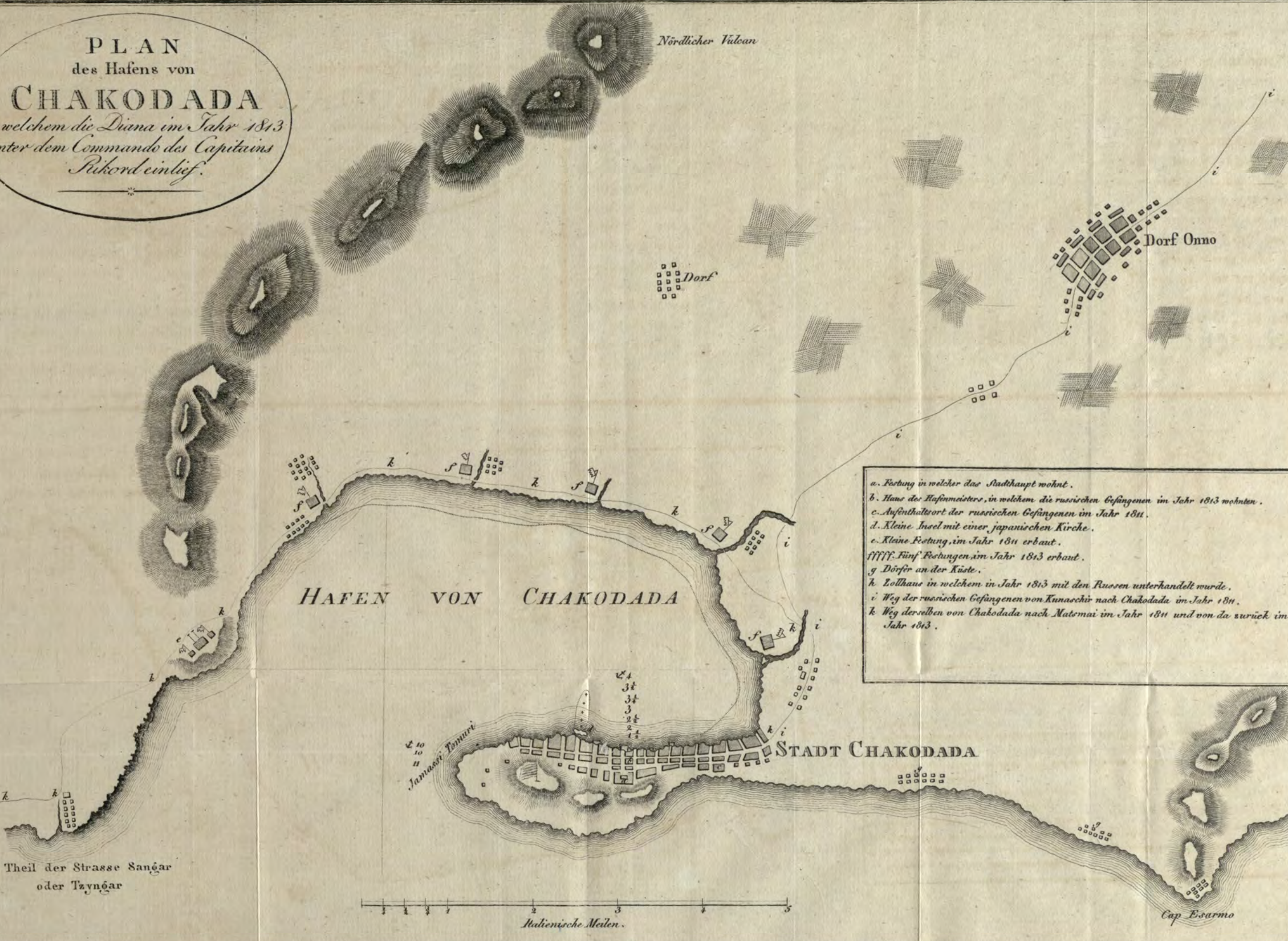
Den folgenden Morgen brachten die Japaner die 20 gefüllten Fässer an Bord, und nahmen 35 leere mit, die wir den Abend gefüllt erhielten. Nachmittags schickte man uns vom Lande so viel frische Fische und Gemüse, daß die ganze Mannschaft genug hatte. Trotz unserer Bitten, wollten die Japaner nichts als Bezahlung annehmen.

Den 26sten Morgens brachte uns die Baidare wieder Wasser und einen Brief vom Capitain Solownin, in welchem er mich benachrichtete, daß bei unserem Erscheinen vor Chakodade eine weiße Flagge auf einem Berge wehen würde, und Takatai-Kachi uns entgegengeschickt werden sollte, was jetzt nach den japanischen Gesetzen ohne Erlaubniß des matsmaischen Gouverneurs noch nicht anginge; ferner, daß wir uns auf Leso als guten Lootsen verlassen, und nach Chakodade segeln könnten. Dieser Brief war eine Antwort auf den meinigen an die japanischen Beamten, den ich am ersten Tage unserer Ankunft geschrieben hatte, und in welchem ich Zweifel gegen die Aufrichtigkeit der Japaner äußerte, da sie mir statt Takatai-Kachi oder eines andern Beamten, bloß einen Matrosen entsandten. Jetzt entschloß ich mich jedoch, den Japaner Leso als Lootsen zu behalten. Nachdem wir ungehindert alle leeren Fässer mit frischem Wasser gefüllt und alles Nöthige ausgebessert hatten, gingen wir um 10 Uhr unter Segel. Den folgenden Tag um 8 Uhr Abends entdeckten wir

hinter einem Vorgebirge an vielen Orten Feuer, unter denen sich besonders eins durch Größe und Helle von den andern unterschied. Bald darauf sahen wir zwei Baidaren uns entgegen rudern; auf einer derselben, unter weißer Flagge und zwei brennenden Laternen, befand sich der brave Takatai-Kachi. Wir freuten uns sehr, ihn wiederzusehen, und er bezeugte nicht weniger Freude, da seine Wünsche jetzt wirklich in Erfüllung gingen. Er kam auf Befehl des Gouverneurs mit dem Hafenmeister zu uns, um das Schiff in den Hafen von Chakodade zu führen. Nach ihrem Rathe warfen wir um halb neun Uhr Abends vor der Bay von Chakodade, an dem Orte, den die Japaner Jamassi-Tomuri, d. h. Ankerplatz bei Ostwinden nennen, die Anker aus. Nach Beendigung aller Arbeiten auf dem Schiffe, fingen wir an uns mit dem guten Kachi zu unterhalten, dem wir uns jetzt durch den Dolmetscher Kisselew besser verständlich machen konnten. Auf unsere erste Frage, wo unsere Gefährten sich jetzt befänden, erwiderte er: sie sind hier in Chakodade, und zur Beendigung der Unterhandlungen ist aus Matsmai der Gouverneur Chattori-Bingono-Kami hier angekommen. Wir sprachen noch viel mit einander und theilten ihm die Nachricht von der gänzlichen Niederlage der Franzosen in Rußland mit. Diese letzte Neuigkeit schien ihm viel Freude zu machen, und er versprach am folgenden Tage wieder zu kommen, um das Schiff in den Hafen zu führen. Die ganze Nacht hindurch brannten am Ufer Feuer, und ein Wachtschiff legte sich nahe bei uns vor Anker, wo es blieb, bis wir diesen Platz verließen.

PLAN
des Hafens von
CHAKODADA
*in welchem die Diana im Jahr 1813
unter dem Commando des Capitains
Rikord einlief.*

Nördlicher Vulkan



- a. Festung in welcher das Stadthaupt wohnt.
- b. Haus des Hafenmeisters, in welchem die russischen Gefangenen im Jahr 1811.
- c. Aufenthaltsort der russischen Gefangenen im Jahr 1811.
- d. Kleine Insel mit einer japanischen Kirche.
- e. Kleine Festung, im Jahr 1811 erbaut.
- ffff. Fünf Festungen, im Jahr 1813 erbaut.
- g. Dörfer an der Küste.
- h. Zollhaus in welchem in Jahr 1813 mit den Russen unterhandelt wurde.
- i. Weg der russischen Gefangenen von Kunaschi nach Chakodada im Jahr 1811.
- k. Weg derselben von Chakodada nach Matomai im Jahr 1811 und von da zurück im Jahr 1813.

Theil der Strasse Sangar
oder Tzyngar

Italienische Meilen.

Cap Esarmo

Den 28sten September Morgens kam Takatai-Rachi zu uns. Wir lichteten die Anker und labirten in die Bay von Chakodade, wo wir nach einigen Stunden ungefähr auf Schußweite von der Stadt vor Anker gingen. Nachher theilte er mir die Gesetze seines Vaterlandes in Rücksicht der europäischen Schiffe mit: daß wir im Hafen nicht auf Böten umherfahren könnten, daß während unseres Hierseyns ein Wachtschiff neben uns liegen würde, daß alles Nöthige uns vom Lande auf besonderen Böten zugeführt werden würde, und daß es den Japanern streng untersagt sey, ans russische Schiff zu fahren.

Gegen Abend fuhr er ans Land, um dem Gouverneur Bericht abzustatten, daß er sich seines Auftrages entledigt und das russische Schiff vor Anker gelegt habe. Er versprach am andern Tage wieder zu kommen.

Die Stadt Chakodade, der Größe nach die zweite auf dieser Insel, liegt auf dem südlichen Theile derselben am Abhange eines hohen, runden Berges auf einer Halbinsel, die an der Süd-Seite von der Sanguarischen Meerenge, und von Norden und Westen von der Bay Chakodade bespült wird, die eine große Flotte in sich fassen könnte *). An der Ostseite hängt die Halbinsel durch eine enge und niedrige Landzunge an der Insel. Nördlich an der Bay liegt ein großes Thal, welches 15 bis 20 Meilen im Umkreise hat, und von drei Seiten von hohen Bergen umgeben ist. Mitten in diesem Thale liegt das große Dorf Onno, dessen

*) Man sehe die Charte der Bay.

Bewohner Landbau treiben; in den übrigen Orten, die am Meere liegen, wird besonders Fischfang getrieben. Alles dieses erfuhr ich von unsern Gefangenen, denn sie waren durch Chakodade geführt worden, und hatten das große Thal gesehen, welches besser cultivirt ist, als die übrigen Theile der Insel. Der Berg, an welchem die Stadt liegt, kann den einlaufenden Schiffen als Zeichen dienen, theils wegen seiner runden Form, die man von weitem unterscheidet, theils weil er entfernt von den übrigen Bergen steht. An der westlichen Seite endet der Berg in hohen Abhängen; in einem derselben ist eine große Höhle, die vom Meere sichtbar ist. An der Süd- und West-Seite der Halbinsel ist das Meer tief, ohne Sandbänke und Steine, so daß man sich derselben ohne Gefahr nähern kann; an der nördlichen Seite der Bay befinden sich aber Untiefen, und nur kleine Fahrzeuge können bis an die Stadt kommen. Von dem mitten aus der Stadt hervorragenden Vorgebirge, läuft fast auf ein Drittel der ganzen Breite des Meerbusens ein Riff von ungleicher Tiefe. An dem nördlichen und östlichen Ufer der Bay nimmt die Tiefe allmählig ab; das westliche Ufer ist hoch.

Bei unserer Annäherung sahen wir nicht die ganze Stadt mit Zeuge behängt, sondern nur einige Stellen auf dem Berge und seinen Umgebungen. Vermittelt der Fernröhre sahen wir an der Bay sechs solcher verhängter Stellen, die wahrscheinlich Batterien waren. Unsere Gefangenen konnten sie bemerken, als man sie von Matsmai nach Chakodade führte. Ueberdem waren auf dem niedrigen Ufer noch fünf Festungswerke an-

gelegt und mit Ganisonen versehen; sie stehen nah bei einander, und 200 bis 300 Faden vom Gestade.

Wir waren kaum auf der Rhibe angekommen, als wir von allen Seiten von einer Menge Boote aller Art und Größe umringt wurden. Sie waren mit Leuten beiderlei Geschlechts gefüllt, welche die Neugierde, ein europäisches Schiff zu sehen, hertrieb. Das war aber auch keine kleine Seltenheit, denn in dieser Bay, so viel ich weiß, war vor 22 Jahren bloß der Steuermann Lowzow, begleitet von Herrn Laymann, auf dem ochotskischen Transportschiffe Katharina, gewesen. Viele der Einwohner hatten also nie ein europäisches Schiff und viel weniger ein Kriegsschiff gesehen. Alles drängte sich ans Schiff, und daher entstand nicht wenig Hader und Lärm. Die an Bord befindlichen Dossine (japanischen Soldaten), um Ruhe und Ordnung zu erhalten, riefen beständig, daß man sich dem Schiffe nicht nähern solle. Allein die Neugierde der Zuschauer war so groß, daß die Befehle dieser Soldaten, die übrigens beim Volke in hohem Ansehen stehen, durch den Lärm übertobt wurden und keine Wirkung hatten. Um das drängende Volk in Schranken zu halten, waren die Dossine genöthigt, ihre eisernen Stäbchen, die sie gewöhnlich an seidenen Schnüren am Gürtel tragen, zu gebrauchen. Sie verschonten weder Stand noch Geschlecht, aber das Alter, welches hoch geehrt wird; jeder bekam Schläge, der die Befehle überschritt. Wir wurden dadurch aus einer nicht geringen Verlegenheit gezogen; es wären sonst so viele Leute aufs Verdeck gekommen, daß die Arbeiten hätten unterbleiben müssen,

und wir genöthigt gewesen wären, die Neugierigen mit Gewalt zu vertreiben, was bei den angeknüpften Unterhandlungen sehr unangenehm für uns gewesen wäre. Die Strenge der Dossine zwang alle Zuschauer, einen Kreis um das Schiff zu bilden, den niemand überschreiten durfte. Auf diese Art wurde die Bay auf eine große Strecke mit Bötten bedeckt, und wenn die vordern ihre Neugierde befriedigt hatten, wurden sie durch die hintern verdrängt; erst mit dem Einbruche der Nacht verlor sich alles. Nun durfte Niemand sich dem Schiffe nähern, außer denjenigen, die auf höhern Befehl zu uns abgeschickt waren, und auch diese konnten ohne Erlaubniß der Dossine nicht an Bord kommen.

Am folgenden Morgen sahen wir ein Boot unter weißer Flagge aus der Stadt rudern (auch auf dem Schiffe wehte neben der Kriegsflagge eine weiße Flagge auf dem Vordermaste). Das Boot langte bald an, und unser ehrwürdige Takatai-Kachi kam mit dem Matrosen, der als Lootse bei uns gedient hatte, an Bord. Er brachte mir, den Officieren und der Mannschaft Fische, Gemüse und Wassermelonen zum Geschenk. Sein Matrose trug ein Bündel, in welchem ich Kleider bemerkte. Kachi bat mich um die Erlaubniß, sich in seiner alten Kajüte umzukleiden, und theilte mir mit, daß der matsmaische Gouverneur sehr zufrieden mit dem Zeugnisse gewesen sey, welches der in Kunaschir gewesene Beamte Sampay ihm gegeben habe, und daß er jetzt zum Unterhändler ernannt sey und eine Staats-Amtskleidung anlegen müsse, um mir die Punkte der Unterhandlung mitzutheilen. Er ging in seine alte Kajüte,
um

um sich umzukleiden; ich zog indessen auch meine Uniform an und steckte den Degen an die Seite. Nachdem Kachi uns nach seiner Sitte begrüßt hatte, erklärte er durch den Dolmetscher Kisselew, daß er mit mir nicht im Namen des Gouverneurs, sondern der beiden ersten Beamten unterhandeln würde, von denen er jetzt den Auftrag habe, das vom ochokischen Commandeur versprochene officiële Schreiben von mir zu erbitten, um es persönlich den beiden Beamten zuzustellen. Ich erwiderte ihm, daß ich zwar die Absicht gehabt hätte, die officiellen Papiere selbst zu überreichen, allein um keine Zeit zu verlieren, entschloß ich mich, sie ihm zu überliefern. Ich ließ deshalb alle Officiere in voller Uniform in der Kajüte versammeln, und überreichte mit dem gehörigen Ceremoniel dem Takatai-Kachi das officiële Schreiben des Befehlshabers von Dchozk, in blaues Tuch gewickelt. Auch erklärte ich ihm, daß ich ein besonderes wichtiges Schreiben von Sr. Exc. dem irkutschischen Civil-Gouverneur an den Gouverneur von Matsmai habe, welches jedoch vom Gouverneur selbst, oder den beiden ältesten Beamten in Empfang genommen werden müsse. Takatai-Kachi bat mich, ihm auch dies Schreiben anzuvertrauen; es würde ihm, bemerkte er, in Japan große Ehre bringen, wenn er gewürdigt sey, vom russischen Gouverneur einen officiellen Brief feierlich dem D bunjo zu überreichen. Allein dies mußte ich ihm abschlagen, denn so sehr ich auch seine Freundschaft zu mir hochschätzte, so konnte ich doch seine Bitte auf Rechnung des russischen Gouverneurs, und ohne meine Vollmacht zu verletzen, nicht genehmigen. Den

Ort der Zusammenkunft mit den beiden japanischen Beamten bestimmte ich am Ufer, denn auf Böten zu unterhandeln wäre nicht thunlich gewesen: würden sich wohl die beiden Beamten dazu entschlossen haben, vor denen, nach Takatai-Kachi's Versicherung, wenn sie in den Straßen in ihren Korimon's (Sänften) erschienen, alles auf die Knie fiel? Ueberdem hatte ich ein Creditiv des Gouverneurs, war auf Allerhöchsten Befehl bevollmächtigt, stellte also die Person eines Gesandten vor; hätten die Japaner auch eine Verrätherei unternommen, so war ich überzeugt, daß die Regierung mein Betragen nicht für eine unbedachte Unvorsichtigkeit, sondern für eine Angelegenheit der Nation halten würde, da ich zur Beendigung der Unterhandlungen mit der gehörigen Würde und Entschlossenheit verfahren mußte, um in Japan das Ansehen eines Gesandten wieder herzustellen. Takatai-Kachi erhielt das officiële Schreiben des Befehlshabers von Dchoſſ von mir, und bat mich, seine unbescheidene Forderung zu vergessen. Er fuhr sogleich ans Land und kehrte den andern Tag zu uns zurück, kleidete sich wieder um und fragte mich dann im Namen der beiden Beamten, ob wir nicht Noth an etwas hätten, und das Schiff wegen der späten Fahrt von Dchoſſ nicht Ausbesserungen bedürfe? Ich dankte und erwiederte, daß wir außer frischen Fischen, Wasser und Gemüse (und das auch nur, im Fall es hier im Ueberflusse wäre) nichts bedürften, und daß das Schiff nicht beschädigt sey. Darauf sagte er mir, daß er mit dem gehörigen Ceremonial das Schreiben des Befehlshabers von Dchoſſ den beiden Beamten überreicht habe, die ihm im Ber-

trauen offenbarten, daß es völlig genuehrend sey, daß sie die von mir vorgeschlagene Zusammenkunft, zur Ueberreichung des Briefes vom irukifischen Gouverneur, mit großer Freude angenommen und ihn jetzt abgeschickt hätten, um das Ceremonial bei dieser Zusammenkunft festzusetzen, und zwar erstens die Ehrenwache. Ich erklärte, daß ich zehn Mann mit Flinten bei mir haben würde, und daß zwei Unterofficiere die Kriegs- und weiße Parlamentair-Flagge tragen sollten; von Officieren würde ich nur zwei und den japanischen Dolmetscher bei mir haben; ans Land zu fahren sey ich entschlossen, in dem mir von den Beamten angebotenen Paradeboote des Gouverneurs; nach den gegenseitigen Begrüßungen, die von meiner Seite nach europäischer Sitte bloß in einer Verbeugung bestehen würden, werde ich auf einem Lehnstuhle und die Officiere hinter mir auf Stühlen Platz nehmen. Beim Anfange der Unterredung von meiner oder der Beamten Seite, würde ich aus Achtung vor ihnen aufstehen, und mich dann wieder setzen. Auf alles dies erwiderte Kachi, daß die Beamten sich dazu verständen, außer den Flinten: „denn es gibt kein Beispiel bei uns, sagte er, daß Gesandte fremder Länder, die einer Verhandlung wegen zu uns kommen, sich bei der Zusammenkunft mit einem, mit Feuegewehr bewaffneten Gefolge, einfänden; es sey Ehre genug für uns, im Vergleich anderer in Rangasaki gewesener europäischer Gesandten, daß unsere Wache die Säbel behalte. Es ist, fuhr er fort, von unsern Befehlern keine geringe und die erste Abweichung gemacht, daß man euch in das Innere des Hafens mit allen Kanonen und Pul-

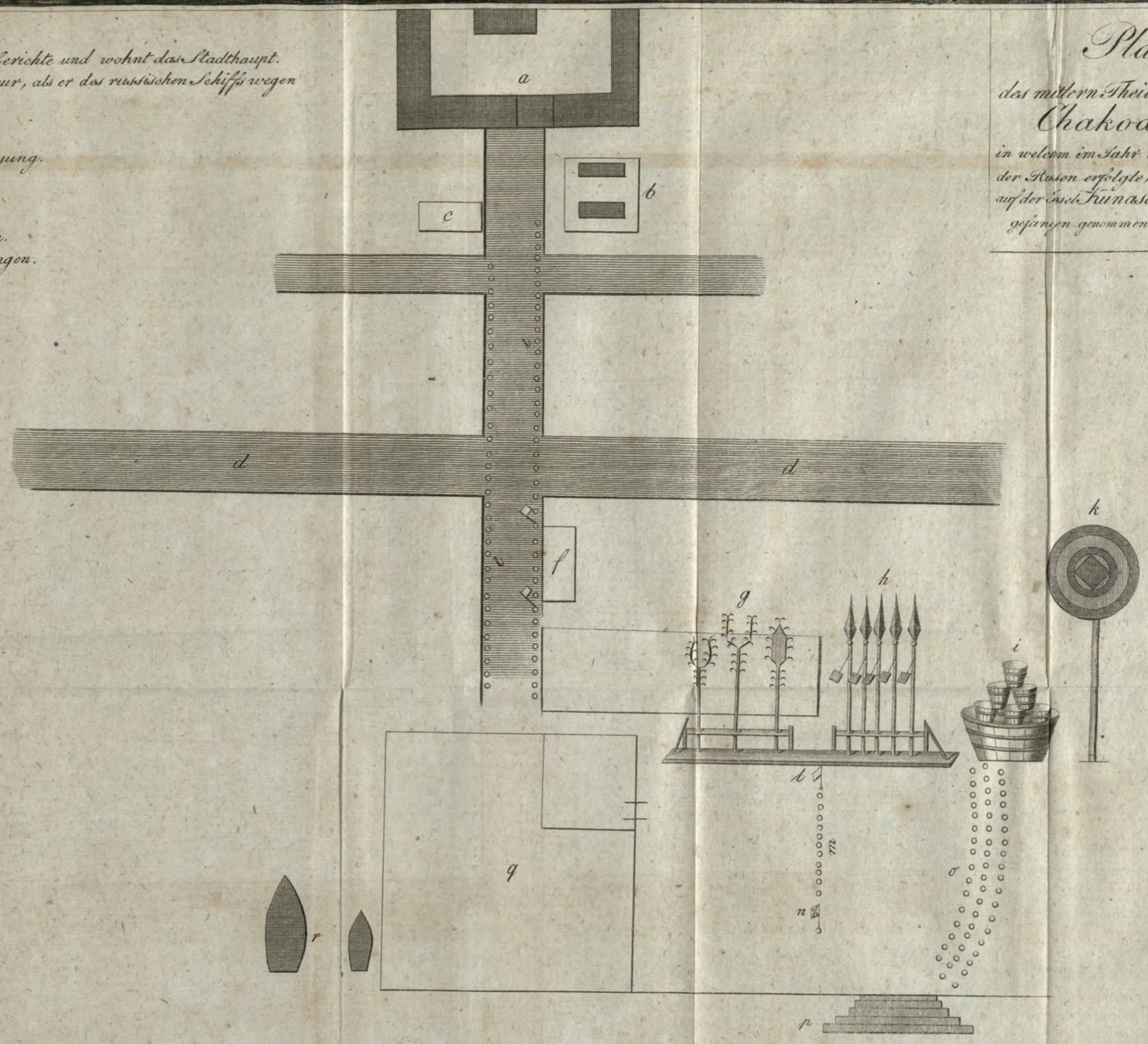
ver gelassen, und selbst jetzt bei den angefangenen Unterhandlungen nicht die Mittel genommen habe, feindlich gegen uns zu verfahren.“ Von der Wahrheit des erhaltenen Vorzuges überzeugt, den, so viel mir aus Reisebeschreibungen bekannt war, kein europäisches Schiff genossen hatte, war ich gern bereit, in Rücksicht der Flinten nachzugeben, und bat Kachi, diese Forderung so darzustellen, daß meine Wache ohne Flinten keine Kriegswache, also meiner Würde, als Befehlshaber eines russischen Kriegsschiffes, nicht angemessen seyn würde. „Bei uns, sagte ich, haben nur Krieger das Recht, Flinten zu tragen, also sind sie eigentlich nichts anders, als was bei euch der zweite Säbel ist.“ Uebrigens wiederholte ich, daß im Fall einer Weigerung von Seiten der beiden Beamten, er die Flinten ganz außer Acht lassen sollte, weil mich dies nicht hindern würde, zur Zusammenkunft ans Land zu kommen, wenn die Beamten nur alles übrige zugäben, wozu er mir Hoffnung machte. Takatai-Kachi schrieb unsere ganze Unterredung in sein Taschenbuch und fuhr ans Land. Am folgenden Morgen kam er wieder an Bord, und sagte mir mit heiterer Miene, daß die beiden Beamten alles, sogar die Flinten bewilligten. — „Anfangs, sagte er, bedachten sie sich etwas, ohne mir was zu sagen; da erklärte ich ihnen alles, was ihr mir darüber gesagt habt, und thue euch jetzt officiell kund, daß morgen die beiden Beamten euch am Ufer in dem dazu bereiteten Hause erwarten, und den Brief des Gouverneurs von Irkutsk empfangen werden. Um 12 Uhr werde ich auf Befehl der Beamten euch in dem Paradeboote des Cou-

verneurs abholen. Allein ein Punkt des Ceremoniels ist noch nicht bestimmt: werdet ihr in Stiefeln in den Audienzsaal kommen, wo Teppiche ausgebreitet seyn werden, auf denen die Beamten selbst auf den Knien sitzen? In Stiefeln zu kommen, ist gegen unsere Grundgesetze, und wird für eine Grobheit gehalten; ihr müßt im Vorzimmer die Stiefeln ablegen und in bloßen Strümpfen in den Saal kommen.“ Diese unerwartete und sonderbare Forderung brachte mich in einige Verlegenheit, denn ich hatte es früher nicht für nöthig gehalten, festzusetzen, daß wir in Stiefeln erscheinen würden; auch die Japaner hatten geglaubt, es sey überflüssig, sich darüber zu erklären, da, wie ich später von Herrn Goltownjn erfuhr, es bei ihnen eine ganz gewöhnliche Höflichkeit ist. Nach langem Ueberlegen sagte ich zu Takatai-Rachi, daß es mir durchaus unmöglich seyn würde, in voller Uniform und mit dem Degen, ohne Stiefeln zu kommen. „Ich weiß, fuhr ich fort, daß es in eurem Lande allgemein Sitte ist, beim Eintreten in die Zimmer die Fußbekleidung abzulegen. Allein du, als ein aufgeklärter Mann, weißt, wie sehr eure Gebräuche von den europäischen verschieden sind: bei euch z. B. geht alles, groß und klein, ohne Hosen, dagegen tragt ihr aber, des Anstandes wegen, weite Kleider, die unsern Schlafrocken gleichen, und in denen man in Europa nur im Schlafzimmer sitzen kann. Bei euch ist es unhöflich, mit der Fußbekleidung ins Zimmer zu treten, bei uns ist es nicht nur unhöflich, sondern auch schimpflich, ohne dieselbe zu erscheinen, und bloß Verbrecher in Ketten gehen ohne dieselbe. Wie ist es mir also möglich, vor

euren Beamten ohne Stiefeln zu erscheinen?“ Takatai-Kachi wußte nicht, was er antworten sollte, da er sah, daß ein Punkt, den er für unbedeutend gehalten hatte, jetzt schwer zu berichtigen wurde. Nach einigem Bedenken sagte ich ihm, daß ich bereit sey, eine große Herablassung von meiner Seite zu zeigen, um nur der erwünschten Zusammenkunft nichts in den Weg zu legen. „Bei uns ist es Sitte, fuhr ich fort, wenn wir einer angesehenen Person unsere Achtung beweisen wollen, im Vorzimmer die Stiefeln gegen Schuhe zu vertauschen.“ Takatai-Kachi war sehr erfreut und sagte: „das ist genug; so wird von beiden Seiten die Höflichkeit nicht verletzt. Eure Schuhe werde ich den japanischen Halbstrümpfen vergleichen und sagen, daß ihr euch entschlossen hättet, die Stiefeln abzuziehen und in ledernen Strümpfen in den Audienzsaal zu kommen.“ — Er eilte ans Land, und kam gegen Abend zu meiner größten Verwunderung wieder an Bord, um mir anzuzeigen, daß die Beamten sehr zufrieden mit meiner Nachgiebigkeit wären; denn hätte ich darauf bestanden, in Stiefeln zu kommen, so hätte zwar die Zusammenkunft Statt gehabt, allein die Beamten hätten mich nicht auf den Knien sitzend empfangen können, sondern nach europäischer Sitte auf Stühlen, was in Japan für eine Grobheit gehalten wird. Darauf gab mir Kachi eine Zeichnung des für die Zusammenkunft bestimmten Hauses *). Vor dem Hause waren Soldaten auf den Knien sitzend abgebildet; in den ersten Zimmern untere Beamte; hier mußten wir

*) Man sehe den Plan.

- a. Festung. — In ihr befinden sich die Gerichte und wohnt das Stadthaupt.
Sie diente dem matsmaischen Gouverneur, als er des russischen Schiffs wegen nach Chakodada kam, als Wohnort.
- b. kleinere Festung mit Magazinen.
- c. Wohnhaus der Russen vor der Befreyung.
- d. Haupt-Strasse in Chakodada.
- e. Soldaten des Fürsten von Nambu.
- f. Casernen der nambuschen Garnison.
- g. Werkzeuge um Flüchtlinge einzufangen.
- h. Spiesse der tringarischen Wache.
- i. Eimer zu Feuerbrünsten.
- k. Scheibe.
- l. Friedensflagge.
- m. Russen.
- n. Erste Admirals Flagge.
- o. Kaiserliche Dossine oder Soldaten.
- p. Landungsplatz.
- q. Zollhaus.
- r. Kaiserliches Fahrzeug.



Plan
des mittlern Theils der Stadt
Chakodada,
in welchem im Jahr 1853 die Befreyung
der Russen erfolgte, die im Jahr 1811
auf der Insel Kūnaschir von den Japanern
gefangen genommen wurden.

A B. A C. C D. äußere Wände, aus doppelten Schirmen,

(einem papiernen und einem hölzernen) bestehend.

a a a a. innere papierne Schirme, die bei der Unterhandlung
auseinander geschoben waren.

b b b b. dünne Bretterwand, die bei dieser Gelegenheit aufgeführt wurde.

c c c c. Wand gegenüber dem Eingange.

d. Flinten, Bogen und Pfeile der Hauptwache des tzingarischen Fürsten.

e. zwei Falcons, die aus den Händen abgeschossen werden.

f. die zwei japanischen Befehlshaber.

g. japanische Beamte.

h. zwei Beamte.

i. der Akademiker.

k. 2 Dolmetscher.

l. der russische Anführer.

m. russische Officiere

n. 2 Beamte.

o. 6 Dossine oder Soldaten.

p. 3 Beamte.

q. Wache des tzingarischen Fürsten.

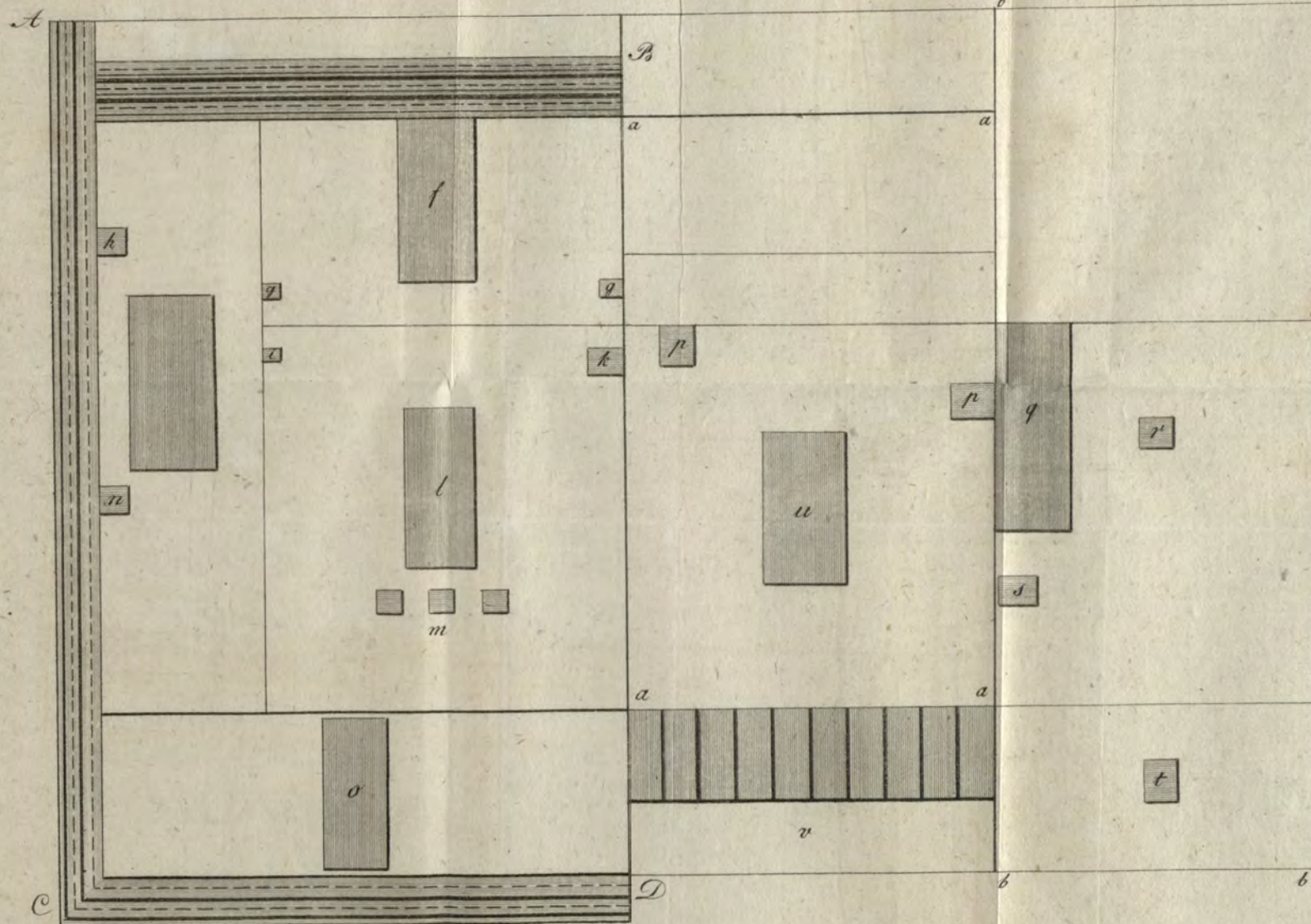
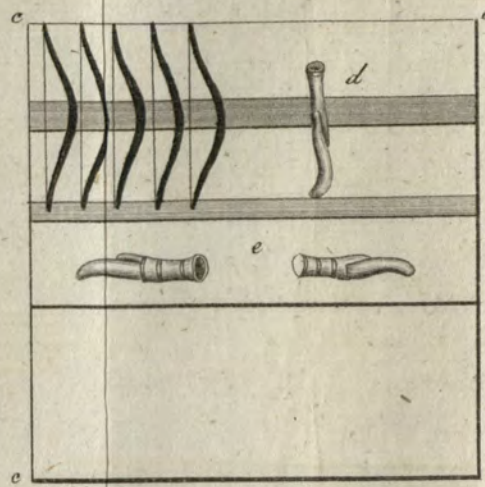
r. 4 Dossine oder Soldaten.

s. 1 Beamter und 5 Schreiber.

t. 4 Dossine od. Soldaten

u. Hauptwache kaiserl. Soldaten.

v. Landungsplatz.



Plan
des Zollhauses
in welchem die Japaner den
5 Octob. 1813 mit dem russi-
schen Anführer unterhandelten.

die Schuhe anziehen und vor einer Reihe kniender Beamten vorbeigehen. Auf dem Plane war auch der Audienzsaal abgebildet: auf der Vorderseite desselben waren die Sitze der beiden ersten Beamten, links saßen die Dolmetscher und rechts die Akademiker, die bloß hergekommen waren, um ihre Bemerkungen über das russische Kriegsschiff zu machen, und Nachrichten über Europa einzuziehen. Mitten im Saale, gegenüber den ersten Beamten, war mein Platz, und hinter mir der der Officiere; die Wache mit Flinten und Flaggen mußte in Front an den offenen Thüren des Hauses stehen. Nachdem alles gehörig verabredet war, versprach Takatai-Kachi beim Wegfahren nochmals, am folgenden Tage, wenn das Wetter es erlaubte, mich um 12 Uhr auf dem Boote des Gouverneurs abzuholen.

Ich mußte jetzt an das Schicksal unseres Dolmetschers Kisselew denken, den ich zu den Unterhandlungen am Lande brauchte: ich kannte die Strenge der japanischen Gesetze in Rücksicht der Unterthanen, die die christliche Religion angenommen haben, und in fremde Dienste getreten sind. Obgleich Herr Kisselew, aus Anhänglichkeit zu Rußland, sich unter den von ihm übersetzten Briefen, als in Rußland geborner Japaner unterzeichnete; so konnte doch seine gründliche Kenntniß der japanischen Sprache ihn bald verrathen, und die Folgen hätten dann verderblich für ihn werden können. Ich ließ ihn zu mir kommen und fragte ihn, ob er glaube, da er die Gesetze seines Landes kenne, daß er ohne Gefahr mit mir ans Land fahren könne? „Was habe ich zu fürchten?“ erwiderte er. „Nimmt man

euch gefangen, so ist es das Schicksal aller; an mich allein wird man sich nicht vergreifen. Ich bin kein Japaner, und bitte, daß ihr mich ans Land nehmet, damit ich meine Schuldigkeit als Dolmetscher thun kann. Am Lande bei den Unterhandlungen mit den Beamten kann ich euch nützlich seyn, nicht hier auf der Diana bei den Unterredungen mit Takatai-Kachi. Nehmt ihr mich nicht ans Land, weshalb habe ich denn die Mühseligkeiten einer langen Seereise aushalten müssen? Da ich seinen Eifer sah, uns zu dienen, so erklärte ich ihm freudig, daß es sehr wichtig für uns sey, einen so treuen Dolmetscher zu haben, daß ich aber bei einer Gelegenheit nicht gegen seinen Willen verfahren wollte, wo er sich einer Gefahr aussetze. Hierauf befahl ich noch zwei Officieren, die den Wunsch geäußert hatten, ans Land zu fahren, sich bereit zu halten.

Den folgenden Tag ungefähr um 12 Uhr kam Takatai-Kachi im Boote des Gouverneurs unter verschiedenen Flaggen an Bord. Als er in voller Staatskleidung in die Kajüte trat, sagte er mir, daß wenn auf dem Hause, welches zur Zusammenkunft bestimmt war, eine Flagge aufgezo-gen würde, so könnten wir ans Land fahren. Gerade um 12 Uhr wehte die Flagge, und bald darauf stieg ich mit zwei Officieren, dem Dolmetscher und zehn bewaffneten Matrosen in das Boot *),

*) Auf diesem Boote befanden sich sechzehn auserwählte japanische Ruderer, von denen die größte Hälfte, wie mir Kachi sagte, reiche und angesehene Kaufleute waren. Sie hatten sich aus Neugierde dazu hergegeben, um uns näher zu besehen. Ihre Art zu rudern ist von der europäischen verschieden. Sie warfen die Ruder nicht nach vorn, sondern

auf welchem unter den japanischen Flaggen die russische Kriegsflagge und die weiße Parlamentairflagge wehte. Einige hundert Bote mit neugierigen Zuschauern begleiteten uns ans Land. Das zur Zusammenkunft bestimmte Haus lag nah am Ufer an einem steinernen Landungsplatze. Auf dem Platze vor dem Hause saßen japanische Soldaten in Reihen auf den Knien. Takatai-Kachi stieg zuerst ans Land, und ging ins Haus, um die Beamten von unserer Ankunft zu unterrichten; er kehrte bald zurück und sagte, daß die Beamten uns in feierlicher Versammlung erwarteten. Ich hielt es für unzeitig und unnütz zu fragen, weshalb mir kein japanischer Beamte entgegengekommen sey, und befahl dem Unterofficier mit der weißen Flagge ans Land zu steigen, dann der Wache und dem andern Unterofficier mit der Kriegsflagge, der ich und dann die Officiere folgten. Vor den offenen Thüren des Hauses stellte sich die Wache in Front, und präsentirte mir beim Vorbeigehen das Gewehr. Im ersten Gemache befahl ich dem japanischen Matrosen, der zur Bedienung bei mir war, den Lehnstuhl zu bringen, um Schuhe anzuziehen. Nun trat ich mit den Officieren in den Audienzsaal. Er war mit Beamten verschiedenen Ranges, in der Kriegskleidung mit zwei Säbeln, gefüllt, und es herrschte eine tiefe Stille. Als ich die beiden ältesten Beamten erblickte, die neben einander auf den Knien saßen, ging ich drei Schritte auf sie zu, und verbeugte mich. Sie erwiderten den Gruß auf gleiche Art. Nachdem ich auch die

drehten sie bloß hin und her, und es geht eben so rasch, wie bei unserm Rudern.

rechts und links sitzenden Beamten begrüßt hatte, ging ich auf meinen Platz, wo schon der Lehnstuhl stand. Das Schweigen dauerte noch eine Minute; da brach ich es, und ließ durch den Dolmetscher Kisselew sagen, daß ich glaubte, im Hause von Freunden zu seyn. Statt der Antwort lächelten die Beamten, und der älteste, der in Kunafschir gewesen war, eröffnete die Unterredung, indem er sich zu dem von der linken Seite mit gebücktem Haupte sich ihm nähernden Beamten wandte; allein er sprach so leise, daß Kisselew kein Wort verstehen konnte. Nun nahm der Beamte wieder seinen Platz ein, und fing nach einer Verbeugung, zu meiner größten Verwunderung, an russisch zu reden *). Er verdolmetschte die Bewillkommnung des Beamten, die darin bestand, daß die Russen viele Beschwerden an den japanischen Küsten ausständen, jetzt aber alles gut beigelegt werden sollte. Ueberdem sagte er, daß die Erklärung des Befehlshabers von Dchozk sehr zweckmäßig befunden sey. Ich erwiderte durch den japanischen Dolmetscher Murakami-Teske, daß ich unter Beilegung der Sache die Befreiung des Capitains Solownin und der übrigen Russen verstände, in welchem Falle die von uns an den japanischen Küsten ausgestandenen Beschwerden sich in eine angenehm zugebrachte Dienstzeit verwandeln würden. Nach einigen von beiden Seiten gewechselten Höflichkeiten, erwähnte ich des Briefes des irkutschischen Gouverneurs, welchen mir Herr Sawel-

*) Es war, wie wir nachher erfuhren, der Dolmetscher Murakami-Teske, der von Hrn. Solownin russisch gelernt hatte.

jetw in einem mit rothem Tuche überzogenen Kästchen reichte. Ich nahm den Brief heraus, las die Adresse laut vor, und gab ihn wieder Herrn Saweljew, der ihn mit dem Kästchen dem japanischen Dolmetscher überreichte. Dieser hob ihn auf seinen Kopf und gab ihn dann in die Hände des jüngern Beamten, der das Kästchen an seine Brust führte, und dann dem ältesten Beamten einhändigte. Dieser sagte, daß er den Brief sogleich dem Obunjo abliefern wolle, und daß zur Beantwortung desselben zwei Tage erforderlich wären. Die Geschenke, welche Herr Saweljew dem Dolmetscher überreichte, wurden vor dem ältesten Beamten niedergelegt. Beide Beamte baten mich, eine kleine Erquickung im Hause einzunehmen, standen auf, grüßten und entfernten sich. Die Geschenke wurden ihnen nachgetragen. Nun wünschte mir der Dolmetscher Murakami-Teske freudig mit den Worten Glück: „Gott sey Dank! jetzt kann ich euch zu einer baldigen und glücklichen Entscheidung gratuliren; Capitain Solownin und die übrigen werden bald ans Schiff kommen. Ein Gesetz erlaubt es euch nicht, sie jetzt zu sehen; sie sind jedoch alle gesund.“ Nun näherten sich auch die Akademiker und wünschten uns Glück, auch der brave Takatai-Kachi, der während der Ceremonie am Ende des Saales gestanden hatte. Darauf bewirthete man uns mit Thee und verschiedenen Zubissen, die jedem auf besonderem, lackirtem Geschirre gereicht wurden. Mich zeichnete man dadurch aus, daß ein unterer Beamte neben mir stand, der alles, was man mir brachte, empfing, und mir selbst reichte. Nach zwei Stunden nah-

men wir Abschied, und fuhren mit Takatai-Kachi auf demselben Boote zurück. Auf dem Schiffe hatte ich vor meiner Abfahrt dem ältesten Officier unter andern befohlen, sobald wir vom Ufer stießen, das ganze Schiff mit Flaggen zu behängen, doch nicht zu schießen, weil dies den Japanern unangenehm ist. Sie wundern sich, daß man in Europa durch Kanonenschüsse, die nur zum Tödten bestimmt sind, Jemandem Ehre erweist *). Die Flaggen-Illumination that beim schönen Wetter eine gute Wirkung: es hatte sich eine außerordentliche Menge Menschen versammelt, und Böte umgaben das Schiff auf eine weite Strecke. So endigte zu beiderseitiger Zufriedenheit die erste feierliche Zusammenkunft mit den japanischen Beamten, und die russische Flagge wehete zum ersten Mal bei Unterhandlungen auf dem Boden des stolzen Volkes. Die aus der Mannschaft gewählte Wache hatte geschworen, im Fall eines Verraths, die geheiligte kaiserliche Kriegsflagge nur mit dem letzten Blutstropfen aus den Händen zu lassen. Dankbar müssen wir bekennen, daß bei dieser Gelegenheit der aufgeklärte und edelmüthige Takatai-Kachi uns von dem größten Nutzen war, und es ihm gelang, zwei Völker, die ganz verschiedene Begriffe haben, zu vereinbaren. Zwei Tage verstrichen, ohne daß die Beamten etwas von sich hören ließen. Takatai-Kachi besuchte uns, wie vorher, zweimal täglich, und brachte mit Bewilligung der Beamten seine Freunde mit, die neugierig waren, das

*) Es gibt jedoch Ausnahmen. Der Fürst von Sindai wird, wenn er aus seinem Fürstenthume reist, oder dahin zurückkehrt, mit Kanonenschüssen begrüßt.

russische Schiff zu sehen. Es war uns sehr angenehm, denn wir hatten dadurch Gelegenheit, dem braven Kachi unsere Dankbarkeit zu beweisen. Wir boten diesen Japanern Geschenke an, allein sie nahmen nie mehr als eine Kleinigkeit, und immer erst nachdem Kachi es erlaubt hatte.

Am dritten Tage kam Takatai-Kachi mit der frohen Botschaft zu uns an Bord, daß er die Erlaubniß erhalten habe, Capitain Golownin und die übrigen Russen zu sehen. Diese Nachricht war sehr angenehm für uns, denn obgleich wir frei an Herrn Golownin schrieben, so erhielten wir von ihm doch immer bloß kurze Anzeigen vom Empfange unserer Briefe. Es war offenbar, daß die Japaner seine Briefchen lasen; also mußten wir die größte Vorsichtigkeit bei dieser Correspondenz beobachten. Gegen Abend brachte Takatai-Kachi ein sicheres Zeugniß, daß er die Russen gesprochen habe: einen Zettel von Hrn. Golownin, in welchem er von dem Vergnügen sprach, Kachi gesehen zu haben. Am folgenden Tage theilte unser Japaner uns noch eine frohere Nachricht mit: die Beamten ließen mich nämlich wissen, daß ich morgen in demselben Hause, wo die erste Unterhandlung gewesen war, Hrn. Golownin und zwei Matrosen, in Gegenwart des Dolmetschers Murakami-Teske, der Akademiker und anderer Beamten sehen würde, und daß Kachi mich auf dem Boote des Gouverneurs, und, wenn ich es wünschte, mit der nämlichen Anzahl bewaffneter Leute abholen würde. Ich erwiderte, daß ich zu einer bloßen Privat-Zusammenkunft nur mit einem Officiere, dem Schiffschreiber

und fünf Matrosen ohne Flinten ans Land fahren würde, und letztere bloß mitnehme, damit sie das Glück hätten, ihre beiden Gefährten zu sehen; die Kriegs- und Parlamentair-Flagge würden indeß auf dem Boote bleiben.

Am folgenden Tage um 10 Uhr holte mich der gute Kachi im Boote des Gouverneurs ab.

Als wir uns dem Lande näherten, erblickte ich Hrn. Solownin an der Thüre des Hauses, in einem kostbaren seidnen nach europäischer Art genähten Kleide und den Säbel an der Seite. Bei diesem Anblicke vergaß ich alles Ceremoniel und sprang, ohne Takatai-Kachi abzuwarten, zuerst ans Land. Hätte ich nicht so lange mit Solownin gedient, und in stetem freundschaftlichen Umgange mit ihm gelebt, so hätte ich ihn in seinem sonderbaren Anzuge kaum erkennen können. Allein so erkannte ich ihn sogleich unter den Japanern, und überlasse es dem Leser, sich die Freude unsers Wiedersehns zu schildern; es läßt sich nur fühlen, nicht beschreiben. Die Japaner wollten den ersten Erguß unserer Gefühle nicht stören, zogen sich bescheiden zurück und unterhielten sich unter einander. Wir konnten Anfangs nur unzusammenhängend fragen, und erst, nachdem wir unsere Neugierde gestillt hatten, gingen wir zu Gegenständen über, die unsere Sache betrafen, und die Japaner ließen uns Zeit genug dazu. Capitain Solownin theilte mir in einigen Worten seine Leiden während der Gefangenschaft mit, ich benachrichtete ihn von allem, was ich von unserm lieben Vaterlande, von seinen Freunden und Verwandten wußte, und bat ihn auch, seine

Unglücksgefährten davon zu unterrichten. Hier riß mich Herr Solownin auch aus einem großen Irrthume, in den ich gerathen war. Der schlechte Zustand des Schiffs und die späte Jahreszeit ließen mich daran denken, in Chakodade zu überwintern, als mir aber Solownin sagte, daß wir in diesem Falle, nach den japanischen Gesetzen, wie Gefangene leben müßten, so mußte ich so viel wie möglich suchen, die Sache schnell zu beendigen, und schrieb daher sogleich auf Hrn. Solownins Rath an die Beamten. Endlich schied ich von meinem Freunde in der Hoffnung, mich nicht mehr von ihm zu trennen, und kehrte an Bord zurück.

Gegen Abend wurde ich durch einen unerwarteten Besuch Kachi's erfreut. Er kam mit einem jungen Menschen zu mir in die Kajüte, und wünschte mir zu dem frohen Wiedersehen mit Hrn. Solownin Glück *). „Ich habe dir etwas Wunderbares zu sagen, fuhr er fort; gestern, wider alles Erwarten, finde ich zu Hause — wen glaubst du wohl? — meinen Sohn! Er war kaum angekommen und hatte sich unter das Volk begeben, um uns ans Land fahren zu sehen; sieh, da ist er, sieht er mir ähnlich? — Zugleich erfahre ich auch von meiner Frau eine angenehme und wunderbare Bot-

*) Kachi befand sich im Hause unter den japanischen Beamten während unserer Zusammenkunft. Mitten in der Unterredung näherte er sich mir aber und sagte: „Taischo, ich bin nicht gesund, entschuldige mich.“ Die mit mir aus Land gekommenen Matrosen, die noch immer an der Redlichkeit der Japaner zweifelten, erschrakten sehr, als sie ihn allein aus dem Hause kommen sahen, und er ihnen ein Lebewohl wünschte. Da glaubten sie, daß ich sicher gefangen sey.

schaft. Sie hatte kaum die Wallfahrt vollendet, und war gesund und wohl nach Hause gekommen, so bringt man ihr ganz unerwartet von der Post meinen Brief, den ich von Kunaſchir zu ihr abgefertigt hatte.“ Ich wünschte dem guten Kachi mit aufrichtiger Theilnahme Glück zu diesen, für einen Vater und zärtlichen Gatten erfreulichen Nachrichten. Sein Entzücken über diesen Zusammenfluß glücklicher Begebenheiten war grenzenlos, und er wurde dadurch noch mehr in seinem Glauben an die Prädestination bekräftigt.

Hierauf schwatzte ich mit seinem Sohne, und stellte ihn den Officieren vor. Diese waren sehr erfreut, seine Bekanntschaft zu machen, führten ihn überall im Schiffe herum, und unterhielten sich dann mit ihm durch Hülfe des Dolmetschers Kisselew. Als ich mit Kachi allein blieb, gab er mir Nachricht von seinem Freunde, der sich als Einsiedler in einer Einöde niedergelassen hatte. „Taischo, sagte er mehrmals mit Entzücken, man kann in Japan Menschen auch ohne Laterne finden *). Womit, fragte er, kann ich wohl einen Menschen belohnen, der sich als mein aufrichtiger Freund

ge

*) Hier meinte Kachi die Laterne des Diogenes, von der ich ihm in Kamtschatka unter andern Anekdoten, erzählt hatte. Besonders ergöheten ihn Beispiele von Edelmuth und Seelengröße, gleich dem des berühmten Dolgoruky, der Peters des Großen Ufas zerriß. Kachi bob gewöhnlich nach einer solchen Anekdote, zum Zeichen der Bewunderung, die Hände auf den Kopf, und rief oli, oli, d. h. groß! dann führte er sie ans Herz und sagte: Kusvri, d. h. Arznei. Mit diesem Worte benannte er jede angenehme Speise, um sie recht zu loben.

gezeigt hat?“ Darauf konnte ich ihm nicht so bald erwidern. „Den Reichthum, fuhr Kachi fort, verachtet er; ich muß etwas thun, das seiner werth ist. Du weißt, daß ich eine Tochter habe, die ich für ihre schlechte Aufführung nicht nur meines Namens beraubt habe, sondern sie auch, obgleich sie lebt, gleichsam unter die Todten zähle. Deine Theilnahme an ihrem Schicksale war groß, oft war ich gerührt durch deine Gründe, mich mit ihr zu versöhnen, und beleidigte vielleicht deine Freundschaft, indem ich dir nicht Gehör gab. (In Kamtschatka hatte er mit mir nämlich vom Unglück seiner Tochter gesprochen, und ich hatte mich vergebens bemüht, sie zu versöhnen.) Jetzt, fuhr er fort, da ich in meinem von der Welt entfernten Freunde so einen Schatz besitze, will ich ihm das gekränkte väterliche Herz zum Opfer bringen. Ich bin entschlossen, meine Tochter ins Leben zurückzurufen, und mich auf immer mit ihr zu versöhnen. Ich werde meinen Freund davon unterrichten: er wird mich verstehen.“

Endlich bat mich Kachi um die Erlaubniß, seine auf dem Schiffe befindlichen Sachen unter die Matrosen zu vertheilen. Er that es selbst, und diejenigen, die er am meisten kannte, bekamen das beste. Unter diesen befand sich der Koch, den er Nengoro, d. h. Freund, nannte *). Nach der Vertheilung seiner Habseligkeiten (sie bestanden aus baumwollenen und seidnen Röcken, großen wattirten Decken und Schlafrocken, und waren

*) Der gute Alte beehrte zwar meine moralische Speise, wie er sie nannte, mit dem Titel Kusyri, allein er liebte auch, daß die Leibesnahrung Kusyri für ihn sey.

so zahlreich, daß kein Mann leer ausging) bat er mich, den Matrosen zu erlauben, diesen Abend froh zuzubringen, und sagte: „Taischo! japanische und russische Matrosen, es ist alles eins; sie lieben alle den Wein, und Chakoda de ist ein sicherer Hafen.“ Obgleich die Mannschaft schon eine doppelte Portion Brantwein erhalten hatte, so konnte ich Kachi doch nichts abschlagen. Er schickte sogleich seine Matrosen nach Wein ans Land, und befahl auch für jeden Tabak und Pfeifen mitzubringen. Nun ging er mit mir in die Kajüte, wo ich die Sachen der Gesandtschaft hatte ausstellen lassen. „Jetzt mußt du, redete ich ihn an, dein in Kunaschi gegebenes Versprechen erfüllen. Wähle, was dir gefällt; oder, da eure Beamte keine Geschenke von uns nehmen wollen, nimm alles.“ — „Was vorthelle ich dabei, erwiederte er mit Freimüthigkeit, wenn ich diese kostbaren Sachen *) von euch nehme, und die Regierung, unsern Gesetzen gemäß, sie nachher von mir nimmt, und mir eine Geldentschädigung dafür gibt?“ — Es gelang uns doch, ihn zu überreden, einiges anzunehmen. Nachdem er, seinem Gutdünken gemäß, gewählt hatte, bat er um ein Paar silberne Löffel, Messer und um eine russische Theemaschine, „um das Vergnügen zu haben zur Erinnerung an eure Gastfreundschaft, meine echten Freunde nach russischer Sitte zu bewirthen“ **). Wir

*) Sie bestanden aus porcellanen gemahlten Vasen, Marmortischen und crystalenem Geschirr.

***) Unsere Lebensart gefiel ihm sehr, und obgleich er nicht an einem Tische mit uns essen konnte, weil die Japaner kein Fleisch essen, so speiste er doch gewöhnlich um dieselbe Zeit.

blieben bis um Mitternacht bei einander. Beim Abschiede bezeugte er sein Bedauern, daß er uns nach seinen Befehlen nicht in seinem Hause bewirthen dürfe, wo wir vielleicht auch wünschen könnten, zum Andenken seiner Gastfreundschaft Chasi und Sakasuki, d. h. kleine Stöcke, deren sich die Japaner statt der Messer und Sabeln bedienen, und lackirte Tassen, zu haben.

Am folgenden Tage hörten wir zu unserm Leidwesen, daß unser Kachi sich durch das beständige Hin- und Herfahren stark verkältet habe. Gegen Abend kam statt seiner der jüngere Dolmetscher mit der Botschaft an Bord, daß morgen Capitain Golownin mit den übrigen ans Schiff zurückkehren würde. Er übergab mir zur Bestätigung einen Brief von Herrn Golownin, worin er mir meldete, daß sie alle dem Gouverneur vorgestellt wären, und dieser ihnen in Gegenwart vieler Beamten feierlich ihre Befreiung angekündigt habe, weshalb die Beamten mich bäten, morgen ans Land zu kommen, um die Gefangenen und die officiellen Papiere in Empfang zu nehmen. Um der japanischen Regierung mein Zutrauen zu beweisen, erklärte ich dem frohen Botschafter, daß ich morgen allein, ohne alle Wache, und mit der weißen Flagge ans Land kommen würde, damit der Pöbel nicht schließen könne, daß die Russen ihre Landsleute mit Gewalt befreit hätten. Der Dolmetscher blieb mit den übrigen Beamten, die uns aus Neugierde besucht hatten, ziemlich lange bei uns, und fuhr erst zur Nacht ans Land. Beim Abschiede gelang es mir

Thee trank er mit mir, und meist immer ohne Zucker; doch aß er lehtern, wie Confect, in großen Stücken,

zum ersten Mal, die Japaner zu überreden, Geschenke anzunehmen, die aus dem von ihnen hochgeschätzten Saffian bestanden.

Der 7te October war der frohe Tag, der unsere Beschwerden endlich mit einem glücklichen Erfolge krönte, und das Ziel unserer dreimaligen Reise nach den japanischen Küsten war. Früh morgens kam zu unserer größten Freude Takatai-Kachi in dem Boote des Gouverneurs, und seiner Unpäßlichkeit wegen in bequemer Kleidung, zu uns an Bord. Ich bezeugte ihm mein Leidwesen wegen seiner Krankheit, und sagte ihm, daß er seine Gesundheit von neuem aussehe. — „Seid unbekümmert, erwiederte er, aus Freude fühle ich mich schon leichter, und wenn ich erst dich mit deinem Freunde Solownin werde nach der Diana fahren sehen, so werde ich ganz gesund seyn.“ Darauf sagte er mir, daß die Beamten den Grund meiner Absicht, allein ans Land zu fahren, einsähen, und sich über das Zutrauen zu ihrer Rechtschaffenheit freuten. Um 12 Uhr stieg ich mit Herrn Saweljew und dem Dolmetscher Kisselew ohne alle Wache ins Boot, auf welchem die weiße Flagge wehete, und fuhr nach demselben Hause, wo die ersten Zusammenkünfte gewesen waren. Die Japaner ließen uns nicht lange warten. Bald darauf wurde Capitain Solownin mit den Officieren in den Saal geführt, die Matrosen und der Kurile Alexei blieben auf dem Hofe. Sie waren alle in seidnen Kleidern von einem Schnitte, allein verschiedenen Farben, gekleidet. Die Officiere hatten ein Zeug, das unserm Stoffe mit Blumen glich, die Matrosen Taffet; der Kurile Alexei

hatte ein Kleid aus buntem gewebtem Seidenzeuge nach japanischem Schnitt. Die Officiere hatten zur Vollendung des sonderbaren Puzes ihre Säbel und Uniformshüte an. Bei jeder andern Gelegenheit hätte man über diesen Aufzug lachen müssen; allein in unserer Lage dachte niemand daran. Unsere Freude drückte sich mehr in Blicken als Worten aus. Den Befreiten standen Thränen des Danks in den Augen, die sie der Vorsehung für ihre wunderbare Errettung zollten: nur wer in ähnlichen Umständen war, kann sich in ihre Lage versehen. — Die Japaner ließen uns auch jetzt auf einige Zeit allein, um uns nicht zu stören. Darauf empfing ich feierlich meine Gefährten von den Sinmijaguz Takahassi, Sampen und Koodsimoto, Chiogoro, und die Papiere von der japanischen Regierung, die ich der russischen zustellen sollte. Zum Schluß wurden wir nach japanischer Sitte bewirtheet.

Um 2 Uhr Nachmittags nahmen wir von den Japanern Abschied, und gingen durch eine außerordentliche Menge Zuschauer beiderlei Geschlechts nach unserm Boote, auf welchem ich mit den Befreiten und dem guten Kachi an Bord fuhr. Es wehete ein starker widriger Wind; allein ungeachtet dessen waren wir mit Böten voll Neugieriger umringt. Als wir uns dem Schiffe, welches mit Flaggen geschmückt war, näherten, riefen die auf den Raen ausgestellten Matrosen ihrem befreiten Befehlshaber ein Hurrah zu. Alles war bei unserer Ankunft im freudigen Entzücken. Viele vergossen Thränen, als sie diejenigen wiedersehen, die seit zwei Jahren und drei Monaten der Gegenstand ihres Kummers

waren. Diese Scene, die der Mannschaft der Diana Ehre macht, wird ewig in meinem Gedächtnisse bleiben. Herr Golownin trat tief gerührt mit den übrigen Befreiten vor das Heiligenbild des Wunderthäters Nicolai, um Gott zu danken.

Bald darauf brachten uns viele Bote eine Menge frisches Wasser und Holz, tausend große Röttige, fünfzig Säcke Reis, dreißig Säcke Salz und andere Lebensmittel, ohne daß wir etwas gefordert hatten. Als wir den Japanern sagten, daß wir gar nichts bedürften, antworteten sie, daß es ihnen befohlen sey, die befreiten Russen zur Reise nach Kamtschatka mit Lebensmitteln zu versorgen. Ich konnte mich nicht widersetzen, und ließ daher alles auf dem Schiffe empfangen. Viele Japaner, denen die Doffine jetzt erlaubten, ans Schiff zu kommen, halfen freiwillig unsern Leuten beim Umladen, und zwar mit solchem Eifer, daß es schwer war zu entscheiden, was man mehr bewundern sollte: unsere Matrosen, die noch nie mit solcher Lust gearbeitet hatten, oder die Japaner, die so gefällig Beistand leisteten. Man hätte glauben sollen, daß Leute, deren Erziehung und Denkart so verschieden ist, und zwischen deren Geburtsorten der halbe Erdball liegt, jetzt ein Volk waren. Fröhlichkeit, Scherz und Gefälligkeit beseelten alle. Unsere Matrosen bewirtheten viele Japaner, die ihnen gefielen, mit ihrem Branntwein und Zubisse, die Japaner erwiderten es mit Sagi, und obgleich der übrige Theil des Tages mit Arbeiten zugebracht wurde, so schien es doch ein wahrer Festtag zu seyn. Bald darauf besuchten uns einige japanische Beamte und die Dolmetscher:

der Schtojagu Murakami, Teske und der Saidschu Kumaddschero. Der erste sprach viel besser russisch, und besaß auch mehr Kenntnisse als der letzte. Zugleich mit ihnen besuchten uns auch der Akademiker und der holländische Dolmetscher. Der letztere befand sich in Mangasaky, als Hr. v. Krusenstern mit dem Gesandten Resanow auf der Nadeschda dort ankamen. Er erinnerte sich der Namen vieler russischen Officiere, sprach auch etwas russisch und französisch. Ich lud alle zu mir in die Kajüte und bewirthete sie nach europäischer Art, worauf sie das Schiff in allen Theilen mit Aufmerksamkeit besahen. Gegen Abend hatten wir so viele neugierige Zuschauer auf dem Verdeck (den Frauenzimmern war es jedoch zu unserm Leidwesen nicht erlaubt an Bord zu kommen), daß man kaum einen Schritt thun konnte. Die Dossine waren daher genöthigt, ihre eisernen Stäbchen aus dem Gürtel hervorzuholen, und die Japaner in die Bote zu treiben. Die Weiber schienen indeß sehr neidisch auf das Vorrecht zu seyn, welches den Männern zugestanden wurde. Wir schenkten ihnen daher durch die Dossine einige Kleinigkeiten, wofür sie uns mit ausdrucksvollen Gebehrden dankten. — Die japanischen Beamten theilten unsere Freude mit unverstellter Aufrichtigkeit, und blieben bis zur Nacht bei uns. Beim Abschiede boten wir ihnen einige von den Sachen als Geschenk an, die die Nadeschda in Kamtschatka zurückgelassen hatte; allein sie nahmen außer einigen Portraits russischer Helden, die sich im Feldzuge von 1812. ausgezeichnet hatten, nichts an, und diese sogar nur ohne Rahmen und

Gläser, und mit Bewilligung der obern Beamten. Wahrscheinlich wurden sie nach Eddo geschickt, mit Beifügung der Namen und Thaten jener Helden.

Den 10ten October, als wir segelfertig waren, schickte man uns vom Lande eine Menge Gemüse, frische und gesalzene Fische. Als der Wind günstig wurde, gaben wir durch ein Signal zu wissen, daß wir in See gehen wollten. Da erschien Kachi mit einer Menge Böte, um das Schiff aus dem Hafen in die Bay zu bugsiren. Auch kamen auf dem großen Boote der älteste Dolmetscher und andere Bekannte Golownins, und begleiteten das Schiff bis zum Ausgang der Bay. Hier rief die Mannschaft beim Abschiede ein Hurrah! und dann wurde dem guten, großherzigen Takatai-Kachi aus Dankbarkeit ein dreifaches: Taischo Hurrah! gebracht. Unser Freund stand mit seinen Matrosen auf der höchsten Stelle im Boote, und rief aus vollen Kräften: Hurrah Diana! wobei er seine Hände gen Himmel hob, und seine Freude über den glücklichen Ausgang und Kummer über die Trennung ausdrückte.

An der japanischen Küste überfiel uns ein heftiger Orkan, der sechs Stunden anhielt. Unsere Lage war äußerst gefährlich, die Nacht sehr dunkel und ein Platzregen strömte herab. Das Wasser im Raume stieg auf 40 Zoll, obgleich unaufhörlich gepumpt wurde. Wir erwarteten den Untergang jeden Augenblick. Endlich legte sich der Sturm und den 3ten November kamen wir unter Schneegestöber glücklich in Petropawlowsk an.

Den 6ten November wurde auf dem Schiffe das letzte Dankgebet für die glücklich überstandenen Reisen

gehalten, und die Officiere und Mannschaft bezogen die Hütten, die wir im vorigen Winter bewohnt hatten, mit dem tröstenden Gedanken, unsere Freunde und Verwandte wiederzusehen, von denen wir sieben Jahre lang getrennt waren.

So endete unser erster Verkehr mit einem für uns unbekanntem Volke, welches durch Umstände gedrungen und von den eigennützigem Holländern gegen Rußland eingenommen, uns sogar für das Leben unserer Gefangenen zittern ließ. Allein die Vorsehung erhielt sie, und ihr Unglück hat möglich gemacht, was zuvor aller menschlichen Weisheit unerreichbar schien. Zwei große Staaten, die sich bisher ganz fremd waren, haben dadurch einen großen Schritt zum künftigen Verkehr gemacht; denn man kann sich jetzt mit der Hoffnung schmeicheln, daß sie sich nun einander immer mehr nähern und endlich das erwünschte Ziel erreichen werden: freundschaftlichen Verkehr auf beiderseitigen Vortheil begründet. — Da ich fürchtete, daß die abgenutzte Diana, gleich dem Schiffe, welches zur Expedition des Capitains Billings diente, im Hafen versinken würde, so zogen wie es bei hohem Wasser so viel wie möglich ans Land. Die Diana, die nicht mehr im Stande ist, mit den Wellen des Oceans zu ringen, wird jetzt noch als Magazin dienen, und bleibt ein Denkmal für künftige Zeiten. Es ist möglich, daß diese, durch Cook und La Peyrouse berühmte gewordenen Küste mit der Zeit, wegen der vortheilhaften geographischen Lage, den benachbarten asiatischen Völkern bekannter werden, und von Seefahrern mehr besucht werden wird. Dann wird viel

leicht das Unglück unserer Landsleute und ihre wunderbare Errettung die Aufmerksamkeit eines aufgeklärten Beobachters auf sich ziehen.

Zum Schluß meiner Erzählung, die eine bloße Ergänzung der Denkwürdigkeiten des Capitains Solownin ist, will ich in der Seele des gefühlvollen Lesers das Mitleid erneuern, welches er bei der traurigen Geschichte des unglücklichen Moor empfunden haben wird.

Seit dem Tage unserer Ankunft im Peter-Pauls-Hafen, nach so vielen glücklich überstandenen Gefahren und Reisen, athmete alles in unserm kleinen Kreise Freude; nur Hrn. Moors Verzweiflung minderte sie. Es ist aus Solownins Werke bekannt, daß er aller Hoffnung beraubt, der furchtbaren Gefangenschaft zu entgehen, ohne andere böse Absicht, allmählig vom Pfade der Ehre abwich. Die unerwartete Veränderung der Umstände stürzte ihn tiefer und tiefer, und gänzliche Verzweiflung bemächtigte sich seiner endlich. Ein gewöhnlicher Mensch hätte seine Verirrung bald vergessen; allein wo das Gefühl des Guten tief Wurzel gefaßt hat, da markert eine böse That das Gewissen auf ewig. Das beweist das beklagenswerthe Ende des unglücklichen Moor. Ich kann nicht umhin, eines Austritts mit ihm zu erwähnen. Als er ans Schiff kam, wollte ich ihn, wie die übrigen, freudig umarmen; da trat er erschrocken zurück, reichte mir seinen Säbel, und sagte mit betrübter Stimme: „ich bin unwürdig, ich bin unwürdig, weist mir den Platz an, wo die Verbrecher sitzen.“ — Ich überlasse es dem Leser zu urtheilen, wie bald meine Freude verdrängt wurde, und um der

Mannschaft die Scene zu verbergen, nahm ich den Säbel und sagte: ich nehme ihn an, als ein Denkmal des fröhlichen Tages. Darauf führte ich ihn in die Kajüte. Alle Officiere folgten uns. Herr Solownin und der Steuermann Ehlebnikow dankten hier allen für die Beschwerden, die sie zu ihrer Befreiung gelitten hatten *). Hr. Moor that es auch mit gefühlvollen Ausdrücken, wandte sich aber wieder zu mir und wiederholte: „ich bin unwürdig.“ Herr Solownin that sein Möglichstes, um ihn zu versichern, daß er alles vergesse, und bat ihn inständigst, nie der Unannehmlichkeiten zu erwähnen, die seine Verzweiflung während der Gefangenschaft erzeugte. Der Unglückliche, den sein Gewissen verdammt, schwieg meistens, und nichts schien Eindruck auf ihn zu machen. Das Weitere ist dem Leser bekannt. Er war ein junger Mann von Talenten, und im Dien-

*) Bei dieser Gelegenheit schenkte mir Solownin seinen denkwürdigen Säbel, den sogar der japanische Kaiser haben wollen. Dieses schätzbare Denkmal werde ich ewig für eine große Belohnung halten. Solownin schenkte zum Andenken seiner Errettung den Officiern seine Fernröhre, astronomischen Instrumente und Pistolen. Von dem Gelde, welches er für seine, in einer Auktion verkauften, Sachen löste, schenkte er den ältesten Unterofficieren 100 Rubel jedem, den jüngern 75 und den Matrosen 25. Den Matrosen, die mit ihm in der Gefangenschaft saßen, 500 Rubel. Der Matrose Makarow, der ihm in der Gefangenschaft wichtige Dienste geleistet hatte, bekommt außerdem jährlich so viel Proviant, als die Matrosen nach dem Reglement auf den Schiffen erhalten, vom Gute Solownius, welches nahe beim Geburtsorte Makarows im Näsanschen Gouvernement liegt. Dem Kurilen Alexei schenkte Solownin Zimmermanns-Instrumente, ein gezogenes Rohr, Pulver, Blei und Labak für 250 Rubel.

ste nur von einer sehr guten Seite bekannt. Mit den Kenntnissen eines ausgezeichneten Seeofficiers verband er viele andere, verstand mehrere fremde Sprachen, und drückte sich in zweien besonders geläufig aus. Mit diesen Kenntnissen, einer edeln Seele, gefühlvollem Herzen und liebenswürdigen Eigenschaften, konnte er nur geachtet und geliebt seyn. Ich bin überzeugt, daß nicht allein wir, seine Dienstgefährten, sein Schicksal bedauern, sondern daß auch alle, die ihn kannten, den Schmerz theilen.

E n d e.



Nachricht an den Buchbinder.

Die fünf Pläne werden eingebunden:

- | | |
|---|-----------|
| 1) Plan des Hafens Edomo | Seite 233 |
| 2) Plan des Hafens von Chakodade | = 237 |
| 3) Plan des mittlern Theils der Stadt Chakodade | = 246 |
| 4) Plan des Zollhauses | = 246 |
| 5) Plan der Bay des Verraths | = 153 |

Muc. 5042/172/51





4110